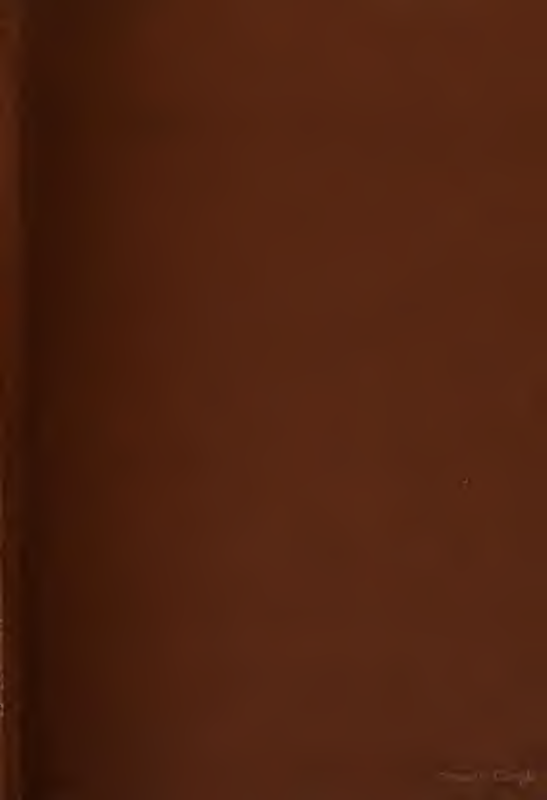


Meine Hochzeitsreise durch Korea während des ...

Rudolf Zabel





u

Hochzeitsreise durch Korea.



Meine Hochzeitsreise

durch

Korea

während des

Russisch-japanischen Krieges.

Von

Rudolf Zabel,

Verfasser von „Deutschland in China“; „Durch die Mandschurei und Sibirien“; „Im muhammedanischen Abendlande Marokko“.

Mit Titelbild, einer Karte und 200 Abbildungen im Text, zumeist nach eigenen Aufnahmen des Verfassers.

Altenburg, S.-A.
Stephan Geibel Verlag.
1906.

Meiner herzallerliebsten Frau

gewidmet.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Verzeichnis der Textillustrationen.

(* bedeutet: nach japanischem Original.)

Verzeichnis der Abbildungen ethnologischen Charakters.

(Die abgebildeten Gegenstände befinden sich sämtlich im Besitz des Verfassers. Wo in den Unterschriften nicht ausdrücklich anders vermerkt, sind die Gegenstände koreanischen Ursprungs.)

Erstes Kapitel.

Die Ausreise.

Bis ans Ende der Welt. — Reisezwischenfälle. — Wien. — Bruck. — Triest. — Auf der Kleopatra. — Brindisi. — Über Alexandrien nach Port Said. — Ein Gaunernest. — Der Suezkanal. — Das Wirenius-Geschwader. — Artemisia. — Im Roten Meer. — Ein Lebenskünstler. — Penang. — Englisch-japanische Bündnisschmerzen. — Singapore. — Chinesische Gäste. — Ein freudiges Ereignis an Bord. — Hongkong im Zeichen des Krieges. — Ankunft in Japan.



Fig. 1. Fuji Yama-Landschaft. (Jap. Schwarzzeichnung.)

Zu einer Hochzeitsreise gehören bekanntlich mindestens zwei Personen. Mehr als zwei sind nicht nötig. Sie sind zwar zulässig, aber nicht wünschenswert. Wie „sie" aussieht, erfährt der freundliche Leser aus dem Titelbilde. Sollte er sich auch für „ihn" interessieren, so mag er das Titelbild seines Reisewerkes „Durch die Mandschurei und Sibirien" sich ansehen. Hier besaß „er" die Eitelkeit, sich abkonterfeien zu lassen, weshalb es hier nicht erneut nötig ist.

Gegenwärtig sind wir bereits vier Tage verheiratet. Wir haben nicht die Geschmacklosigkeit besessen, unsere Hochzeitsreise unmittelbar vom Hochzeitsdiner weg anzutreten. Wäre der russisch-japanische Krieg nicht ausgebrochen, so würden wir jetzt überhaupt noch nicht geheiratet haben, vielmehr erst im Mai, wo alle Knospen springen. Wir haben uns aber sozusagen von heute auf morgen entschlossen, zu heiraten. Die Papiere wurden telegraphisch besorgt, und der Minister des Innern hat zu unseren Gunsten

einen eigenen Ministerialerlaß unterzeichnet, auf Grund dessen wir die Erlaubnis erhielten, innerhalb von drei Tagen uns die zarten Fesseln anschmieden zu lassen.

Früher, als man noch nicht wußte, daß die Erde rund ist, hieß es in solchen Fällen wohl: „Liebster Schatz, ich gehe mit dir bis an das Ende der Welt!" Da aber, seitdem die Erde als rund anerkannt ist, das Ende der Welt nicht mehr aufzufinden ist, so kann man heute allenfalls sagen: „Liebster Schatz, ich gehe mit dir rund um die Erde!" Auch in dieser Fassung bleibt die Zusicherung für gewöhnlich eine starke Übertreibung; denn erstens denken die meisten Leute, wenn sie so etwas sagen, gewöhnlich überhaupt nicht daran, um die Erde zu reisen, zweitens würden sie nicht Wort halten, wenn es so weit käme, und drittens denken sie am allerwenigsten daran, auf einer derartigen Reise zu Fuß zu gehen. Soweit das letztere in Betracht kommt, bedeutet das allerdings auch für uns eine Übertreibung. Aber in der Tat beabsichtigen wir, die Probe auf das Exempel zu machen, indem wir unsere Hochzeitsreise, wenn auch nicht bis ans Ende der Welt, so doch halb um die Erde — bis nach Korea anzutreten im Begriffe sind.

Wohl der ärgste Neider muß zugeben, daß es für eine Frau von 20 Jahren, die ganz andere hätte haben können, ein Wagnis ist, einen Menschen zu heiraten, der es zu seinem Beruf gemacht hat, sich immer die unbekanntesten Gegenden der Erde für seine wissenschaftlichen und sportlichen Neigungen auszusuchen, und die dabei dem Grundsatz Ruths huldigt: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen." Es paßt uns natürlich nicht, eine Ehe zu führen, bei der der Mann Jahr und Tag außer Landes weilt, während die Frau sich daheim die Augen nach ihm ausweint. Das haben wir von vornherein miteinander ausgemacht, daß jede Freude und jedes Leid geteilt werden sollen. Wenn einer von beiden die Absicht gehabt hätte, es anders zu handhaben, dann hätten wir uns bestimmt nicht geheiratet. Nun ist alles Hals über Kopf gegangen. Ich habe den Auftrag erhalten, als Kriegskorrespondent auf japanischer Seite am russisch-japanischen Kriege teilzunehmen. Nicht daß das Handwerk des Kriegskorrespondenten so besondere Reize auf mich ausübte! Aber erfahrungsgemäß

liegen bei solchen Gelegenheiten in fremden Ländern namentlich die wirtschaftspolitischen Verhältnisse sehr auf der Oberfläche, und man erhält in Kriegszeiten einen erheblich leichteren Einblick in das Volkstum der Länder, die den Kriegsschauplatz bilden, als im Frieden. Herrisch setzt sich der Krieg hinweg über die Schranken, die sonst namentlich in sogenannten verschlossenen Ländern althergebrachtes Recht und Sitte dem Blick des Forschers setzen, und so will ich die Kriegskorrespondenz auch diesmal, wie in früheren Fällen, als Mittel zum Zweck benutzen, um meine ostasiatischen Erfahrungen durch neue Beobachtungen zu erweitern.

* * *

Es steht also von vornherein fest, daß unsere Hochzeitsreise länger dauern wird, als der übliche Honigmonat, und es steht vor allen Dingen auch fest, daß wir uns unterwegs mit noch wesentlich ernsteren Dingen beschäftigen werden, als man sie gewöhnlich im Honigmonat zu treiben pflegt. Überdies haben wir uns versprochen, daß wir uns sowieso mit einem Honigmonat nicht begnügen werden, sondern unser ganzes Leben soll nur aus Flitterwochen bestehen, und wir haben auch die Absicht, dieses Versprechen getreulich zu halten. Da steht nun eine erkleckliche Anzahl wohlgepackter Koffer bereit, um nach dem Bahnhof geschafft zu werden. Mit Urväter Hausrat sind wir gottlob vorderhand noch nicht weiter erblich belastet. Wir brauchen uns also keine Sorgen zu machen, daß Schätze, die Motten oder Rost fressen, in unserer Abwesenheit in der Tat diesen beiden Unholden zum Opfer fallen. Alles, was unser ist, haben wir in unseren Koffern und im Portefeuille. Heute abend um zehn Uhr geht der Schnellzug ab, mit dem wir morgen früh in Wien eintreffen werden und übermorgen in Triest. Es ist mir die Verpflichtung auferlegt worden, mit aller nur tunlichen Beschleunigung abzureisen. Den nächsten fälligen deutschen Postdampfer erreichen wir nicht mehr in Genua. Da ist uns denn die Liebenswürdigkeit des Herrn Generaldirektors der Hamburg-Amerika-Linie zu Hilfe gekommen. Er hat uns nicht nur gestattet, den nächsten mit gleicher Geschwindigkeit, wie der Postdampfer des Norddeutschen Lloyd, fahrenden 8000 tönnigen Frachtdampfer „Artemisia" von Port Said aus zu benutzen,

sondern hat auch seiner Güte noch dadurch besonderen Wert verliehen, daß er in Anbetracht des Zwecks mir für meine Person das Billett nach Ostasien als Hochzeitsangebinde übermitteln ließ. Die „Artemisia" besitzt außerdem noch den Vorteil, daß sie keinen der zahlreichen indischen Häfen anläuft, sondern in einer Tour von Port Said bis Pulo Penang, einer Insel an der Südspitze der malayischen Halbinsel, durchfährt. Fernerhin macht sie von Hongkong aus die Reise nach Yokohama direkt, ohne die chinesischen oder andere japanische Häfen vorher anzulaufen. Wenngleich unsere Aufenthalte an den Anlaufhäfen auch etwas länger sein werden, als man es bei dem Postdampfer gewöhnt ist, so haben wir doch die Chance, nur kurze Zeit später in Yokohama einzutreffen, als der deutsche Postdampfer, den wir nicht mehr haben erreichen können. Allerdings war es auch trotz dieser Vergünstigung nicht mehr möglich, die „Artemisia" in einem europäischen Hafen noch zu erreichen, da das Schiff seit Antwerpen keinen europäischen Hafen mehr anläuft, und somit müssen wir zunächst mit dem Schnelldampfer des Österreichischen Lloyd „Kleopatra" von Triest aus nach Alexandrien fahren und von Alexandrien mit einem Küstendampfer nach Port Said. Hier in Port Said werden wir das Eintreffen der „Artemisia" abwarten. Wir werden an Bord voraussichtlich die einzigen Passagiere sein. Außerdem wird uns keine Stewardskapelle zu drei verschiedenen Tageszeiten mit ihren trivialen Weisen in den Ohren liegen. Es war mir vor der Abreise nicht mehr möglich, die Ausarbeitung der geographischen Ergebnisse meiner letzten Reise — nach Marokko — zu vollenden. Die Ruhe der Reise auf dem großen, vollbeladenen und infolgedessen voraussichtlich sehr ruhig laufenden Schiff wird der Vollendung dieser Arbeit trefflich zustatten kommen.

* * *

Es gehört zu dem Begriff der Hochzeitsreise, daß irgend etwas dabei nicht klappt. Wenn es uns nun auch nicht ergangen ist, wie kürzlich einem Bekannten, der von der Hochzeitsreise aus sehr viele Ansichtspostkarten nach Hause zu schicken pflegte und sie der Portoersparnis halber gleich zu großen Packen in einem Kuvert vereinigte, in das er unter anderem auch noch ge-

meinsam gepflückte Blumen und einen Zweig von einer Buche, unter der sie sich besonders innig geküßt hatten, und merkwürdigerweise auch versehentlich die beiden Rundreisebilletts hineinpackte, so hatten doch auch wir jeder zu seinem Teile über Mißgeschick zu klagen. Bei meiner Frau stellten sich bereits auf der Reise nach Wien Zahnschmerzen ein, und mir fehlte unter meinem Gepäck gerade ein sehr wichtiger Teil meiner Ausrüstung, nämlich die Kiste mit photographischen Platten und sonstigen Utensilien. Der törichte Händler sollte mir die Kiste fix und fertig gepackt zur Abfahrt des Zuges an die Bahn schicken. Aber statt des Abends um 10 Uhr schickte er sie erst am andern Morgen um 10 Uhr, als wir schon längst unterwegs waren, und sandte überflüssigerweise auch noch eine Depesche nach Triest, in der er ersuchte, über die Kiste nebst Inhalt zu verfügen. Da wir überdies in Wien auch noch den Anschluß an den Triester Schnellzug verpaßten, so hatten wir die Wahl, entweder bei Nacht über die Alpen zu fahren, um in Wien den Bedarf an photographischen Utensilien decken zu können, oder mit einem Personenzug langsam bis Bruck zu reisen und dort unser Heil mit der Besorgung von photographischen Platten zu versuchen. Da ich, wie sich später herausstellte, auch ziemlich richtig kalkulierte, daß die Zahnschmerzen meiner Frau dahinschwinden würden vor der Majestät der schneebedeckten Alpen, so zogen wir es vor, uns dem Gerumpel eines österreichischen Bummelzuges anheimzugeben und genossen so wenigstens bei Tage die überwältigende Pracht der in blendender Weiße daliegenden Alpenlandschaften. Der trinkgeldheischende Blick des Gepäckträgers, der auf dem Südbahnhof in Wien unsere Koffer expediert, erkennt uns selbstverständlich in unserer Eigenschaft als Hochzeitsreisende und spekuliert auf die Noblesse des jungen Ehemannes, indem er meine Frau mit „Duchesse“ und mich mit „Herr Graf“ anredet. Oder ob er wirklich meinte, es hätte sich hier eine junge Herzogin zu der Mesalliance hergegeben, bloß einen schlichten Grafen zu heiraten? Jedenfalls merkt man die Absicht, ist allerdings nicht verstimmt, sondern überläßt das dem Kofferträger, als er sieht, daß das Trinkgeld der „Duchesse“ und des „Herrn Grafen“ um keinen Heller höher ist, als das eines gewöhnlichen Sterblichen. Nach einer anfangs

sehr anregenden, später desto abspannenderen Fahrt gelangen wir am Nachmittag nach Bruck. Es ist ein steiermärkisches Städtchen, schlicht und schmucklos, mit Kaufläden, wie man sie in jeder deutschen und österreichischen Kleinstadt finden kann. Nicht einmal ein richtiges Café besitzt der Ort. Wohl aber findet man mehrfach die Mitteilung, daß „bei der" soundso eine Gastwirtschaft ist. Der Apotheker des Ortes braut eine Tinktur zurecht, die, auf das Zahnfleisch gestrichen, mörderisch brennt und den wieder



Straßenleben in Port Said

hämmernden Schmerz durchaus nicht beseitigt. Nach mehrfachem Fragen erfahren wir auch, daß der einzige Ort, an dem in der Stadt photographische Platten zu haben sind, ein Eisenladen ist. In der Tat gelingt es hier, einige Dutzend Platten allerverschiedenartigster Herkunft aufzutreiben: Dr. Schleußner-, Lumière-, Styria- und Germania-Platten reihten sich hier Karton an Karton. Es ist aber charakteristisch, daß die außerordentlich erheblichen Unterschiede, die es in der Fabrikation der Trockenplatten gibt, weniger in der Wirklichkeit, als in den Reklamen der Fabriken

bestehen. Gewiß gibt es Unterschiede. Aber sie sind meistenteils nicht derartiger Natur, daß man nicht auch mit einer Germania-Platte ein Bild der schwarzen Kunst erzeugen könnte, so wie man in der Lage ist, das gleiche mit einer Schleußner-Platte zu tun. Den Rest des Abends verbrachten wir damit, in einem der Gasthöfe von Bruck ein Mittel gegen Zahnschmerzen anzuwenden, das sich bisher immer noch als das beste erwiesen hat: über einem guten Schnitzel bei einem Glase Böslauer Gespritzten und bei munterem Geplauder sie zu — vergessen. Und als schließlich gegen Mitternacht der Wiener Kurierzug uns in seinen molligen Schlafwagen aufnahm, wurde diese Tätigkeit im Prinzip fortgesetzt, nur daß an Stelle des Schnitzels, des Böslauer Gespritzten und des munteren Geplauders Gott Morpheus trat, der die Liebenswürdigkeit hatte, uns alsbald in seine Arme zu nehmen. Diese Tätigkeit schien ihm zu gefallen; denn er setzte sie bis zu unserem Eintreffen am Morgen in Triest fort.

* * *

Kurz vor Triest wird Kaffee gereicht. Wir schlürfen ihn mit Behagen. Ade nun, du schöner heimischer Kaffee! Denn das, was man unter deinem Namen gewöhnlich da draußen zu trinken bekommt, zumal erst jenseits des Suezkanals, verdient nicht mehr diesen Ehrennamen. Die Zahnschmerzen sind auch weg, und als wir aussteigen, regnet es in Strömen. Aber mild streichelt die Luft des Südens unsere Wangen, die dafür besonders dankbar sind, nachdem sie eben noch die Eishandschuhe des nordischen Winters spüren mußten. Bald bekommt auch der Himmel ein Einsehen, und verstohlen lugt er schon wieder durch die Wolken, gerade so viel, daß man daraus eine blaue Hose zusammenschneidern könnte. Wetterkundige behaupten, daß unter diesen Umständen für den Nachmittag heller Sonnenschein zu erwarten ist.

* * *

Bis zur Abfahrt des Dampfers haben wir gar nicht mehr viel Zeit. Nochmals hätten wir unterwegs keinen Zug verpassen dürfen, sonst wären wir zu spät gekommen. Die Linie Triest-Alexandrien ist neben der Linie Triest-Bombay die am

meisten bevorzugte Passagierlinie des Österreichischen Lloyds. Die „Kleopatra", auf der wir uns einschiffen, läuft auf der Alexandrien-Linie, die besonders auch von Deutschen gern gewählt wird, die dem rauhen Winter entfliehen und in Ägypten Schutz vor seinen Unbilden suchen. Auch unsere Reisegesellschaft besteht zu fast zwei Dritteilen aus deutschen Ägyptenfahrern. Die meisten sind noch sogenannte „ungefahrene" Seeleute und zeigen vorläufig noch bedeutenden Mut, trotzdem ein ziemlich steifer Sirokko weht und die Wellen der Adria gegen den langen Molo preßt, so daß sie sich bäumen und aufspritzen und das Licht der Sonne, die eben sich freie Bahn schafft, im Wasserstaub zerlegen in die Farben des Regenbogens. Die letzten Warenballen werden an Bord verstaut. In dem Portofranko herrscht am Lloyd-Quai buntes Gewoge von Wagen und Fußgängern. Noch wimmelt das breite Promenadendeck von einer heftig durcheinander sich drängenden Menschheit. Zahlreich sind die Blumenarrangements in der Hand von abschiednehmenden Verwandten, Freunden und Bekannten. Ein buntes Stimmengewirr erfüllt das Deck, so daß man vergebens nach einem Plätzchen sucht, wo man nicht gestoßen, gedrängt oder auf die Fußzehen getreten wird. Gepäckträger und Stewards laufen hin und her, um die verschiedenen Gepäckstücke in die Kabinen oder in den Laderaum zu verstauen. Aber schon naht das Verhängnis in der Gestalt des Deckstewards, der, mit einer mächtigen Glocke bewaffnet, einen ohrenzerreißenden Lärm vollführt und damit das Signal gibt zum Verlassen des Schiffes für alle diejenigen, die nichts mehr darauf zu tun haben. Eine Weile steigert sich das Getöse der Verabschiedung bis zu seinem Höhepunkt. Es regnet Küsse und Umarmungen. Aber allmählich schiebt sich doch der größere Teil der Menschheit über die steile Treppe vom Promenadendeck hinunter nach dem Hauptdeck und verläßt den Dampfer, um nun am Quai Posto zu fassen, während die Verabschiedeten ihrerseits über die Reeling lehnen. Die Dampfwinschen arbeiten bereits wuchtig. Das Schiff wird losgetaut, und erst ganz allmählich, dann immer schneller und schneller, weicht es zurück vom Quai. Der Schnabel des Dampfers wird von einem Schleppdampfer vom Lande weggezogen. Denn das Hafenbecken ist zu klein, als daß der Dampfer

in ihm aus eigener Kraft wenden könnte. Die Figuren am Quai verschwinden mehr und mehr. Man sieht nur noch wehende Taschentücher, und die Leute an der Reeling greifen zu den Ferngläsern. Das Schiff streicht jetzt langsam durch die Hafeneinfahrt hindurch, die von dem Molo begrenzt wird. Die weiche Stimmung, die sich der meisten der Passagiere bemächtigt hat, wird durch ein zweites Schellengeläute jäh zerrissen, und manche letzte Abschiedsträne wird erstickt in dem Gefühle, das sich bei jedermann nach diesem zweiten Klingelzeichen geltend macht, und das der Pöbel Hunger nennt. Es ist das Zeichen zum zweiten Frühstück, und die ganze schwatzende und wimmelnde Menschheit vom Deck findet sich alsbald im großen Speisesaal zusammen. Man schließt die ersten Bekanntschaften. Natürlich sind wir nicht die einzigen Hochzeitsreisenden. Es wird serviert, und jeder greift hurtig zu. Mittlerweile sind wir aber aus der Hafenausfahrt hinaus und schwimmen schon in der offenen Adria. Der Sirokko steht gerade steif auf das Schiff zu, und die Wellen sind nun nicht mehr so rücksichtsvoll, wie jenseits des Molo im Hafenbecken. Daher kommt es denn, daß allmählich die Unterhaltung leiser wird. Bei mehreren regt sich schon der Wunsch, nochmals von der Reeling aus mit dem Taschentuch zu schlenkern. Als wir aber nach aufgehobener Sitzung an Deck kommen, sehen wir schon, daß bei manchen das Taschentuch auch bereits anderen Zwecken dient, als nur dem Schlenkern. Verschiedene, die beim Abschied gar nicht geweint hatten, wischen sich jetzt die Tränen aus den Augen. Andere laufen mit gestreckten Knien auf dem Verdeck stürmisch umher, als ob sie gegen ein widriges Geschick mit aller Energie und Strammheit ankämpfen müßten. Doch haben andere wieder das Rennen bereits aufgegeben und behaupten, über die Reeling gebeugt, sie sähen Delphine, oder benutzen die langen Holzbänke, die auf dem Promenadendeck stehen, als Gelegenheit zum Liegen, was unter solchen Umständen noch am sichersten vor Selbstmordgedanken bewahrt.

* * *

Es rast die See und will ihr Opfer haben!

Noch sind es die Gewässer Europas, die uns in dieser Weise straff anpacken. Noch einmal laufen wir einen europäischen Hafen an: Brindisi. Noch einmal bemüht sich Europa, sich den Abschiednehmenden von einer idyllischen Seite zu zeigen. Ein verschlafenes Nest, dieses Brindisi! Leute, die arbeiten, sieht man kaum irgendwo. Die Hauptbeschäftigung der Leute von Brindisi scheint darin zu bestehen, das dolce far niente zu üben. Am Quai amüsiert sich ein Schutzmann damit, die Straßenjungen mit seinem Polizeiknüppel in einige Aufregung zu versetzen, als ihnen die Passagiere vom Deck herunter kleine Münzen zuwerfen, um die sie sich balgen und streiten. So empfinden sie bereits in der Jugend, wie schwer es den Menschen gemacht wird, sich ihr tägliches Brot zu verdienen. Eine italienische Bänkelsängergesellschaft ist auch da. Natürlich singt sie: „Funiculi funicula" und „Bella Napoli", was namentlich den trinkgeldfrohen deutschen Mitreisenden derartig ans Herz geht, daß sie noch tiefer als sonst in den Beutel greifen und darum wetteifern, die Münzen in den Regenschirm hineinzuwerfen, den die alles andere als göttliche Diva der Gesellschaft verkehrt über sich hält, um die Spenden darin aufzufangen. Zwei Stunden Aufenthalt in Brindisi sind gerade hinreichend, um den Wunsch nahe zu legen, es möchte weitergehen. Unsere Italien-Sehnsucht ist wieder einmal gestillt, und es ist uns jetzt ziemlich gleichgültig, ob die Sängergesellschaft zum Dank für die reichlich geflossenen Trinkgelder uns noch einmal „Bella Napoli" nachsingt, als das Schiff schon im Fahren und gar keine Aussicht auf einen Abstecher nach Neapel oder auf weitere Trinkgelder mehr vorhanden ist.

* * *

Drei Tage noch bis Alexandrien! Für den, der an die „erstklassige" Unterbringung und Verpflegung auf den deutschen Schiffen gewöhnt ist, ist es kein Genuß, mit einem österreichischen Schiff zu reisen. Speziell auf der „Kleopatra" kommt manches zusammen, das uns nicht passen will: miserabler Kaffee, verdorbene Milch und altbackene Brötchen zum Frühstück, zum Mittag- und Abendessen ölige und überfettete Speisen, die den,

der nicht schon seekrank ist, sicherlich seekrank machen, und manches andere. Es beruht wohl in der Hauptsache auf Nichtwissen, wenn namentlich die deutschen Ägypten-Reisenden diese Linie sehr stark frequentieren. Sie ist überdies teurer, als die treffliche Gelegenheit, die sich für die Reisenden bietet mit den Schiffen der deutschen Postlinie nach Ostasien. Einschiffungshafen wäre für diese Strecke Genua oder Neapel; zumal Genua läßt sich



Port Said von der Einfahrt zum Suezkanal aus gesehen.
(Aufnahme mit Gorz-Tele-Apparat.)

von jeder deutschen Stadt aus ungefähr ebenso schnell und sicher bequemer erreichen, als Triest. Wäre uns der deutsche Postdampfer nicht gerade vor der Nase davongefahren, dann hätten wir sicherlich die „Kleopatra“ nicht gewählt. Vor allen Dingen fehlt es ihr an ausreichender Ladung, und sie schlingert infolgedessen in einer geradezu unerhörter Weise. Die deutschen Postdampfer führen gewöhnlich auf der Strecke Genua—Port Said ihre schweren Frachten für Ostasien im Rumpfe, und es kommen noch manche Annehmlichkeiten hinzu, die man als solche erst

dann voll empfinden lernt, wenn man sie späterhin unter ähnlichen Verhältnissen entbehren muß. Nach vier Tagen erreichen wir Alexandrien, eine große, man kann fast sagen, ganz europäische Stadt, in der die schwarzen Gesellen zuerst geradezu als eine am falschen Ort verwendete Komparserie erscheinen, mit modernen Hotels und allem Komfort und mit Preisen, die exorbitant sind. Alexandrien bildet für die meisten unserer Mitpassagiere nur Durchgangsstation. Sie fahren weiter nach Kairo und zum großen Teil den Nil hinauf bis nach Assuan. Unser Weg zweigt hier ab. Wir sind erfreut, daß am gleichen Nachmittag bereits ein Dampfer nach Port Said weiter geht. Es ist ein Küstendampfer der Rubattino-Linie, ein Italiener, der auf der Linie Palästina—Syrien und Kleinasien fährt. Beim Diner sind wir einschließlich des Kapitäns nur 7 Personen. Das Diner ist trefflich und bildet einen hocherfreulichen Kontrast zu unseren bisherigen Erfahrungen auf der „Kleopatra“. Am anderen Morgen treffen wir in aller Frühe in Port Said ein, der Kopfstation des Suezkanals. Unser erster Weg führt uns zur Agentur der Hamburg-Amerika-Linie, und wir erfahren, daß die „Artemisia“ erst in einigen Tagen erwartet wird. Sie hatte unterwegs sehr schlechtes Wetter und hat daher zwei Tage Verspätung. Somit beziehen wir ein Hotel, dessen Fenster direkt auf den Hafen hinausgehen, und wo man bereit ist, uns für 10 Mk. pro Tag und Person vollständig zu verpflegen, mit Ausnahme der Getränke, unter denen als billigstes Selterwasser mit 75 Centimes rangiert. Ein Schuß Himbeersaft dazu kostet ebenfalls 75 Centimes, macht zusammen 1,50 Francs. Die Preise für die teuereren Sachen sind dementsprechend.

* * *

Port Said gehört sicherlich zu den bekanntesten Häfen der Erde. Jeder Dampfer, der den Suezkanal passiert, legt in Port Said an, und die Passagiere verfehlen gewöhnlich nicht, dieser eigenartigen neuzeitlichen Städtegründung einen Besuch abzustatten. Das ganze Leben und Treiben von Port Said ist sozusagen auf diese Besuche zugeschnitten. In der Erinnerung der meisten flüchtigen Besucher dürfte Port Said als ein echtes, rechtes

Gaunernest existieren, wo man in einer Spielhölle sein Geld verliert, wo man bei Simon Arzt sich mit ägyptischen Zigaretten versieht, wo man umringt ist von einer aufdringlichen Horde von Schwarzen, die sich als Führer, als Postkartenverkäufer, als Straußenfederhändler, als Schlepper der zahlreichen Kaufläden anbieten und dem Fremdling die paar Stunden, die er an Land zubringt, nach Möglichkeit heiß machen. Viel mehr gibt es auch in der Tat in Port Said nicht zu sehen. Der Ort selbst ist neu entstanden seit dem Durchstich des Suezkanals. Er liegt auf einer Nehrung, die nur schmal und durch weite, jetzt teilweise versumpfte Salzwasserlagunen abgeschnürt ist vom Hinterland. Das Grün, das man in Port Said findet, ist zu zählen, und wenn die Leute von Port Said sich einmal Blumen verschaffen wollen, müssen sie sie erst von Kairo aus mit der Bahn kommen lassen. Auch wir haben alsbald nach der Landung jene Horde von Händlern, Agenten und Schleppern hinter uns. Speziell einen braunen Burschen, der sich uns durchaus als Führer aufdrängen will, wo es doch gar nichts zu führen gibt, können wir nicht los werden. Selbst mit dem Stöckchen läßt er sich nicht vertreiben; und bleiben wir vor irgend einem Schaufenster stehen, sofort springt er hinzu, will uns die Sachen, die darin liegen, erklären und spielt sich dem Händler gegenüber auf, als ob er die Fremden ihm zugeführt hätte, eine Dienstleistung, die natürlich durch ein entsprechendes Trinkgeld seitens des Händlers belohnt zu werden verdient. Aber bereits im Laufe dieses Tages merkt es die Rotte Korah, daß wir im Hotel wohnen. Und am folgenden Tage belästigt man uns nicht mehr, sondern betrachtet uns bereits als zu längerem Aufenthalt Anwesende, auf die das Rezept, das auf die Durchgangsreisenden angewendet wird, nicht mehr paßt. Unser Hotel liegt gerade gegenüber der Landungsstelle, und von unserem Balkon aus beobachten wir das Treiben, wenn ein Dampfer hereinkommt, und das wechselnde Bild, das sich dann vor unseren Augen abspielt. Zu gewöhnlichen Zeiten, das heißt, wenn kein Passagierdampfer im Hafen liegt, macht Port Said fast den Eindruck einer ruhigen und behäbigen Stadt. Aber kaum kommt ein Dampfer in Sicht, da wogt und strömt es im Hafen aus allen Seitenstraßen zusammen. Unter die braunen



Station am Suezkanal.
Die Station liegt am Süßwasserkanal, der Schiffahrtskanal läuft diesem parallel (rechts vom Bilde).

Araber mischen sich alte Juden im Kaftan und mit langen, an den Schläfen herunterhängenden Löckchen, die gefürchtetsten Halsabschneider, denen es nicht darauf ankommt, für eine Straußenfeder, die keine drei Mark wert ist, mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt vier englische Pfund zu fordern. Kommen dann die Passagiere an Land, so sind sie sofort umringt und in die Mitte genommen von zwei bis sieben Kerlen; meistens sind sie der Verhältnisse noch zu ungewohnt, als daß sie in der Lage wären, sich der aufdringlichen Gesellschaft mit Energie zu entledigen. Im Eingang der Hauptstraße steht dann die Rotte der Geschäftsagenten, unter denen sich besonders der von Simon Arzt hervortut, der mit laut erhobener Stimme brüllt: „Hier, meine Herrens, haben Se Simon Arzt Zigarettes, Zigarettes Simon Arzt!" Wagt es dann der Fremdling, in die Hauptstraße einzudringen, so schreien nun auch die Besitzer der zahlreichen Läden in den verschiedenen Kultursprachen auf ihn ein. Manche gehen sogar so weit, daß sie ihm den Weg vertreten, und mit echt orientalischer einladender Geste ihn ermuntern, diese oder jene Herrlichkeit am Wege zu besichtigen. Der arme Fremdling ist dann schlimmer dran, als wenn er auf dem Jahrmarkt durch eine Reihe Buden geht und die zahlreichen Konkurrenten sich beinahe darum raufen, wer denn nun diesen fetten, zahlungsfähigen Kunden zum Stehenbleiben und zum Kaufen veranlaßt. Ist dann der Passagierdampfer wieder weg, dann sieht Port Said wieder ganz friedlich und fast verschlafen aus. Und kommt ein Einheimischer oder ein Fremder, der nicht mehr zu jenen innerhalb von zwei Stunden Aufenthalt möglichst bis aufs Hemd auszuziehenden Durchreisenden gehört, in einen der Läden, so kann es ihm passieren, daß der eben noch so eifrige Verkäufer sich gar keine sonderliche Mühe gibt, ihn zu bedienen. Übrigens ist es ein stilles Übereinkommen, daß der Eingesessene in Port Said, oder wer sich längere Zeit dort aufhält, wesentlich billigere Preise in den Kaufläden dieses Gaunernestes erhält, als der Passagier eines durchfahrenden Dampfers, der in den Augen der Leute von Port Said nur dazu da zu sein scheint, daß er innerhalb von zwei Stunden nach Möglichkeit ausgesogen und über den Löffel barbiert werden soll und muß.

* * *

Dem Suezkanal verdankt Port Said, wie schon gesagt, seinen Ursprung und seine Existenz. Die Angestellten des Suezkanals, fast ausschließlich Franzosen, nehmen auch in der Gesellschaft von Port Said die erste Stellung ein — wenigstens tun sie so. Der Suezkanal gehört zu den bestrentierenden Unternehmungen. Bekanntlich mußte sein Gründer Lesseps seine Landsleute fast kniefällig bitten, ihm die Aktien dieses Unternehmens abzunehmen. Jetzt sind die Aktien in festen Händen, und dem Begründer hat man in Port Said gleich zwei Denkmäler auf einmal gesetzt, von denen das eine draußen im Meere auf dem gewaltigen Wellen-



Landungsbrücke im Suezkanal; im Hintergrunde Bagger.

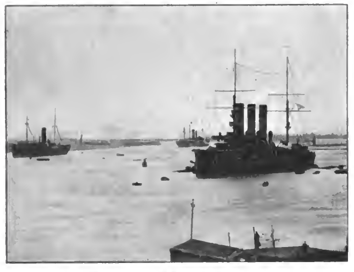
brecher steht und schon von weitem als das Wahrzeichen von Port Said zu erkennen ist, wenn man sich dem Ort von der Seeseite nähert. Unter den Unternehmungen, die dort existieren, nimmt mit den ersten Platz ein das deutsche Kohlendepot, das von einem Konsortium von deutschen Schiffahrtslinien und Zechen begründet ist und unterhalten wird, das aber nicht allein nur deutsche Schiffe mit Kohlen versorgt, sondern auch zahlreiche Schiffe anderer Nationen, und damit in erhebliche Konkurrenz getreten ist zu den französischen und englischen Depots, die bisher den Kohlenhandel in diesem Hafen in der Hand hatten, der vielleicht den größten Schiffsverkehr der Welt aufweist. Wer

in Port Said länger zu leben — man kann wohl sagen — gezwungen ist, dessen Schicksal ist nicht sonderlich beneidenswert. Der Ort bietet trotz seiner Spielhöllen, seiner singsong halls, die samt und sonders auf die niederen Triebe des Fremdenverkehrs berechnet sind, so gut wie nichts. Als etwas Außerordentliches galt schon ein Ausflug, an dem wir uns auf Einladung des rührigen Chefs des deutschen Kohlendepots, Herrn Ebhardt, beteiligten, und der mit einer Dampfpinasse in den Suezkanal hinein unternommen wurde. Bis zum Kilometerstein 10 darf man in den Kanal hineinfahren, ohne die hohe Suezkanalsteuer bezahlen zu müssen. Wir kosteten denn auch das Vergnügen bis zur Neige aus und legten erst bei Kilometerstein 10 an, wo eine der zahlreichen Stationen steht. Neben dem eigentlichen Schiffahrtskanal her läuft noch ein Süßwasserkanal, eine Ableitung vom Nil, die Port Said mit Süßwasser versorgt. Dieser Kanal ist an seinen Rändern mit Strauchwerk bewachsen und bietet insofern etwas Schatten und dem Auge in der trostlosen Wüstenei einige Abwechslung. Parallel beiden Wasserkanälen liegt der Schienenstrang nach Ismaila am Großen Bittersee. Es läuft bis dahin eine Sekundärbahn, die aber demnächst als Vollbahn ausgebaut werden soll. In Ismaila erreicht sie den Anschluß an die Hauptstrecke Suez—Kairo. Im Fahrwasser des Suezkanals wird andauernd gearbeitet. Ständig sind große Bagger in Tätigkeit, die vermittels eines langen Armes das ausgebaggerte Erdreich mit Wasser untermischt direkt über das Ufer des Kanals hinüberleiten und ausschütten in dem ehemaligen Becken eines großen Salzwassersees, der beim Bau des Suezkanals trockengelegt wurde. Auf der Rückfahrt wurde auf dem kleinen Dampfer ein Picknick eingenommen, das wenigstens teilweise dafür entschädigte, daß man landschaftliche Reize so ganz entbehren mußte.

* * *

Hier in Port Said hörten wir auch wieder erstmalig etwas vom Krieg. Noch war ja die Zeit der ersten Seeschlachten, und erst kürzlich war ein russisches Geschwader unter dem Admiral Wirenius durch den Kanal gegangen, auf der Ausreise begriffen

nach den ostasiatischen Gewässern. Es war indessen über das französische Djibuti nicht hinausgekommen und war dann wieder zurückgekehrt. In Port Said war man infolgedessen ziemlich beunruhigt, weil das russische Geschwader im Roten Meere sozusagen auf dem Anstande lag und jedes ausreisende englische Schiff anhielt, um es auf Kriegskonterbande zu untersuchen. Die Reeder waren aber meistens schlau genug, wenn ihre Schiffe



Russisches Kriegsschiff (Aurora) vor Port Said.

tatsächlich Kriegskonterbande für Japan enthielten, die Papiere auf irgend einen nichtjapanischen Hafen ausstellen zu lassen. Es blieb ja immer noch Zeit, die Schiffe von dort aus nach Japan zu beordern. Man war im allgemeinen der Ansicht, daß das russische Geschwader im Roten Meere sich nur so lange aufhalten würde, als bis ein zweites Geschwader — man vermutete Transportschiffe der Freiwilligenflotte aus dem Schwarzen Meere — eingetroffen sein würde, um dieses dann zu begleiten. Um so mehr war man überrascht, als eines schönen Tages das ganze

russische Geschwader den Suezkanal erneut passierte und wiederum vor Port Said erschien, dort Kohlen einnahm und dann hinausfuhr ins Mittelmeer. Die Offiziere ließen verlauten, sie hätten Order, ein zweites russisches Geschwader, das aus der Ostsee käme, zu erwarten. In der Tat hat dieses Geschwader so lange gewartet, bis es etwa nach Jahresfrist mit dem sogenannten zweiten russischen Geschwader unter Rostweschtschjensky erneut die Ausreise antrat, die dann unter den eigenartigen Auspizien der Seeschlacht bei Hull erfolgt ist und mit dem traurigen Schauspiel in der Tsuschima-Straße endete.

* * *

Auch wir waren eine Sorge mehr los, als wir das russische Geschwader wieder außerhalb des Roten Meeres wußten. Denn ein Schiff, das nach Japan fährt, wie unsere „Artemisia", hätte ebenso leicht Gefahr laufen können, von den Russen im Roten Meere angehalten zu werden, und man weiß ja eigentlich nie, was eine kriegführende Macht von der Ladung des Schiffes geneigt ist, als Kriegskonterbande anzusehen. Somit waren wir jetzt wenigstens dieser Gefahr überhoben und der weiteren, von den Russen ins Schlepptau genommen und vielleicht eine Zeitlang beschlagnahmt zu werden, bis der „Zwischenfall" sich auf telegraphischem Wege „aufgeklärt" haben würde. Der Zufall wollte es, daß an demselben Abend, an dem das russische Geschwader unter den Fenstern unseres Hotels vorbeigefahren war, die „Artemisia" in Port Said eintraf. Sie wollte in der Nacht Kohlen nehmen, und zwar so viel sie fassen würde, um dann am anderen Vormittag weiter zu gehen. In Hast werden die letzten Sachen in den Koffer geworfen, und glücklich sind wir, als wir am anderen Morgen uns einschiffen können. Der Kapitän räumt uns mit großer Bereitwilligkeit seine auf dem Hauptdeck gelegene Kajüte ein, einen wahren Salon. Er selbst hat oben im Kartenhaus noch eine weitere Schlafgelegenheit und läßt es sich nicht nehmen, der einzigen Dame, die an Bord ist, alle ihm selbst zugedachten Bequemlichkeiten zur Verfügung zu stellen. Natürlich profitiert davon auch der Ehemann, ein erneuter Beweis dafür, wie vorteilhaft es ist, verheiratet zu sein.

Die Fahrt durch den Suezkanal dauert 18 Stunden. Wir sahen Kamele und erlebten einen Wüstensandsturm. Während der Nacht wird es recht empfindlich kalt. Es ist ja Februar, und die Tropenklima-Grenze liegt noch erheblich südlicher. Das Rote Meer steht in dem Ruf, für gewöhnlich eines der heißesten Klimen der Erde zu besitzen. Das ist unbedingt richtig für die Frühjahrs-, Sommer- und Herbstmonate. Aber während des Winters kann es im Roten Meere doch sehr kalt werden. Ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren, von Ostasien heimkehrend, Anfang März durch das Rote Meer fuhr, trugen wir an den ersten vier Tagen noch Tropenkleidung. Dann aber kamen wir plötzlich in ein sehr unbehagliches Klima. Die Wintersachen wurden hervorgeholt, und wer seinen Winterüberzieher unvorsichtigerweise in den Koffern unten im Schiffsraum verstaut hatte, holte die flanellenen Schlafdecken aus den Kabinen, um sich auf dem Promenadendeck vor der Kälte zu schützen. Diesmal geht es uns umgekehrt. Bis etwa zur Mitte des Roten Meeres haben wir eine starke Brise von achtern und ziemlich kühle Temperatur. Dann allerdings schlägt plötzlich im Laufe einer Nacht das Klima um, und wir befinden uns nun zunächst 1—2 Tage in einer Zone seitlicher Küstenwinde. Bei Tage strömt der Wind vom Meere nach der Küste hin. Bei Nacht weht er umgekehrt. Es ist ein heißer Wüstenwind, der keine Erfrischung spendet. Erst in den letzten drei Tagen der Fahrt kommen wir in das Gebiet des Passatwindes oder, wie man hier sagt, des Monsun. Jetzt beginnt auch die Zeit der drückenden Tropenhitze, und es bedarf einiger Tage, bis man sich daran gewöhnt hat. Auch muß erst der sogenannte Rote Hund überwunden werden, ein feiner, roter Hautausschlag, der mit dem anders gearteten Stoffwechsel zusammenhängt, und dem man zunächst mit Salben und Puder zu Leibe gehen muß. Bis er sich entfernt hat, haben wir bereits Aden hinter uns und auch die stürmische Küste von Sokotra. Unsere „Artemisia“ liegt aber schlank und ruhig selbst in dem berüchtigten Wellengang zwischen Sokotra und Kap Guardafui im Wasser. Man merkt kaum eine Bewegung an Bord. Der Kapitän hat das ganze Brückendeck mit Segeltuch umspannen lassen. Hier oben in dieses Heiligtum darf niemand eindringen, an den nicht

besondere Einladung dazu ergangen ist. Der Kapitän hält streng auf Schiffszucht, und außer uns beiden Passagieren und dem Schiffsarzt erlaubt er niemandem, sich hier aufzuhalten. So träumen und arbeiten wir unsere Tage hier oben dahin, und wenn uns während der einsamen Seefahrt von 21 Tagen, innerhalb deren wir Land nur von weitem zu sehen bekamen und sonst nichts als Himmel und Wasser, bisweilen Stimmungen von Melancholie anwandelten, dann erinnerte sich der brave, liebenswürdige Schiffsarzt, daß er ein Münchner Kindl war und in seiner Arztkammer neben allerhand chirurgischen und sonstigen Instrumenten auch ein musikalisches verborgen hielt, und erheiterte uns auf der Zither durch Ländler und oberbayerische Weisen. Er beschäftigte sich auch mit Kontrapunkt und Kompositionen, die für Klavier gedacht waren. Nur wenn er diese auf der Zither durchspielte, baten wir ihn, zu diesem Behufe seine Kabine zu wählen und vorher die Fenster zu schließen. Wir wußten genau, daß es ihm dann zu heiß in der Kabine wurde, und daß er bald aufhörte. Einmal allerdings packte ihn die Komponierwut derartig, daß trotz der Hitze die Melodien, oder vielmehr die Bruchstücke von solchen, andauernd zu uns hinauftönten. Als ich verstohlen durch das Ochsenauge seiner Kabine hindurch schaute, sah ich ihn dort vor der Zither sitzen, schweißtriefend und in einem Kostüm, dessen nähere Beschreibung ich allerdings böswillig zu unterdrücken mich gezwungen sehe. Während der 21tägigen Seefahrt sucht natürlich jeder sich nach Möglichkeit die Zeit einzuteilen. Bei weitem als der geschickteste Lebenskünstler entpuppt sich unser guter Kapitän. Er ist Abonnent des Hamburger Fremdenblatts. Seine Frau hat während seiner letzten größeren Reise die gesamten Nummern des Hamburger Fremdenblatts der Reihe nach für ihn gesammelt, und nun läßt er sich vom Steward jeden Tag zur bestimmten Zeit die folgende Nummer des Hamburger Fremdenblatts auf seinen Bordstuhl legen und studiert sie von Anfang bis zu Ende durch mit genau demselben Interesse, wie wenn sie eben erst erschienen wäre. Beim Mittagessen erzählt er uns dann stets mit großem Vergnügen, was vor fünf Monaten laut Hamburger Fremdenblatt in der Welt passiert ist. Er behandelt das wie vollkommen neue Tatsachen und interessiert sich demzufolge

vorderhand erst für die letzten ostasiatischen Verwicklungen vor Ausbruch des russisch-japanischen Krieges, ist aber mit seinen politischen Kalkulationen an der Hand des Hamburger Fremdenblatts noch nicht zu der Überzeugung gelangt, daß es zum Kriege kommen wird. Der Doktor sagt ihm nach, in Port Said wäre er von ihm angeschnauzt worden, als er ihm die neuesten Depeschen vom Kriegsschauplatz hätte mitteilen wollen. Er möchte seine Weisheit für sich behalten und ihm nicht die Pointen wegnehmen, ehe er mit seinem Hamburger Fremdenblatt so weit wäre. Wenn er einen Roman lese, dann fange er bei der ersten Seite an und lese nicht den Schluß zuerst. Also er verbitte sich derartiges ein für allemal. Nachdem er auf diese Weise sein Tagesnachrichten-Bedürfnis täglich neu befriedigt hatte, verfolgte er ein ähnliches Prinzip bezüglich der etwas konzentrierteren geistigen Nahrung, wie sie in Gestalt von Zeitschriften sich dem heimischen Leser gewöhnlich bietet. Er ist treuer Abonnent der „Zukunft", und jeden Sonntagnachmittag nach dem Essen findet er auf seinem Deckstuhl eine neue Nummer der Zukunft. Seine Begierde, sie zu lesen, geht so weit, daß er Sonntags schon mit Hast das Mittagessen aufnimmt und die Mahlzeit seinerseits womöglich schon vor der süßen Speise beendet, um hinaufzustürmen nach dem Brückendeck, dort sich in seinen Stuhl niederzulegen und mit Wonne seinen neuesten „Maximilian" zu genießen. Glückselige Natur, der es zu ihrem Wohlbefinden nichts ausmacht, wenn sie monatelang hinter der Weltgeschichte hinterher zieht, und es als eine Taktlosigkeit empfindet, wenn man von Ereignissen spricht, die sich in der jüngsten Vergangenheit abgespielt haben, zu denen er aber bisher noch nicht vorgedrungen ist. Dabei eine von den wenigen Naturen, bei denen man so ziemlich sicher ist, daß ihm Recht auch wirklich als Recht und Unrecht wirklich als Unrecht in der Welt erscheint.

* * *

Nach 21 Tagen haben wir nun Penang glücklich erreicht. Welche Welt haben wir durchfahren seit Port Said! Hier sind wir nun bereits in der Sphäre des Malayentums, und auch die Chinesen haben sich hier schon nach vielen Tausenden neue Heimstätten

gegründet. Pulo Penang ist eine kleine Insel, die der Südküste der Malayischen Halbinsel vorgelagert ist. Der Hafen, der eigentlich Georgetown heißt, ist gleichzeitig Umschlagshafen für die Häfen des nördlichen Sumatra, namentlich Deli-Medan. Eine starke Europäerkolonie hat sich hier angesiedelt inmitten einer Umgebung, die an Tropenpracht und Schönheit kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Breit ausgedehnte Waldbestände, in denen die Wohnstätten der malayischen Bevölkerung in kleinen Dörfern und Ansiedlungen verstreut liegen, bilden die nähere Umgebung, und unmittelbar hinter dem Weichbilde der Stadt bauen sich steile, dunkelgrün bewachsene Berge auf. Ein wohlgepflegter botanischer Garten liegt in einem glücklich gewählten Tal, in das ein Kühlung spendender Wasserfall sich aus ziemlicher Höhe ergießt. Die Europäer wohnen meist in sogenannten Bungalows, einstöckigen, auf Pfählen ruhenden Holzhäusern, die gewöhnlich von rankendem Grün bewachsen sind, mit luftigen Veranden und Wänden, die vielfach aus nichts anderem als Bambusmatten bestehen, zwischen denen dauernd die hier so sehr geschätzte Brise hindurchstreichen kann. Wie in jeder englischen Kolonie fehlt nicht der weit ausgedehnte Rennplatz, und gute Straßen sind in Menge vorhanden, die nach den Geschäftsstunden die Europäer zu Roß oder in kleinen Chaisen oder noch lieber in Dogcarts beoölkern. Allerdings sagt man, die reichsten Einwohner von Penang seien Chinesen, und unter die Wagen der Europäer mischen sich zahlreiche luxuriöse Gefährte, die gelenkt werden von elegant gekleideten Zopfträgern, oder in denen hochgeschminkte chinesische Dämlein mit kleinen Füßchen sitzen, um auch für sich das Recht in Anspruch zu nehmen, die herrliche Natur zu genießen, in der sich der Europäer hier als Herr eingenistet hat. Ein Herrenleben in der Tat führt hier draußen der Europäer! Die weiße Rasse ist die Rasse an sich, und die anderen sind mehr oder weniger nötige Staffage. So wenigstens sind die gesellschaftlichen Auffassungen, wenngleich sie den Europäer nicht hindern, gelegentlich auch mit chinesischem Geld neue Reichtümer zu den bisher erworbenen zu häufen.



Fig. 2. Eisernes Gewicht einer chinesischen Balkenwage, einen Elefanten darstellend.

Gewöhnlich nur bei phlegmatischen Naturen tritt das Glücks-



Die Zerstörung des „Cäsarewitsch“ vor Port Arthur.
(Japanischer Bilderbogen.)

empfinden auf als eine ununterbrochen leicht gewellte Linie des Wohlbefindens. Bei sanguinischer veranlagten Naturen pflegen die Kurven erheblich steiler zu verlaufen. Diese Naturen haben die Fähigkeit, in gewissen Momenten tiefer und voller aus dem Born des Lebens den reinen Quell des Glücks zu schöpfen. Solche Momente überwältigenden Glücksempfindens bleiben in der Erinnerung besonders haften. Hier in Penang kam uns nach der allmählich trostlos werdenden und endlos erscheinenden Seefahrt ein derartiger Kulminationspunkt des Glücks. Wir hatten alle die Herrlichkeiten der Natur in unsere weit geöffneten Herzen aufgenommen und lehnten nun am Abend mit um die Schulter geschlungenen Armen an der Steinmauer des großen europäischen Hotels. Wir hörten dem Plätschern der Wellen zu, die sich an der Steinmauer brachen, und ließen unsere Blicke hinüberschweifen zur Küste des indischen Festlandes' wo Eingeborene bei offenen, rotflackernden Feuern ihre Abendmahlzeit bereiteten. Stumm erwogen wir in unserer Brust die Vergangenheit und Zukunft, die gleich wechselvoll hinter uns und vor uns lagen, so daß wir uns kaum trauten, die Heiligkeit dieses Momentes durch ein Wort zu stören, und es schließlich als eine Geschmacklosigkeit empfanden, als die Hotelglocke ertönte und uns an die Abendtafel rief, an der wir unseren durch das viele Neugeschaute allmählich doch matt gewordenen Lebensgeistern neue Existenzbedingungen zuführen sollten.

* * *

Zwei Tage blieben wir in Penang. Gerade als wir eintrafen, war eine Reuter-Depesche angelangt, der zufolge Port Arthur von den Japanern von der Landseite her genommen sein sollte. Die Engländer der Kolonie fühlten sich in ihrer Eigenschaft als Bundesgenossen bemüßigt, aus diesem Grunde in ihrem Klub eine Siegesfeier zu veranstalten, bei der ihnen aber trotz aller Bündnisse die Frage arge Kopfschmerzen bereitete, ob man die Notabeln der japanischen Kolonie von Penang als Gäste auffordern sollte. Nach den üblichen gesellschaftlichen Auffassungen gehört der Japaner genau so wie der Chinese, der Malaye und der Bastard zu den Gesellschaftsunfähigen. Und nun trat an die

Engländer die Frage heran, ob sie dieses Prinzip erstmalig in der Geschichte der ostasiatischen Kolonisation durchbrechen sollten. Soviel ich gehört habe, haben sie in der Tat die Notabeln der japanischen Kolonie nicht mit hinzugezogen, trotzdem sie einen Sieg des japanischen Volkes feierten. Sie hatten wohl selbst die Empfindung, daß das Bündnis, das das stolze Albion mit der schlitzäugigen japanischen Nation eingegangen ist, nicht recht fair sei und eine Mesalliance bedeute, für die man es in Europa, noch viel mehr aber unter der Diktion der ungeschriebenen ostasiatischen gesellschaftlichen Anschauungen betrachten muß. Gleichviel, sie feierten den Fall Port Arthurs mit vielem Sekt. Um so peinlicher war es, als am anderen Morgen eine zweite Reuter-Depesche eintraf, die besagte, der Fall von Port Arthur sei ein Irrtum gewesen. Ein tropischer Katzenjammer ist keine Kleinigkeit, und wenn man sich dieser Mühe schon einmal aus Liebe für die japanische Nation unterzieht, dann ist es recht peinlich, wenn die Liebesmühe vergeblich gewesen ist. Der Ärger tritt in solchen Fällen hier draußen im fernen Osten dann gewöhnlich zweimal auf, erstens am Tage des Katzenjammers selbst, und zweitens an dem Tage, an dem die Klubrechnung für den Katzenjammer zu bezahlen ist.



Fig. 3.
Chinesische Metallbüchse mit Deckel-Mechanismus.

* * *

Nach zwei weiteren Tagen — Singapore, auch eine jener ostasiatischen Kulturstätten, die so manchem Europäer zur zweiten Heimat geworden ist! Oft schon ist Singapore eingehend beschrieben worden. Ich will daher nichts weiter sagen über alle die Schönheit und Pracht des Tropenzaubers hier an der Südspitze Asiens, an der wir nicht einmal mehr einen ganzen Breitengrad entfernt sind vom Äquator, der von hier aus manchem Neuling sogar gezeigt wird. Das geschieht in der Weise, daß man nach Süden weist über das Meer hin und behauptet, dort wäre der Äquator. Wenn's der Neuling nicht glaubt, drückt man ihm ein Fernglas in die Hand, vor dessen beide Gläser man vorher ein Haar gespannt hat. Wenn dann der Neuling durch das Fernglas hindurch sieht, sieht er im Hintergrunde eine mächtige schwarze

Linie und behauptet dann in der Tat, das sei der Äquator. Ein anderer Scherz, der in dieser Gegend stark beliebt ist, ist der, daß man dem neuen Ankömmling klar macht, bis Singapore sei das Schiff verhältnismäßig langsam gefahren. Von Singapore aus nach Japan zu ginge es dann wieder schneller. Warum? Nun bis zum Äquator müßte man doch die Erdkugel hinauffahren. Wenn man sich vom Äquator wieder entferne, ginge es die Erdkugel wieder hinunter. Bergab fährt das Schiff natürlich schneller. Das sind allerdings Kapitänswitze, die ich aber mitteile, auf die Gefahr hin, daß sie erst vor fünf Monaten im Feuilleton des Hamburger Fremdenblattes gestanden haben.

* * *

In Singapore ist man durch den Krieg in keiner Weise beunruhigt. Dafür ist es aber mit unserer idyllischen Ruhe auf der „Artemisia" bis auf weiteres vorbei. Denn wir haben zahlreiche Passagiere bekommen. Gleich zu mehr denn tausend sind sie eingetroffen mit ihren Köfferchen und Kleiderbündeln, mit ihren Schlafmatten und allem Hausrat, das sie für wert halten, nach der alten Heimat mitgenommen zu werden. Es sind Chinesen, die aus den Straits und den holländischen Kolonien in ihre Heimat zurückkehren. Dem Chinesen wohnt ein außerordentlicher Heimatssinn inne, und wenn er auswandert, dann tut er das mit dem bestimmten Vorsatz, wieder einmal in seine Heimat zurückzukehren. Gewöhnlich gelingt es den fleißigen und betriebsamen Leuten, im Auslande Geld zu sparen. Gar mancher hat schon als Rickschah-Kuli angefangen und ist als Millionär in sein Heimatdorf in die Nähe des Tempels zurückgekehrt, wo die Ahnentafeln seiner Vorfahren stehen, und wo auch er die Zeit abwarten wird, bis er das Zeitliche segnet, und der Sohn ihm eine Ahnentafel neben die seiner Vorfahren stellt und die Opfer bringt, ohne die die Seligkeit nicht erreicht werden kann. Nur der Sohn darf sie darbringen. Die Tochter wäre dazu ein durchaus untaugliches Mittel. Aus diesem Grunde in erster Linie hält der Chinese die Geburt eines Sohnes für ein Glück und die eines Mädchens für



Fig. 4. Chinesische Sonnenuhr mit Lot, Kompaß und Wasserwage.

ein Unglück, solange noch kein männlicher Nachkomme vorhanden ist. Unsere chinesischen Mitpassagiere reisen samt und sonders auf Deck. Aber gar mancher ist da, der auf der Fahrt bis Hongkong 20, ja 30 und 50 Dollars anzulegen bereit ist für die Kabine eines Offiziers oder eines sonstigen Angestellten an Bord. Diese nehmen auch den kleinen Nebenverdienst gern mit. Allerdings sind auch die Ärmsten des Volkes reichlich vertreten. So hat von dem Vorderdeck ein Trupp chinesischer Plantagenarbeiter Besitz genommen. Sie tragen wenig mehr Gepäck bei sich, als das, was sie auf dem Leibe haben; doch haben sie, scheint es, alle einige gesparte Dollar im Gürteltuch eingebunden. Natürlich sehen sie diese in erster Linie als Einsätze an im Hazardspiel, dem sie nach Herzenslust während der Fahrt frönen. Mit Hazardspiel wird überhaupt der größte Teil der Zeit ausgefüllt, die unsere „Artemisia" braucht, um bis nach Hongkong zu gelangen. Eine bedeutende Rolle spielt dabei der chinesische Koch, der mit zahlreichen Kesseln, Feuerbehältern, Geschirrnäpfen, Fleisch, Gemüse- und Fruchtkörben und fünf Gehilfen als einer der ersten an Bord gekommen ist. Die Chinesen beköstigen sich samt und sonders selbst, das heißt durch den erwähnten Koch, der seitens der Linie die Erlaubnis zum Mitfahren besitzt, und der drei verschiedene Menus servieren läßt, die für den Tag, je nachdem, 30 Cents, einen Dollar oder drei Dollar kosten. Der Koch ist auch in der Hauptsache derjenige, der als Bankhalter fungiert, und der denen, die alles Geld im Spiel verloren haben, bisweilen Personalkredit, gewöhnlich aber nur Kredit gegen Verpfändung des Gepäcks gewährt, und bei jeder Reise — abgesehen von dem Verdienst, den ihm seine Küche einbringt — noch einen ziemlich bedeutenden Profit von Bord mit hinunter nimmt. Gespielt wird von den Chinesen an Bord in der verschiedensten Weise. Die Vornehmeren sammeln sich in einer der gemieteten Kabinen, um hier in der Zurückgezogenheit zu spielen. Ihre Einsätze gehen oft in die Hunderte von Dollar, und die Verluste sind dementsprechend. Bei



Fig. 5.
Koreanisches Lottospiel aus Holz. Die Würfel sind kleine Kieselsteine, die mit Nummern beschrieben sind. Die Spieler kaufen sich die Nummern. Diese werden in den Holzbecher gelegt, der dann geschüttelt wird. Die Nummer, die zuerst durch das Loch im Deckel herausfliegt, hat gewonnen.

den ganz Armen sind die Einsätze natürlich entsprechend geringer. Sie hocken um Matten herum, die sie direkt auf dem Deck ausgebreitet haben, und regen sich auf beim Fantaispiel, bei dem willkürlich ein Haufen Münzen oder Porzellanscherben unter einen Deckel getan werden. Dann setzen die Spieler auf die Nummern 1 bis 4. Darauf wird der Deckel von den Porzellanscherben abgehoben, und diese werden zu 4 und 4 abgezählt. Die Zahl, die dann übrig bleibt, hat gewonnen. Der Bankhalter zahlt aus, zieht sich aber zuerst 10 % von dem Einsatz ab. Namentlich die Plantagenarbeiter sind eine üble Gesellschaft. Gar häufig kommt es vor, daß einer, der verliert, mutwillig auf die Matte schlägt, so daß die Einsätze durcheinander geraten, und dann fällt die ganze Horde mit wütendem Geschrei über die Matte her, und jeder sucht von dem, was darauf liegt, zu erhaschen, was er erhaschen kann. Der Bankhalter muß dann gute Miene zum bösen Spiele machen. Es hindert ihn das aber nicht, erneut die Bank aufzulegen. Er weiß schon, wie er auf seine Rechnung kommt.



Fig. 6. Chinesische Porzellanschale.

Für den Schiffsarzt bilden diese Passagiere stets Gegenstand der Sorge und der Arbeit. Denn sie benutzen gern die Gelegenheit, um ihn zu konsultieren. Sehr häufig kommen die Leute bereits in einem Zustande an Bord, in dem sie den Tod schon vor Augen sehen. Es liegt ihnen nur daran, noch die heimatliche Erde zu erreichen, um in der Heimat begraben zu werden. Gewöhnlich kommen denn auch auf einer solchen Reise mehrere Todesfälle vor. Daß bei dieser Reise ihre Zahl nicht mehr als zwei war, konnte als Ausnahme angesehen werden. Aber was fragt das Leben und was fragt selbst der Chinese noch nach einem toten Chinesen — an die Stelle dessen, der abgeht, tritt ein anderer! So war es auch dieses Mal. Trotzdem unser Doktor ganz und gar nicht darauf vorbereitet war, fiel ihm doch die ernste Pflicht zu, einem kleinen Chinesenkindlein zum Dasein zu verhelfen. Es war ein niedliches, gelbes — Töchterlein, und der Vater war wütend, weil es kein Sohn war. Allesamt segneten wir die Stunde, da wir in Hongkong eintreffen

würden. In der Tat, das Schiff war noch in halber Fahrt begriffen, da machten auch schon gleich Dutzende von Djunken und Dampfpinassen mittels Enterhaken an dem großen Schiffe fest, und noch während des Fahrens kletterten die Sampanführer und die Agenten der chinesischen Hotels an Bord und boten unter den chinesischen Reisenden ihre Dienste und ihre Hotels an. Der Lärm und das Durcheinander, das nun folgt, ist unbeschreiblich. Und doch dauert es kaum eine halbe Stunde, da ist das Deck wieder leer von sämtlichen chinesischen Passagieren, und zurückgeblieben ist nur ein unendlicher Wust von Lappen, Scherben, Konservenbüchsen, Schmutz, zerrissenen Matten, Fruchtschalen und sonstigem zertretenen, faulenden und stinkenden Zeug, das nun zuerst oberflächlich zusammengeschaufelt und über Bord geworfen wird, bis der Wasserschlauch in Tätigkeit tritt und alles, was noch übrig geblieben ist, fortschwemmt. Nur der Opiumgeruch, den wir die ganze Zeit hindurch auf unsere Nerven wirken lassen mußten, ist nicht ohne weiteres zu beseitigen, und er mischt sich mit dem penetranten Geruch des Desinfektionsmittels, das man zu guter Letzt noch auf die ehemaligen Chinesen-Lagerstätten ausgeschüttet hat.

* * *

Hongkong steht im Zeichen des Kriegszustandes! In erster Linie äußert sich das darin, daß das englisch-ostasiatische Geschwader hier fast vollzählig — jederzeit zum Auslaufen bereit — ankert, und das zweite Thermometer sind die Schiffsfrachten, die angesichts des Krieges für Frachten nach Japan außerordentlich gestiegen sind. Unsere „Artemisia“ wird denn auch bis oben hin, soweit es überhaupt möglich ist, vollgepropft mit Waren für Japan, namentlich Reis, und jede Stunde schnellerer Fahrt wird mit bedeutenden Aufpreisen honoriert. Die „Artemisia“ ist bisher noch nicht mit voller Kraft gefahren. Von Hongkong aus werden aber sämtliche Kessel geheizt werden, und dann geht es hinein in die kriegerischen Gewässer. Noch ist ja die russische Flotte nicht völlig niedergeschlagen, und man weiß nicht, ob es den Russen nicht doch gelingt, auch die Gewässer zwischen Hongkong und Yokohama unsicher zu machen.



Nahkampf. (Japanischer Bilderbogen.)

Besonders in den letzten Tagen sind die Frachten nach Yokohama enorm in die Höhe gegangen. Es ist von Japan eine neue Kriegssteuer ausgeschrieben worden, und man beeilt sich, noch vor Inkrafttreten des Gesetzes so viel wie möglich Waren nach Japan unversteuert hineinzubringen. Vielen Spekulanten war die Kriegssteuer außerordentlich unwillkommen; denn sie hatten große Ladungen unterwegs, auf die die Steuer noch nicht einkalkuliert war. Einigen gelingt es aber, dem Staat noch in letzter Minute ein Schnippchen zu schlagen. Sie telegraphieren nach Hongkong, daß die Ladungen mit Volldampf nach einem Hafen auf Formosa gebracht werden sollen, wo sie noch vor dem Inkrafttreten der neuen Steuer eintreffen müssen. Formosa gehört bekanntlich seit dem Kriege mit China zu Japan. Die Waren werden in Formosa pro forma gelöscht und pro forma wieder geladen und gelten nunmehr als Waren, die aus dem Inlande kommen, auf die also die bis zum Eintreffen im eigentlichen Japan in Geltung gesetzte Kriegssteuer keine Anwendung mehr finden kann. Mit Volldampf ging es denn auch von Hongkong weiter. Man fühlte das forcierte Arbeiten der Maschine wie Pulsschläge bis hinauf auf das Brückendeck. Aber unsere Befürchtungen bezüglich der Sicherheit der Fahrt waren ganz und gar überflüssig. Wir sahen nicht einmal ein Kriegsschiff unterwegs. Immerhin hielten wir uns ziemlich nahe an der langen Inselkette, die sich von Formosa aus hinausstreckt bis nach Kiushiu und die durchaus vulkanischen Ursprungs ist. Wir sehen vom Meere aus drei bis vier tätige Vulkane und kommen so nahe an die Inseln heran, daß wir mit dem Fernglas sogar japanische Ansiedlungen unterscheiden können. Unsere Fahrt ging, wie es in der ostasiatischen Seemannssprache heißt, „außen rum", das heißt, nicht durch die sogenannte Inlandsee, sondern direkt nach Yokohama. Wir hatten gefürchtet, die Japaner hätten wegen des Krieges die Küstenfeuer gelöscht. Indessen brannten alle Feuer. Nichts deutete zunächst auf Kriegszustand hin. Das erstemal wurden wir handgreiflich an den Kriegszustand erinnert, als wir uns der Tokiobucht näherten. In der Tokiobucht liegen mehrere Forts auf kleinen Inseln, die zusammen

Fig. 7. Antike chinesische Münzen.

mit den Kriegshäfen Uraga und Yokusoka eine starke Fortifikationslinie bilden. Durch das deutsche Konsulat in Hongkong war der Kapitän von den neuen Kriegsbestimmungen in Kenntnis gesetzt worden, denen zufolge er vor dem Eingang der Tokiobucht zu warten hätte, bis ein Regierungsdampfer, ein sogenanntes Führungsschiff, erscheinen würde. Nach langem Signalisieren und Pfeifen erschien denn auch ein kleiner, grau angestrichener Dampfer mit der Kriegsflagge und signalisierte dem Kapitän: „Folgen Sie mir!" Dann fuhr er voraus, und die „Artemisia" folgte ihm in seiner Fahrrinne hindurch zwischen zwei von den erwähnten Forts. Hier war die Straße offen gelassen für den Schiffsverkehr, während die anderen Straßen durch unterseeische Minen gesperrt wurden. Jenseits der gefährlichen Zone dampften wir allein weiter und gelangten gegen Abend nach Yokohama. Noch am selben Abend kommt die Medizinalkommission und die Hafenpolizei an Bord. Die Japaner nehmen alles sehr genau und buchstabengetreu. Man könnte behaupten, sie wären bei unseren Bureaukraten in die Schule gegangen, wenn nicht die Buchstabenklauberei und der Schematismus in Japan selbst schon von alters her zu Hause wären. Nach langwierigen, höchst überflüssigen Schikanen erhält denn auch das Schiff die Pratica. Wir bleiben aber die Nacht noch an Bord und werden erst morgen bei Tage an Land gehen. Der Agentur-Clark der Hamburg-Amerika-Linie kommt an Bord. Wißbegierig fragen wir ihn, was es Neues vom Kriegsschauplatze gibt. Er meint ganz gelassen:

„Das wollte ich eben Sie fragen! Wir hier in Yokohama wissen vom Krieg so gut wie gar nichts. Wir bekommen selbst unsere Nachrichten vom Kriegsschauplatz am schnellsten und am zuverlässigsten über St. Petersburg."

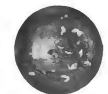


Fig. 8. Teller aus Kupferbronze (moderne Kyoto-Arbeit).

Zweites Kapitel.

Japanische Stimmungen und Mißstimmungen.

Die höflichen Rickschah-Kulis. — Aussichten der Kriegskorrespondenz. — Zukunftspläne. — Verfehlte Japan-Schwärmerei. — Die Fremdenfreundlichkeit der Japaner. — Die Restaurationsbewegung und ihre Motive. — Die heiligsten Güter — made in Japan. — Japanlitteratur. — Japans Zukunftsträume als ostasiatische Vormacht. — Die ostasiatische Politik in den letzten Jahrzehnten. — Das Prinzip der offenen Tür. — Bansai. — Am häuslichen Herd. — Kleine und große Sorgen. — Hinhalten der Korrespondenten durch die japanischen Behörden. — Mangelnder Schutz deutscher Interessen. — Der gute Gesandte. — Die japanische Presse. — Port Arthur und Kiautschou. — Lob des Landlebens. — Die Knebelung der Presse durch die Regulationen für Kriegskorrespondenten. — Englisch-japanische Journalistenhöflichkeiten. — Der Hühnerhof von Kanagawa.



Fig. 9. Japanischer Räucherkessel aus getriebenem Messing.

In strömendem Regen landen wir. Sind wir bisher auf hoher See nicht seekrank geworden, so hätten wir es beim Landen werden können. Es geht ein scharfer Wind. Er peitscht die Wellen ebenso wie den Regen. Wir landen beim Zollamt. Zunächst haben wir nur unser Handgepäck bei uns. Die kleinen japanischen Zollbeamten, bei denen es zur Beamtenwürde

zu gehören scheint, daß sie Brillen tragen, durchstöbern unser Gepäck nach allen Richtungen hin, bezeigen über einige Ausrüstungsstücke des Damenkoffers geradezu kindische Freude und malen schließlich mit weißer Kreide ihre Passiermarke auf die Koffer. Zwei Rickschah-Kulis, die sich zum Schutz gegen den Regen in schwarze Wachsleinewandmäntel gehüllt haben, sind sittsam vor dem Zollamt vorgefahren und stehen nun mit dem Hute in der Hand dienernd vor der Tür. Sie winken angesichts der Gepäckstücke



Japanische Höflichkeit.

bereits einen dritten Rickschah-Kuli heran, der diese fahren soll. Nun steht er ebenfalls und dienert. Das Dienern ist aber nur äußerlich. Denn als wir vor dem Hotel angelangt sind, verlangen sie ungefähr die dreifache Taxe, und als wir ihnen die Taxe nebst einem kleinen Trinkgeld bezahlen, wandelt sich ihre bisherige Höflichkeit in arge Mißstimmung. Dreimal klingeln sie den japanischen Hoteldiener heraus, dem sie dienernd ihre Beschwerde vortragen. Aber er weist sie nun seinerseits dienernd ab und klappt trotz des Dienerns dreimal die Tür vor ihrer Nase

zu. Schließlich, nachdem sie in einer gemeinschaftlichen Beratung übereingekommen sind, daß der eben eingetroffene Fremdling offenbar nicht ganz ohne Kenntnis der Preise des Landes sein kann, trotten sie mit dieser Überzeugung wieder zum Hafen, um auf Fremde zu warten, denen diese äußerliche japanische Höflichkeit neu und die dreifache Taxe wert ist. Das Hotel, in dem wir abgestiegen sind, ist eigentlich ein Boardinghouse. Die erste Empfindung, als wir unser Zimmer beziehen, ist die der Kälte, und erst allmählich tauen wir bei einem flackernden Kaminfeuer aus der Lethargie auf, in die uns die ganz ungewohnte naßkalte Witterung versetzt hat.

Nun sind wir in Japan! Das erste Ziel unserer Wünsche ist erreicht. Es ist ein häßliches Gefühl, wenn man in ein fremdes Land kommt und ist gleich gezwungen, im Zimmer am wärmenden Ofen zu hocken, wo man doch hinaus eilen möchte in die Natur und die neue Umgebung, in der man längere Zeit verharren soll. Eine trostlose Stimmung stellt sich ein. Man ist sozusagen rat- und hilflos, und das erste Mittel, das man versucht, um sich einigermaßen mit den Verhältnissen vertraut zu machen, ist, daß man sich die Zeitungen kommen läßt. Es sind natürlich englische Zeitungen. Zwar gibt es seit wenigen Jahren auch eine deutsche Zeitung in Japan, eine Wochenschrift, die „Deutsche Japan-Post", die aber kaum wo anders als bei den im Lande wohnenden Deutschen zu finden ist und auch da keineswegs überall. Ich kann wohl sagen, zu unserer Beruhigung ersehen wir aus den Zeitungen, daß in Tokio noch fast die ganze Kohorte der amerikanischen und europäischen Kriegsberichterstatter ein tatenloses Dasein verbringt, nahezu 80 an der Zahl. Es ist ihnen bisher noch nicht erlaubt worden, zum Kriegsschauplatz abzureisen. Hatten wir gefürchtet, wir würden zu spät eintreffen, und die kriegerischen Ereignisse würden uns auf unserer langen Reise von Europa her bereits arg überholt haben, so sehen wir uns durchaus zu unserer Annehmlichkeit enttäuscht. Noch war Polen nicht verloren! Der erste Besuch gilt dem wackeren Kollegen vom Fach, dem Herausgeber der „Deutschen Japan-Post", Dr. Mischke. Mit der in Ostasien leider allzuhäufig nur zur Schau getragenen, hier aber wirklich

echten Herzlichkeit empfängt uns der Landsmann und ist uns mit Rat und Tat zur Hand. Das eine jedenfalls ist das Resultat dieser ersten Unterredung, daß man mit einiger Bestimmtheit darauf rechnen kann, daß die Kriegskorrespondenten so bald noch nicht zur Front gelangen werden. Erst vor einigen Tagen ist die erste Abteilung der Korrespondenten und Militärattachés zur Front beordert worden; alles in allem nur etwa ein Dutzend Leute. Es sind aber Anwärter in Tokio, die bereits seit Monaten, schon vor Ausbruch des Krieges, dort eingetroffen sind, und die man von Tag zu Tag auf den Ministerien in Tokio vertröstet. Aus den Tagen wurden Wochen, aus den Wochen Monate, und noch immer heißt es, wenn sie wieder neu anbohren, die zweite Abteilung würde „bald“ abgehen. Seitdem dieses „bald“ zum ersten Male gesprochen wurde, ist es nun fast ein Vierteljahr her. Darauf kann ich mich also gefaßt machen, daß ich als einer der zuletzt Eingetroffenen noch eine ganze Wartezeit vor mir liegen haben werde, ehe man sich auch meiner erbarmen wird. Unter diesen Umständen halten wir es angesichts der Unsicherheit dessen, was werden wird, am geratensten, uns nicht auf die Dauer den Unbequemlichkeiten eines Hotellebens auszusetzen. Wir sind ja Mann und Frau und haben noch nicht die Freuden eines eigenen Haushaltes kosten können. Häuser und Wohnungen, sogar möbliert, gibt es zu diesen Zeiten, da gar mancher des Krieges wegen Japan den Rücken gekehrt hat, genug in Yokohama. An eingeborenen Dienstboten ist auch kein Mangel. Somit entschließen wir uns, erstmalig hier im fremden Lande unser Glück im Winkel auszuprobieren, und geben ein Inserat auf, demzufolge wir ein kleines Häuschen zu mieten suchen, wenn es sein kann, möbliert. Auch an dem notdürftigsten Hausgerät leiden wir keinen Mangel. Teilweise besitzen wir es bereits aus der Zeit, da ich selbst noch als Junggeselle das Bedürfnis fühlte, den Zufälligkeiten mehr oder weniger geschmacklos möblierter Wirtinnen-Zimmer mit Kabinett und Morgenkaffee zu entgehen, indem ich mir eine kleine Etage mietete und eigene Wirtschaft anfing. Die Kiste mit einem Teile unserer Küchenausrüstungsgegenstände schwimmt allerdings noch auf dem Wasser. Was fehlt, müssen wir eben kaufen. Für unsere Zukunft er-

wägen wir die verschiedensten Pläne. Der Vertreter des vernünftigeren, wenn auch, wie ich zugebe, herzlosen Planes bin ich, indem ich vorschlage, daß meine Frau in der Zeit, da ich bei der Front bin, in Yokohama bleibt. Die Vertreterin des gemütvolleren, aber weniger praktischen Planes ist meine Frau, die darauf besteht, nicht von mir getrennt zu werden, und schon sehr ernsthaft mit dem Gedanken umgeht, sich ihr Haar abschneiden zu lassen und Männerkleider anzuziehen, um mich als mein Boy in den Krieg zu begleiten. Wir wissen nur noch nicht, wie wir den Boy beim japanischen Generalstab durchsetzen werden. Vorderhand sind diese Diskussionen noch ziemlich unpraktischer Natur; denn vorderhand ist an das Zurfrontgehen noch gar nicht zu denken. Dazu sind erst noch zahlreiche Präliminarien nötig, und wenn schon 80 beherzte Vertreter der siebenten Großmacht nicht in der Lage waren, dieser malayisch-mongolischen Bastardnation zu imponieren, so wird wohl auch dem 81. nichts anderes übrig bleiben, als sich in die Verhältnisse zu schicken, mindestens so lange, bis er einigermaßen zu seinem Teile ihrer Herr geworden ist.

* * *

Es ist das dritte Mal, daß ich in Japan bin. Die eigentliche Japan-Schwärmerei, die namentlich bei uns zu Hause grassiert, habe ich längst überwunden. Gewiß ist Japan und seine Bevölkerung von allen ostasiatischen Völkern bei weitem dasjenige, das unserem Denken und Empfinden noch am nächsten steht, und doch, welche Kluft trennt uns von Japan! Es ist gewiß nicht leicht, in die Wirrnisse der ostasiatischen Fragen einzudringen, und besonders uns Deutschen fällt das schwer, weil man noch vor knapp einem Jahrzehnt in der breiten Masse des Volkes beispielsweise von den Chinesen nicht viel mehr wußte, als daß sie Zöpfe tragen und Haifischflossen nebst faulen Eiern essen. Und bezüglich Japans wußte man auch nicht viel mehr, als das, was man aus rot in rot klexenden Reisebeschreibungen lernen konnte, in denen die Geisha und das lockere japanische Teehausleben den roten Faden bildet, und daß man die Japaner beurteilte nach den so bescheiden und wissensdurstig auftretenden

Jünglingen, die Japan nach Europa entsandt hatte, um in unserer Kultursphäre zu lernen. Bezüglich Chinas sind unsere Anschauungen im Laufe des letzten Jahrzehnts ja vielfach wesentlich andere geworden. Aber die Beurteilung Japans steht auch heute noch bis zu einem großen Teile in demselben Zeichen wie vor zehn Jahren. Gegen einen ganzen Wust von Vorurteilen muß man erst ankämpfen, ehe der Berg fortgeräumt ist, der uns bisher den Blick für die Erkenntnis unserer eigenen Interessen, auch dem japanischen Vorgehen in Ostasien gegenüber, benommen hat. In Deutschland ist man leicht zu der Annahme bereit, daß Japan es nun verstanden hätte, in den 35 bis 40 Jahren der sogenannten Restaurationsbewegung sich mit europäischer Kultur sozusagen bis oben hin vollzusaugen, so daß es sich fühlte wie ein europäischer Kulturstaat. Diese Auffassung ist unrichtig und führt zu durchaus falschen Konsequenzen. Es wäre selbst zu viel gesagt, wenn man behaupten wollte, von den mehr denn 40 Millionen Einwohnern dieses Kaiserreichs seien es Zehntausend, die europäische Kultur in sich aufgenommen hätten.

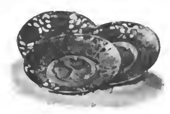


Fig. 10.
Messingteller mit dem Wappen des Tokugawa Geschichts.

Die Schätzung würde sogar zu hoch gegriffen sein, wenn man sagen wollte, daß so viele Personen in Japan einigermaßen eine europäische Kultursprache derartig beherrschten, daß sie imstande seien, die Erzeugnisse europäischer Literatur in irgend einer der europäischen Kultursprachen zu lesen und zu verstehen. Weiterhin ist es nicht richtig, wenn man vielfach annimmt, Japan sei im Grunde ein fremdenfreundliches Land, und die angeblich fremdenfreundliche Bewegung in Japan, eben die Restaurationsbewegung, sei verursacht worden durch eine aufrichtige Sympathie des japanischen Volkes mit dem Fremden, mit der europäischen Kultur. Die Motive, die zur Restaurationsbewegung geführt haben, sind das Maßgebende, und diese sind alles andere gewesen, als etwa fremdenfreundlicher Natur. Vielmehr hängt es damit so zusammen: Japan war bis zur Mitte des vergangenen Jahr-

hunderts ein Staat des Feudalismus. Die faktische Macht befand sich in den Händen der Militärkaste und wechselte unter den Großen dieser Kaste je nach dem innerpolitischen Gleichgewicht. Jahrhunderte sind ausgefüllt von Kämpfen um die politische Macht im Lande, die vielleicht eine Parallele haben in den Kämpfen, die Deutschland zerrüttet haben zu der Zeit, da noch die Herzöge sich gegenseitig um die Königswürde be-



Volksbelustigung zur Zeit der Kirschblüte.

kämpften. Zuletzt war während zwei Jahrhunderten die Macht mehr oder weniger unbestritten in den Händen der Tokugawa-Dynastie. Charakteristisch ist dabei, daß durch diese Kämpfe das Mikadotum sozusagen unberührt blieb. Die im Volke wurzelnde Auffassung war stets die, daß der Mikado als Geist über den Wassern schwebte, und daß die Machtfülle der faktischen Gewalthaber, die unter dem Titel Schogune regierten, als Ausfluß betrachtet wurde dieser höheren, schließlich nur noch rein geistlichen Macht, die als zu erhaben ausgegeben wurde, als daß es dieser

Erhabenheit keinen Abbruch getan hätte, wenn sie selbst die Zügel der Gewalt in die Hand genommen hätte. Als nun um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts herum die europäischen Staaten und die nordamerikanische Union erstmalig versuchten, mit den Ländern im fernen Osten, namentlich mit China und Japan, durch den Abschluß von Handelsverträgen in ein staatsrechtliches Verhältnis zu treten, wandten sich die zu diesem Zweck nach Ostasien entsandten diplomatischen Kommissionen in Japan naturgemäß an diejenige Macht, die allgemein als die faktische Inhaberin der Zentralgewalt angesehen wurde, nämlich das Schogunat. In der Tat gelang es auch, den herrschenden Schogun zum Abschluß von Handelsverträgen zu veranlassen. Im Gefolge der Handelsverträge erschienen im Lande Japan die fremden Kaufleute, und nun zeigte es sich in einer für das Schogunat schließlich verhängnisvoll gewordenen Deutlichkeit, daß die Grundstimmung der Bevölkerung des Landes fremdenfeindlich war. Denn als nun faktisch die Fremden von den neugewonnenen Rechten Gebrauch machten, hatten sie anzukämpfen gegen eine fremdenfeindliche Stimmung im Lande, die sich einerseits in einem Bürgerkriege äußerte, der gegen das als fremdenfreundlich verschriene Schogunat sich richtete, und die andererseits in äußeren Verwickelungen, namentlich mit England und Frankreich, gipfelte, die auch bald zu militärischen Maßnahmen seitens dieser Mächte und zu offenen Kämpfen mit ihnen führten. Als ein wichtiges Moment ist nun zu betrachten, daß gerade zu jener Zeit die ersten beiden japanischen Studenten aus Europa zurückkehrten, unter ihnen der jugendliche Marquis Ito, der heute noch in einer — wenn auch inoffiziellen, so doch desto einflußreicheren Stellung an der Spitze der japanischen Staatsgeschäfte steht. Namentlich diesem ist es zu danken, daß unter den japanischen Großen eine Einigung erzielt wurde, in deren Folge das Schogunat als solches den fremdenfeindlichen Tendenzen des Volkes geopfert wurde, während an seiner Stelle das Mikadotum wieder aus der politischen Rumpelkammer herausgeholt und mit neuer weltlicher Macht umkleidet wurde. Der Marquis Ito aber war es in erster Linie, der aus Europa die Auffassung mitbrachte, daß Japan bei seiner damaligen Kulturlage noch nicht imstande sein werde, gegenüber

einem energischeren europäischen Ansturm ernsthaften Widerstand leisten zu können. Er verschaffte der Überzeugung Geltung, daß man nur dann in der Lage sein würde, jener europäischen Kultur mit Erfolg zu begegnen, wenn man sich dieselben Mittel anzueignen verstünde, vermittelst deren jene Kultur der japanischen überlegen war. Seit jener Zeit datiert nun die eifrige Arbeit Japans, sich jene Kulturmittel, jedoch nur soweit es sie für seine Zwecke gebrauchen konnte, anzueignen, in erster Linie Bildung und Waffen. Seit jener Zeit datiert es, daß Japan bei Europa in die Schule gegangen ist. Es hat wohl verstanden, sich seine Lehrmeister auszusuchen: für die Marine die Engländer, für das Landheer und die wissenschaftliche Bildung, namentlich für die Medizin, die in Japan fast ganz deutsch ist, Deutschland, und für andere spezielle Sachen andere. Wir haben arglos unser Wissen und Können Japan anheimgegeben und haben uns allgemein nicht die Frage vorgelegt, ob wir dadurch nicht etwa Zeiten schaffen werden, in denen diese Mittel gegen uns selbst einmal ins Feld geführt werden. In der Tat ist es mittlerweile Japan gelungen, sich den größten Teil jener Mittel anzueignen, die ihm einmal dazu dienen sollten, den Teufel mit Beelzebub austreiben zu können. Und heute tun wir nun überrascht, wenn wir sehen, einen wie trefflichen Schüler wir gehabt haben, der es nicht nur versteht, uns durch die Erfolge seiner Waffen zu zeigen, zu was für einem stämmigen Burschen wir ihn erzogen haben, sondern der auch mit seiner neuen Industrie unserer eigenen in ganz Ostasien das Wasser abgräbt. Wir haben dem Japaner wohl eine äußere europäische Bildung verliehen, aber wir haben nicht daran gedacht, auch seinen Charakter und seine Moral in der Handhabung unserer Kulturmittel nach europäischem Muster zu bilden. Nun erleben wir das Schauspiel, daß Japan skrupellos die Machtmittel, die wir ihm verliehen haben, handhabt, und daß es namentlich auf handelspolitischem Gebiet uns jetzt höhnisch zurufen kann: „Völker Europas, da habt ihr eure heiligsten Güter wieder! Wir fabrizieren sie jetzt schon sämtlich selber!" Wir sind, trotzdem wir immer noch behaupten, wir lebten im historischen Zeitalter, in historischen Dingen doch in vieler Hinsicht sehr kurzatmig. Es mag sein, daß das damit

zusammenhängt, daß für unsere Schulen die vaterländische Geschichte auch heute noch beim Jahre 1871 stehen bleibt, wenn sie überhaupt so weit gelangt, und daß eigentliche „Weltgeschichte" im modernen Sinne überhaupt nicht getrieben wird. Somit ist der Deutsche, der sich in diesen Dingen weiterbilden will, an-



Iris-Blume.

gewiesen auf die flüchtigen und schnell wieder vergessenen Zeitungsnachrichten. So konnte es kommen, daß wir, die wir in der Gegenwart leben, vergaßen, daß das Regime, dessen Motiv ein fremdenfeindliches Prinzip war, auch heute noch in Japan besteht. Die japanische Bevölkerung ist in ihrer großen Mehrzahl auch heute noch im Grunde genommen fremdenfeindlich.

gesonnen, wie ehedem. Und wir machen uns auch nicht klar, daß heute noch zum Teil dieselben Leute die Geschicke Japans modellieren, die schon zu Anfang jener Bewegung das Ziel, das ihnen heute noch vor Augen schwebt, erkannt haben. Trauen wir ihnen so wenig Staatskunst und Energie zu, daß sie die Prinzipien, die sie vor Jahrzehnten als richtig erkannt haben, und die sie durchgeführt haben, trotzdem sie dabei die alte Staatsform zerschlagen mußten, trotzdem sie ein ganzes Volk in eine völlig neue Form hineingossen, ohne sich bei diesem Neugusse selbst die Finger zu verbrennen, nicht auch noch im Alter mit Tatkraft festhalten sollten, um das Ziel, das sie in der Jugend erkannt haben, auch im Alter noch bewußt zu verfolgen? Aber ja, es ist schwer, gegen Vorurteile anzukämpfen, und man sollte sich eigentlich gar nicht darüber wundern, daß man auch heute noch in weiten Kreisen unseres Volkes der Ansicht ist, wir müßten jenen niedlichen, kleinen, intelligenten und bei uns zu Hause so bescheiden auftretenden gelben Männlein eigentlich noch zu besonderem Danke verpflichtet sein, daß sie zum Ruhm und zur Ehre der deutschen Nation beitragen, indem sie gerade zu uns nach Deutschland kommen, um auf unseren Schulen und Hochschulen, in unseren Fabriksälen, in unserer Armee und Marine, in unseren mustergültigen Verwaltungseinrichtungen, und wo auch immer es sei, sich diejenigen Mittel zu erwerben, die sie befähigen, den Teufel mit Beelzebub austreiben zu können. Daß wir uns mit dieser Politik in unser eigenes Fleisch schneiden, das kommt uns erst allmählich zum Bewußtsein. Gewiß, Freiheit der Wissenschaft allerwegen! Aber Freiheit bedingt Grenzen, sonst wäre sie Zügellosigkeit, und diese Grenzen liegen für einen Staat, der als moderner erwerbender Nationalstaat ein Nationalvermögen verwaltet, da, wo die Preisgabe nationalen Wissens und Könnens an Fremde dazu geeignet ist, das Messer an die Wurzeln unseres eigenen nationalen Erwerbslebens zu legen; und das ist bezüglich Japans der Fall. Wenn man auch davon verhältnismäßig wenig in Deutschland selbst merkt, so merken es doch die Deutschen, die hier draußen Handel treiben, bitter am eigenen Leibe, und sie merken es vor allen Dingen seit der Zeit, da auf Englands Veranlassung die Konsulargerichtsbarkeit in

Japan aufgehoben, und auch die Angehörigen der weißen Rasse unter gelbe Gerichtsbarkeit gestellt wurden. Sie haben mit der Unzulänglichkeit, mit der Parteilichkeit und Langsamkeit der japanischen Gerichtshöfe, mit der Skrupellosigkeit des japanischen Geschäftsmanns und mit den neuen japanischen Behörden, in erster Linie dem japanischen Patentamte, die allerschlimmsten Erfahrungen machen müssen. Gerade in dem wirtschaftspolitischen Vorgehen Japans liegt die gelbe Gefahr, die in diesem Sinne sicherlich eine Gefahr schlimmster Sorte ist. Nicht darin liegt die gelbe Gefahr, daß zu erwarten wäre, jene gelben Nationen würden uns einmal in Europa mit ihrem Überfluß an Menschen überschwemmen und unsere Arbeiter in Europa aus den Fabriksälen verdrängen. Die gelbe Gefahr liegt in dem politischen und handelspolitischen Vorgehen Japans in Ostasien, das nicht nur unserem hochbedeutsamen Handel im fernen Osten mit unehrlichen Mitteln das Wasser abgräbt, sondern auch die Säulen des europäischen Prestiges in China zu erschüttern bestrebt ist und in seiner Verwegenheit sogar so weit geht, zum Dank für das bei uns Erlernte ganz offen auch den deutschen politischen Besitzstand in Schantung zu bedrohen. Hier kann nur immer wieder von neuem gepredigt werden: Die Augen auf, und vor allen Dingen weg mit jener Litteratur, die uns mit japanischen Frauenzimmergeschichten unterhält, und von den Männern nichts weiter zu melden weiß, als daß sie höflich sind und Dienerchen machen, die uns aber gänzlich ununterrichtet läßt über die wahren Absichten und Empfindungen des japanischen Volkes! Allzulange haben wir uns diese weichliche Kost auftischen lassen, und allzulange vor allen Dingen sind wir der Führung Englands in ostasiatischen Dingen gefolgt, so daß darüber unsere eigenen Interessen Schaden gelitten haben. Bei uns in Deutschland ist das Interesse weitester Kreise eigentlich erst seit dem Augenblick nach Ostasien gelenkt worden, da Deutschland sich in Kiautschou festsetzte; aber schon drei Jahrzehnte lang vorher haben deutsche Kaufleute unter dem Schutz von Handelsverträgen und, wie man zugeben muß, zu einem guten Teile auch unter dem Schutz der englischen Flagge der deutschen Politik die Wege geebnet. Dann kam Kiautschou, die

gepanzerte Faust und der Platz an der Sonne, und nun verfielen wir in einen anderen Fehler bezüglich Ostasiens. Es entstand eine Art Weltmachtstaumel, in dem das zweischneidige Schwert der Weltpolitik vielfach recht beängstigend in der Luft herumturnte. Aber man wußte eigentlich nicht, was man wollte. Es fehlten die praktischen Ziele, und man hörte nicht auf die berechtigten und praktischen Vorschläge derjenigen, die hofften, daß der Frieden, der die chinesischen Wirren beendete, wenigstens für China eine Basis schuf, auf Grund deren dieses Land in der Tat in größerem Maßstabe als bisher erschlossen werden würde. Man blieb ohne eigentliche Kenntnis der politischen Zusammenhänge im fernen Osten, und anstatt die Kräfte gemeinsam auf das Objekt China zu konzentrieren, verzettelte man die Kraft in gegenseitiger Beargwöhnung, deren Vorteile ausschließlich den Ostasiaten zugute kamen. Damals noch wäre man in der Lage gewesen, China für Europa zu retten. Man hat den günstigsten Zeitpunkt vorbeigehen lassen. Nun ist Japan oben, und ihm allein wird der Löwenanteil an der chinesischen Beute zufallen, die das Zaudern der europäischen Mächte sich, wie es scheint, nunmehr endgültig hat entgehen lassen.

Die ostasiatische Politik der letzten Jahrzehnte bis zu dem Boxeraufstand steht durchaus unter dem Zeichen des Interessenkampfes Englands gegen Rußland, und England hat es verstanden, die übrigen am Handel Ostasiens beteiligten Nationen ins Schlepptau zu nehmen. Es betonte den freien Wettbewerb aller Handel treibenden Nationen in Ostasien nur deshalb, weil es darin das beste Mittel sah, um dem Vordringen der russischen Macht von Norden her Schwierigkeiten zu bereiten. Es bestand ein prinzipieller Gegensatz zwischen der unter Englands Führung eingeleiteten Handelspolitik in Ostasien und der russischen Politik in Ostasien, die im wesentlichen eine Politik der Eroberung bedeutet hat. Zwar hat es sich Rußland in der zweifellos geschickten Verfolgung seiner ostasiatischen Pläne nicht nehmen lassen, sich stets auch die Teilnahme an den Vorteilen dieser Handelspolitik zu sichern, die man auch mit „Politik der offenen Tür" zu bezeichnen pflegt. Indessen hat es in erster Linie dafür gesorgt, daß es bezüglich seiner Eroberungspläne bei jeder sich nur bietenden Ge-

legenheit auf seine Rechnung kam. Der russisch-englische Gegensatz ist lange Zeit hindurch maßgebend gewesen auch für die Politik der übrigen Mächte, die sich als an Ostasien interessiert zu bezeichnen pflegen. Für die Stellung Deutschlands kommt in Betracht, daß es so lange Bundesgenosse Englands sein mußte, als



Lotos-Blume.

es gezwungen war, den Schutz seiner eigenen Handelsinteressen in Ostasien mit unter den Schatten des englischen Prestiges zu stellen. Übrigens ist das Prinzip der offenen Tür in China nicht von Anfang an Englands Losungswort gewesen. Vielmehr hat es an englischen Versuchen nicht gefehlt, sich mit Rußland über die Abgrenzung von Interessensphären unter Ausschluß Anderer,

und, als das nicht glückte, gelegentlich auch über eine allgemeine Aufteilung Chinas zu unterhalten. Indessen hat die flache Politik des Lord Salisbury in diesen Verhandlungen immer nur England Schritt für Schritt gegenüber Rußland rückwärts gebracht. Auch ist mehrfach von England vorgeschlagen worden, in dem verkleinerten China, und zwar in den Yangtsestaaten, einen Pufferstaat zwischen den russischen und englischen Interessen zu schaffen. Die russische Politik hat es stets verstanden, sich aus diesen Vorschlägen Vorteile zu verschaffen, und konnte das, weil sie von Anfang an konsequent, nämlich Eroberungspolitik, geblieben ist. Als aber England sah, wie wenig es aus diesen Erörterungen Nutzen zog, griff es zu einem Notnagel, mit dem es Rußland in seinem Vordringen nach Süden festnageln wollte, und fand ihn in dem schönen Schlagwort der „Politik der offenen Tür". Die Sache war so gedacht, daß England die handeltreibenden Nationen der ganzen Welt aufforderte, im freien Konkurrenzkampfe sich an Chinas Erschließung zu beteiligen. England glaubte seinerseits dadurch das Fett abschöpfen zu können, daß dann voraussichtlich der Hauptteil des Geschäftes doch durch die englischen Kommissionäre gehen würde. Andererseits aber wollte es auch die übrigen Staaten in China festlegen, so daß diese sich eventuell einmal dazu entschließen müßten, ihre Interessen dann auch mit dem Schwert zu verteidigen, wenn Rußland einmal die Offensive ergreifen und durch seine Eroberungspolitik die Politik der offenen Tür in China gefährden sollte. Der Faden war gut eingefädelt, aber er riß, als man ihn auf seine Haltbarkeit hin prüfte. So geschehen in den Wirren der Jahre 1900 und 1901! Die Darsteller befanden sich schon von vornherein nicht in den ihnen ursprünglich zugedachten Rollen. Denn der Gegner war China, das bisher immer nur das mißachtete Objekt gewesen war, und Rußland stand — eine merkwürdige Ironie — als Bundesgenosse auf Englands und der anderen Seite. Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß die ganze Vorentwicklung auch uns Deutsche auf die Seite Englands zwang, so lange auch wir das Prinzip der offenen Tür in China anerkannten und uns von ihm Nutzen versprachen. Seitdem wurde es aber mehrfach durchbrochen, und zwar zuerst noch vor dem Ausbruch der Boxerwirren dadurch, daß Deutschland in

Kiautschou und Rußland in Port Arthur sich festsetzten, so daß auch England selbst sich genötigt sah, von seinem Prinzip, nur für die Eröffnung von internationalen Handelshäfen einzutreten, abzulassen und zu dem Erwerb von Waihaiwai überzugehen. Das Eintreten Deutschlands und Frankreichs für die Forderung Rußlands, Japan solle die Mandschurei räumen, die ihm bekanntlich im Friedensschluß von Schimonoseki, der den japanisch-chinesischen Krieg beendete, von China abgetreten war, mußte den Engländern die Augen darüber öffnen, daß die Spekulation auf die Mithilfe der Vertragsstaaten gegen Rußland verfehlt war. Weiter mußte England nach den chinesischen Wirren zusehen, wie Rußland aus dem trüben ostasiatischen Fischwasser den fetten Fischzug tat, bei dem die Mandschurei in dem Netz hängen blieb, und war selbst durch den Burenkrieg in Anspruch genommen, so daß es damals nichts anderes konnte, als gegen die dauernde Festsetzung Rußlands in der Mandschurei nur „protestieren". Später erst vollführte es jene Schwenkung, die es aus dem europäischen Kulturring austreten hieß und auf die Seite Japans, der gelben Rasse, brachte. Es ist schon erwähnt, daß England es war, das schon vorher die Aufhebung der Exterritorialität der Fremden in Japan befürwortete, ein Schritt, der sozusagen den letzten Rest vom Prestige der weißen Rasse in Japan vernichtet hat. Diesem Schritt folgte der zweite, das Bündnis. Japan selbst aber, das bereits zu Beginn der chinesischen Wirren vergebens den Mächten angeboten hatte, als ihr Gerichtsvollzieher in China zu fungieren, hat jetzt wenigstens die Ehre, in die eigenen Interessen, die es gegen Rußland verteidigt, auch die englischen mit hineinzunehmen. Das Geschäft erscheint ja nicht ganz unverlockend, denn England bezahlt gut. Es fragt sich bloß, wann der Zeitpunkt kommen wird, da England der Ansicht ist, daß Rußland nun bis auf weiteres für seine ostasiatischen Pläne unschädlich ist; und ob England alsdann noch ein besonderes Interesse daran zeigen wird, daß das geschröpfte Japan sich wieder zu erneuter Kraft erholt, die sich dann selbstverständlich auch gegen England selbst kehren wird — ist sehr fraglich. Denn so kindisch ist die englische Politik nicht, daß sie nicht genau wüßte, daß ein starkes Japan ebenso sehr den englischen Interessen im fernen Osten gefährlich werden



„Banzai!"
(Nach einem japanischen Original in moderner Technik.)

muß, wie unseren eigenen. Vorderhand aber scheint es den Japanern noch nicht klar geworden zu sein, daß ihre Hauptaufgabe auch gegenwärtig darin besteht, für die Engländer die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Vielleicht bilden sie sich auch ein, sie dienten nicht den Interessen Englands, sondern nur den eigenen, und sie könnten es eventuell auch, wenn sie mit den Russen fertig sind, gelegentlich einmal mit den Engländern aufnehmen. Eitel genug, um selbst solchen Ideen zugänglich zu sein, sind ja die Japaner!

* * *

Es gibt manche Reisende und auch Berichterstatter, die in ein fremdes Land kommen und mit offenen Augen hindurchgehen, ohne zu sehen, und mit der hohlen Hand am Ohre horchen, und doch nichts hören. Zu diesen Menschen muß der Berichterstatter einer angesehenen deutschen Tageszeitung gehören, die ich im Klub finde, und in der es heißt: das japanische Volk feiere seine Siege im stillen. Dann muß er wohl das Schellengerassel, mit dem der japanische Dienstmann sein Dempo, die neueste Depesche vom Kriegsschauplatz, als Extrablatt verteilt, für Sphärenmusik und das weithin gellende „Bansai", das sich den Gruppen auf den Straßen entringt, wenn sie die neuesten Siegesnachrichten vom Kriegsschauplatze lesen, für harmloses Lachen über einen faulen Witz gehalten haben, den soeben irgend einer vom Stapel gelassen hat. Nein, im Gegenteil! Die japanische Nation feiert ihre Siege laut und vernehmlich. Was das Wort „Bansai" eigentlich seiner Abstammung und seiner Grundbedeutung nach besagt, darüber sind sich die Gelehrten nicht ganz einig. Angeblich soll es wörtlich so viel wie „zehntausend Jahre" bedeuten. Tatsächlich bedeutet es so viel, wie wenn man bei uns „Hurra" oder „Viktoria" oder „Hoch" oder „Hepp hepp Hurra" oder „Heil" oder neuerdings auch „Horrido" ruft. Ganz Japan steht gegenwärtig sozusagen im Zeichen des „Bansai". Davon kann man sich auch überzeugen, wenn man gelegentlich einmal einen Ausflug macht nach der in der Nähe von Yokohama vorbeiführenden alten Heerstraße, dem Tokaido, der die beiden Hauptstädte des Landes, Tokio, die ehemalige Residenz der Schogune, und Kioto, die alte Hauptstadt

der Tennos oder Mikados, miteinander verbindet. Sie spielt auch heute noch im Volke die Rolle einer Triumphstraße. Häufig sieht man dort lange Züge von Menschen entlang schreiten, voran Fahnenträger, die teils die japanische Handelsflagge oder die Kriegsflagge tragen, teils lange weiße Wimpel, auf denen japanische Inschriften in Rot und Schwarz aufgemalt sind. Dann folgen Trommler und Trompeter und hinter ihnen zu Pferde reitend der Mittelpunkt des Zuges, ein heimgesandter Verwundeter oder ein Reservist in einer alten Uniform, auf der Brust einige Medaillen. Entweder kam er vom Kriegsschauplatz, oder er war eingezogen worden und wurde nun vor seinem Abmarsch ins Feld der Ehren in feierlichem Zuge auf der Triumphstraße des Landes zur Station begleitet. Besonders eindrucksvoll gestalten sich die Siegesfeiern des Nachts. Wenn man nächtlicherweile von einem Ausfluge in die Umgebung Yokohamas zurückkehrt, dann hört man, in seiner Rickschah sitzend, oft schon von weither hallende Stimmen und asiatische Weisen mit Hornbegleitung und Paukenschlag, und plötzlich sieht man eins der zahlreichen Täler erglühen vom Glanze Hunderter von Papierlampions. Es sind Menschen, die „Banzai“ feiern und bereits von Kindesbeinen an einen Patriotismus und ein nationales Ehrgefühl nähren, das imposant ist, und das dadurch nichts von seiner Kraft einbüßt, daß es sich häufig als arge Überhebung und Eitelkeit kennzeichnet. Aber wovon man im Lande trotz eifrigen Nachforschens so gut wie nichts bemerkt, das sind die Dinge, die mit der Mobilmachung und mit den Truppentransporten in Beziehung stehen. Da herrscht eine Geheimniskrämerei sondergleichen. Nur ganz zufällig geschah es, daß ich in Tokio einer Verladung von Feldartillerie zuzusehen Gelegenheit bekam. Jeder Handgriff war nützlich, keiner überflüssig. Kaum ein Wort hört man fallen, keine Hast. An ein Schimpfwort nicht zu denken. Während wir nervös in Yokohama sitzen und auf Nachrichten vom Kriegsschauplatz warten, kennt der Japaner keine Nervosität. Langsam sind die japanischen Bewegungen auf dem Kriegsschauplatz, wie zu Hause, für unseren europäischen Geschmack in der Tat zum Nervöswerden langsam. Aber sie sind vorsichtig, sicher. Wo wir mit Tagen, Stunden rechnen, rechnen die Japaner mit Monaten und Wochen. Das muß man sich von vornherein

klar machen: Feldzüge, etwa von der Kürze dessen vom Jahre 1866, gibt es hier draußen nicht. Und eins ist bewundernswert: Keine Nachricht sickert durch. Selbst die Japaner im eigenen Lande erfahren vom Kriegsschauplatz nur das Allerwichtigste. Die japanische Flotte gilt heute nach allen den schweren Gefechten vor Port Arthur noch vollständig intakt, und doch erfahre ich später von authentischer Seite, daß zu derselben Zeit zeitweilig nahezu 75 % der japanischen Flotte ausbesserungsbedürftig in dem mit einer Wolke von Geheimniskrämerei umgebenen Kriegshafen Sasebo gelegen haben soll.

* * *

Unser Sehnen nach häuslicher Ruhe ist vorläufig gestillt. Wir haben eine Wohnung gefunden. Das ist das Resultat eines

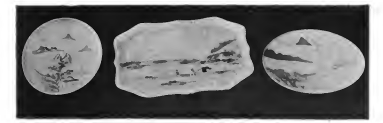


Fig. 11. Japanisches Porzellan (modern).

Suchens von acht Tagen. Viele Wohnungen haben wir gesehen, aber wenige haben uns gefallen. Als wir dieses Haus zuerst sahen, waren wir auch gleich entschlossen, es zu mieten. Es liegt außerhalb der Stadt, ja selbst außerhalb der Europäerkolonie, die sich auf dem bevorzugten Hügelrücken hinstreckt, der die Japanerstadt von Yokohama überragt, und der als der Bluff und als einer der beliebtesten Sommeraufenthalte und Kurorte für die in China ansässigen Europäer bekannt ist. Unser Haus zählt nicht einmal mehr zu Yokohama selbst, sondern es liegt an der ersten Station der Eisenbahn nach Tokio zu, in Kanagawa. Tatsächlich bildet dieser kleine Flecken eine Vorstadt von Yokohama, aber politisch genommen ist er die Bezirksstadt auch für Yokohama. Der Re-

gierungsbezirk, in dem Yokohama liegt, heißt Kanagawa-Ken. Kanagawa war auch eigentlich der Hafen, der ursprünglich für die Fremdenniederlassung auf Grund der durch die Schogune abgeschlossenen Handelsverträge eröffnet worden war. Damals wußte noch niemand etwas von Yokohama, und man ahnte nicht, daß das kleine Fischerdorf dieses Namens, das in der Nähe von Kanagawa lag, inmitten von Sümpfen, auf denen jetzt die Ge-



Inneres eines japanischen Hauses.

schäftsstadt von Yokohama steht, einst die Hauptstadt des Regierungsbezirkes so in den Schatten stellen würde. Damals verwies man die unbeliebten Fremden in jene Sümpfe und glaubte wohl nicht, daß ihre Betriebsamkeit und ihr Fleiß sie austrocknen und auf ihrem Grund eine gewaltige, europäische Handelsstadt entstehen lassen würde, um die sich dann auch eine an Ausdehnung noch gewaltigere japanische Stadt herum schließen würde, das Yokohama, wie es heute dasteht. Unser Häuschen liegt auf einem Hügel, zu dem man von der Bahnstation in wenigen Minuten

hinaufklimmt. Der ganze Komplex gehört einem reichen japanischen Grundbesitzer Takashima, und der Hügel heißt nach ihm Takashima-Yama. Von den Häusern, die dort oben stehen, haben wir die Nummer 22 gemietet. Es liegt auf dem südlichsten Teile des Hügelrückens inmitten eines Gartens, oberhalb eines Tempelgrundes. Das Haus selbst besteht aus zwei Flügeln. Der nach vorn gelegene ist europäisch gebaut. Er umfaßt einen Korridor und vier kleine Zimmer mit Glasveranden. Daran schließt nach rückwärts an ein Gang, der rechts zu den Vorratsräumen, zum Badezimmer, zur Küche und zum Hofe führt und geradeaus n ein japanisch gebautes Haus, das nach japanischen Begriffen als ganz besonders schön und groß anzusehen ist. Dieses japanische Haus ruht auf Holzpfählen. Der Fußboden erhebt sich ungefähr dreiviertel Meter hoch über dem Erdboden. Es enthält ein großes Zimmer, das man bald als einen Saal bezeichnen kann, und ein kleines Zimmer. Die Wände bestehen teils aus dünnem Fachwerk, teils aus Glas und Papier. Um je eine Längs- und eine Breitseite des Hauses herum läuft eine Glasveranda, die mit Holzläden nach außen hin vollständig abgesperrt werden kann. Der Garten vor den Fenstern zeigt zwar keine Blumen. Dafür aber erhebt sich eine mächtige, weit verzweigte, dickbuschige Fichte mit dachartigen, breit nach unten hängenden Ästen hoch über das Haus hinweg und vertritt den Blitzableiter. Nach rückwärts liegt ebenfalls ein Teil des Gartens, und ferner der Hof mit einigen hölzernen Nebengelassen. Dann kommt der Abhang des Hügels, der mit einem Fichtenhain bestanden ist, der zum Tempel gehört. Durch die Lichtungen des Wäldchens hindurch sehen wir auf die Reisfelder und auf arbeitende japanische Bauern. Unsere Nachbarn zur Rechten und zur Linken sind Engländer, die ebenfalls die Entfernung nicht gehindert hat, ihr Heim hier aufzuschlagen. Übrigens fährt man mit einem Dampfschiffchen, das alle fünf Minuten verkehrt, in weniger denn einer Viertelstunde nach Yokohama. Der Flügel, auf dem unser Häuschen steht, schließt zusammen mit dem Bluff auf der anderen Seite die Bucht von Yokohama ein, die den Hafen bildet. Von unseren Fenstern aus kann das Auge schweifen über einen ganzen Wald von Masten, der im Hafen von Yokohama aufragt. Mit dem Glase können wir sogar auf

dem gerade an der Landungsbrücke liegenden deutschen Reichspost-dampfer die Menschen erkennen.

Bei den Engländern ist es Sitte, daß die Nachbarn den Neu-eingezogenen zuerst ihre Antrittsvisiten machen. Unsere Nachbarn aber waren liebenswürdig genug, vorher erst bei uns anfragen zu lassen, ob diese Sitte uns genehm sei. Wir waren somit in der angenehmen Lage, ihnen sagen zu können, wir bäten, auf die Besuche zu verzichten. Denn unser idyllisches Heim war so reizend, daß wir uns fremde Gesichter darin nur als eine Störung des Gesamteindrucks vorstellen konnten. Und wir waren dazu um so mehr berechtigt, als wir ja nun erstmalig daran gingen, uns unser Nest auszubauen. Die Erfahrungen in den Hotels in Yokohama, sowie vor allen Dingen die Tatsache, daß die Wohnungen in den Hotels in Tokio geradezu unerschwinglich waren — die dort wohnenden amerikanischen und englischen Korre-spondenten zahlten zeitweilig pro Tag 15 Yen, das sind 31,50 Mk. ohne Getränke, nur für Zimmer und Essen —, hatten uns gelehrt, daß wir demgegenüber immer noch sehr billig wegkommen würden, wenn wir uns eine eigene Einrichtung zulegten. Somit kauften wir denn das Notwendigste an Möbeln. Die Fenster wurden drapiert mit jenen allerliebsten japanischen Baumwollkreps, und nach zwei Tagen Arbeit sah das Haus so munter und appetit-lich aus, und wir waren mit der Bedienung und allem Zubehör so weit in Ordnung, daß wir unseren Freund Mischke schon zu einer Tasse Kaffee bei uns einladen konnten — einen der wenigen, denen es gestattet wurde, in das Geheimnis unseres Idylls in Kanagawa einzudringen. Nur eins machte meiner armen jungen Frau Sorge — die Dienstbotenfrage! Welche unerfreulichen Per-spektiven eröffnen sich bei diesem Worte nicht schon der europäischen Hausfrau, und nun noch gar hier in Japan, wo die Dienstboten-frage nicht so leicht gelöst ist, wie in China! Zumal fehlt es hier an Dienstboten, die gewöhnt sind, in Familien Dienst zu tun. Gewöhnlich bekommt man nur solche, die an die Wirtschaft euro-päischer Junggesellen gewöhnt sind, die sich nur ungern um die Wirtschaftssorgen kümmern und froh sind, wenn sie nur regelmäßig und in einigermaßen erträglichem Zustande ihre Wohnung und

Fig. 12. Japanische Tabakpfeife.

ihre Mahlzeiten haben, und die schon obligatorisch ein Auge, manchmal auch beide zudrücken, wenn das japanische Hauspersonal von dem Wirtschaftsgelde erhebliche Prozente in die eigene Tasche fließen läßt. Eine Hausfrau läßt sich das natürlich nicht gefallen, und die auf europäische Gewohnheiten dressierten Dienstboten, die mit europäischen Hausfrauen wirtschaften können, sind in Yokohama selten. Dazu kommt die Frage der Sauberkeit. Im allgemeinen wird die japanische Sauberkeit gerühmt. Diese löbliche Eigenschaft ist auch beim Japaner erheblich besser entwickelt, als bei irgend einem anderen ostasiatischen Volke. Aber zwischen europäischer Sauberkeit und japanischer Sauberkeit herrscht denn doch noch ein gewaltiger Unterschied. Meine Frau ist ganz entsetzt, als sie das neu engagierte Dienstmädchen dabei überrascht, wie sie ihren Kamm abwechselnd in ihr Haar und in den Kochtopf taucht, und zunächst müssen wir eine Weile experimentieren, bis wir japanische Dienstboten ausfindig machen, die geneigt sind, sich von vornherein unseren Ansprüchen an Sauberkeit zu fügen. Aber trotz dieser Mißhelligkeiten empfinden wir einen Hauch von der Schönheit eines eigenen Heims, wenn wir des Morgens in der weitgeöffneten Halle unseres japanischen Hauses am eigenen, weißgedeckten Tisch sitzen und aus eigenem Porzellan unseren in eigener Küche bereiteten Morgenkaffee schlürfen, und uns in der heimlichen Ruhe unserer Einsiedelei selig ob unseres neuen Glücks in die Augen sehen, während in den Ästen unseres mächtigen Fichtenbaumes und im benachbarten Tempelhain Amseln und Nachtigallen uns ein liebliches Morgenkonzert zwitschern. Täglich von neuem kosten wir diesen Genuß aus. Wir können uns das leisten, denn wir besitzen ja den köstlichen Beruf des Kriegskorrespondenten und sind ausdrücklich nur deshalb nach Japan gereist, um uns von den Japanern die neue Wahrheit beibringen zu lassen, daß ein Krieg sich auch führen läßt, ohne daß die Anwesenheit von Kriegskorrespondenten im Felde dazu notwendig ist. Den Anderen in Tokio und den Militärattachés geht es ja auch nicht anders. Nur daß sie sich ob dieser Tatsache wesentlich mehr aufregen, als wir. Ändern



Fig. 13.
Japanisches Teekännchen aus getriebenem Messing.



Japanisches Feldlager in der Mandschurei.
(Japanischer Bilderbogen.)

können wir diese Dinge doch nicht, und darum genießen wir unsere Stunden, ehe sie verrinnen.

* * *

Allerdings so ganz untätig sind wir doch nicht. Gleich nach dem Eintreffen in Japan bin ich nach Tokio gefahren und habe mich dem deutschen Gesandten, Grafen von Arco-Valley, vorgestellt. Im allgemeinen sind derartige Besuche nichts anderes als Höflichkeitsbesuche. Ich habe schon zu oft die Erfahrung gemacht, daß selbst die besten Empfehlungen an eine derartige Persönlichkeit in den seltensten Fällen zu einer besonderen Förderung führen. In diesem Falle aber ist der Besuch nicht zu umgehen. Denn nach den japanischen Vorschriften für die Kriegskorrespondenten werden diese zur japanischen Armee nur zugelassen auf Vermittlung ihres jeweiligen Herrn Gesandten. Außerdem hatte ich persönliche Empfehlungen abzugeben, und somit begab ich mich denn zur Gesandtschaft, um dem Gesandten mein Eintreffen in Japan zu melden, mich ihm gegenüber als Kriegskorrespondent mehrerer angesehener deutscher Zeitungen zu legitimieren und ihn zu bitten, für mich die Schritte zu tun, die notwendig sind, um meine Aufnahme in die Liste der Kriegskorrespondenten zu bewirken. Der Gesandte bedauerte zunächst, nach dieser Richtung hin nichts für mich tun zu können, denn die Liste der Kriegskorrespondenten sei geschlossen, und amtlich könne er, nachdem diese Mitteilung an ihn ergangen sei, keine Schritte mehr für mich unternehmen. Indessen sagte er, er wolle versuchen, privatim für mich irgend etwas zu erwirken. Warum ich denn nicht von Deutschland aus telegraphiert hätte? Je nun, wer kannte denn zu der Zeit, als ich von Deutschland abreiste, die von den Japanern herausgegebenen Regulationen für die Kriegskorrespondenten, und ob sich denn der Herr Gesandte nicht hätte von vornherein sagen müssen, daß in der Zeit, die bisher seit Ausbruch des Krieges verstrichen ist, angesichts der Entfernung von Deutschland eigentlich erst jetzt es möglich sei, daß die ersten Kriegskorrespondenten, die direkt geschickt worden sind, einträfen? Der Herr Gesandte meinte, das wäre wohl nicht ohne weiteres vorauszusehen gewesen. Ich dagegen stellte mich auf den Standpunkt, da bis zum Schluß der

Liste der Kriegskorrespondenten nur erst ein einziger deutscher Kriegskorrespondent, der von auswärts, und zwar von Amerika gekommen war, und ein anderer, der schon seit Jahr und Tag in Tokio wohnt, gestanden hätten, so hätte es dem deutschen Gesandten sehr wohl möglich sein können, die Mitteilung von dem Schluß der Liste damit zu beantworten, daß er ersuchte, für die deutsche Presse wenigstens noch einige Plätze zu reservieren, nachdem die englische und amerikanische vermöge der Entfernung und der Tatsache, daß die meisten englischen Blätter an sich ständig in Ostasien ihre Korrespondenten haben, mit geradezu erdrückender Majorität aufgetreten waren. Der Gesandte wollte das nicht Wort haben und stellte sich auf den Standpunkt des Buchstabens, wiederholte aber ausdrücklich, daß er gern bereit sei, nichtamtlich für mich noch ein Wort bei den Japanern einzulegen, und verwies mich im übrigen darauf, daß ich, wie ich ihm mitteilte, bereits am 15. Februar mich in Berlin beim japanischen Militärattaché, dem Oberstleutnant Oi, vorgestellt hätte, und von diesem mit einer besonderen Empfehlung an das japanische Kriegsministerium ausgerüstet worden sei. Somit ging ich denn auf das Kriegsministerium, gab dort meine Empfehlung ab und wurde von einem Major empfangen, der ein fast dialektfreies Deutsch sprach. Er hat sich jahrelang in Deutschland zu Studienzwecken aufgehalten. Er war denn auch entgegenkommender, als der Gesandte und erklärte, daß meiner nachträglichen Zulassung voraussichtlich keinerlei Hindernisse entgegenstehen würden. Ich möchte nur meinen Herrn Gesandten ersuchen, für mich einen ähnlich lautenden Antrag auf dem vorgeschriebenen amtlichen Wege einzureichen, wie er es für einen wenige Tage vor mir eingetroffenen anderen deutschen Korrespondenten des „Berliner Lokalanzeigers" getan hätte. Diese Mitteilung überraschte mich in hohem Grade. Denn der Herr Gesandte hatte während unserer Unterredung kein Wort davon fallen lassen, daß er für einen unter den gleichen Bedingungen wie ich erst nach Schluß der Korrespondentenliste in Japan eingetroffenen anderen deutschen Berichterstatter bereits die amtlichen Schritte getan hatte, von denen er mir gegenüber behauptete, sie seien unmöglich. Ich ging also wieder zum Herrn Gesandten, teilte ihm den Auftrag des Majors mit und ersuchte ihn, für mich

die gleichen Schritte zu tun, die er für den ebenfalls nach Schluß der Liste eingetroffenen Kollegen unternommen hätte. Dem Herrn Gesandten war es augenscheinlich unangenehm, daß ich diese Tatsache erfahren hatte. Denn er erklärte sich nunmehr ohne weiteres bereit, für mich den gleichen Antrag doch noch amtlich erfolgen zu lassen. Als ich ihn auf die ungleichmäßige Behandlung aufmerksam machte, entschuldigte er sich damit, ich sei ihm nicht, wie jener Herr, durch das Auswärtige Amt empfohlen worden, woraufhin ich mich genötigt sah, ihm zu antworten, das sei meiner An-



Fig. 14. Antike japanische Räuchergefäße aus Messingbronze.

sicht nach sehr gleichgültig. Ich sei ihm gegenüber als Vertreter deutscher Blätter legitimiert worden und könne nicht anerkennen, daß ein deutscher Zeitungskorrespondent, der ihm durch das Auswärtige Amt besonders empfohlen sei, dem Vertreter eines Blattes vorgezogen würde, das dieser Empfehlung entbehre. Im übrigen entbehrte ich gar nicht einmal jener Empfehlung, auf die der Gesandte solchen Wert legte, daß er daraus den Grund entnahm, seine amtlichen Funktionen nur für denjenigen deutschen staatsangehörigen Kriegskorrespondenten auszuüben, der im Besitz einer solchen Empfehlung sich befand, für den anderen nicht. Nur war



Jungjapan einst.
(Nach japanischem Original.)

meine Empfehlung nicht nach Tokio gegangen, sondern an den Vertreter des Deutschen Reichs in Soul. Aber auch ohne dies wäre ich der Meinung gewesen, daß ich von dem Gesandten nichts anderes erbeten hätte, als was zu leisten er vermöge seiner amtlichen Eigenschaft gehalten war, zumal seitens der Japaner seine Vermittlung direkt zur Bedingung der Aufnahme in die Liste gemacht worden war. Ob ich es nun von vornherein an der nötigen Devotion oder an sonst irgend etwas dem Grafen Arco gegenüber hatte fehlen lassen, weiß ich nicht. Jedenfalls ist mir Derartiges nicht bewußt, und ich war mir von vornherein darüber klar, daß ich auf der deutschen Gesandtschaft für meine Verpflichtungen wahrscheinlich auf noch weniger Entgegenkommen würde zu rechnen haben, als bei den Japanern. Aber ich sagte mir, ich bin auf meinen Reisen schon mit manchem widerhaarigen gelben Mandarinen fertig geworden, warum sollte sich da nicht gelegentlich auch einmal ein Strauß mit einem weißen lohnen?

* * *

So manchmal habe ich in diesen Tagen bei mir gedacht, wie schön wäre es doch, wenn du jetzt einen unserer deutschen Japan-Schwärmer bei dir hättest. Du wolltest ihn an die Hand nehmen und ihm verschiedene Dinge zeigen, bei denen er seine Japan-Schwärmerei vielleicht verlernen könnte. Da ist zunächst einmal die japanische Telegraphenverwaltung. Davon will ich nichts sagen, daß infolge des Krieges die japanische Regierung gebietet, daß alle Preßtelegramme während dieser Zeit in englischer Sprache und ohne Benutzung von Codeworten abgefaßt werden müssen. Bis zu einem gewissen Grade ist Japan da, ebenso wie wir, von England abhängig, in dessen Händen die wichtigsten Kabellinien der Erde vereinigt sind. Auch zu friedlichen Zeiten gewähren diese Kabellinien die sogenannten press rates für Preßtelegramme, die nur ein Drittel des Satzes für gewöhnliche Telegramme bedeuten, nur unter der Bedingung, daß die Preßtelegramme nicht in Codeworten, sondern in offener Sprache abgesandt werden. Auch dagegen hätte ich nichts einzuwenden, daß die Japaner für Preßtelegramme die englische Sprache vorschreiben, da es für die Schalterbeamten notwendig ist, diese Telegramme zu verstehen, und sie vorwiegend neben der japanischen nur der



Jungjapan jetzt.
(Nach japanischem Original.)

englischen Sprache mächtig sind. Aber dagegen bäumt sich doch das deutsche Gefühl auf, wenn auf dem Haupttelegraphenamte in Yokohama angeschlagen steht, daß auch für gewöhnliche, vollbezahlte Telegramme nur die englische und französische Sprache zulässig ist. Es ist mir also nicht möglich, von Japan aus zur vollen Telegrammgebühr ein Telegramm nach Deutschland in deutscher Sprache aufzugeben, was nach dem internationalen Postübereinkommen von jeder Post- und Telegraphenstation der Erde aus sonst möglich ist. Die japanische Regierung sieht also die deutsche Sprache nicht als gleichberechtigt an mit der englischen und französischen. Dabei ist die militärische Erziehung Japans, wenigstens die des Landheeres, durchaus deutsch. Als ich in Tokio die Universitätskliniken besuchte, wurde ich von den Ärzten samt und sonders auf deutsch angeredet. Deutsch gehört zu den obligatorischen Lehrfächern des japanischen Arztes. Ja selbst die Bibliotheken der medizinischen Universitätsinstitute enthalten zu mehr als 90% deutsche Werke. Der Rest von nicht ganz 10% verteilt sich auf japanische Übersetzungen aus deutschen Werken und auf Werke in anderen Sprachen. Die moderne japanische Architektur und Ingenieurwissenschaft ist fast ganz deutschen Ursprungs, die japanische Rechtswissenschaft ebenfalls, und das japanische Bürgerliche Gesetzbuch ist mehr oder weniger eine Übersetzung des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs. Und trotz alledem ist es dem mit der Wahrung der deutschen Interessen und des deutschen Prestiges beauftragten Kaiserlichen Gesandten bisher nicht gelungen, diese Hintansetzung des Deutschtums zu beseitigen. Er hat zwar bei der japanischen Regierung dafür plädiert, daß es erlaubt sein solle, auch in deutscher Sprache Telegramme aufzugeben. Die Japaner haben ihm erwidert, die Bestimmung sei nun einmal erlassen, und eine Abänderung zugunsten der deutschen Sprache würde mehrere verwaltungstechnische Schwierigkeiten im Gefolge haben. Kein Wunder, daß ein Gesandter in einer so wichtigen Frage nicht in der Lage ist, dem deutschen Ansehen zu seinem Rechte zu verhelfen, wenn er sich bei einer solchen Auskunft bescheidet und es im übrigen liebt, seine amtlichen Noten persönlich im hohen Hut auf dem japanischen Auswärtigen

Amt abzugeben. Man erzählte mir von deutschen Gesandten in Japan, die auch im amtlichen Verkehr mit den Japanern diese stets das Prestige der weißen Rasse haben fühlen lassen, und die ihnen nicht den Vorzug gewährt haben, sie auf gleichem Fuße zu behandeln, auf dem die diplomatischen Vertretungen der europäischen Völker untereinander und mit den jeweiligen europäischen Ministerien zu verkehren pflegen. Das persönliche Auftreten des Gesandten ist gerade in solchen Ländern wie Japan vielfach maßgebend für das Ansehen, das die von ihm vertretene Nation genießt, und ich empfand es unangenehm, daß man mich schon in Berlin auf der japanischen Gesandtschaft auf die persönliche Güte des Herrn Gesandten hinwies, und daß ich der gleichen Phrase auch hier in Tokio auf den japanischen Ämtern begegnen mußte. Man scheint die Güte des Herrn Gesandten, die ich mir gegenüber übrigens bisher noch nicht empfunden habe, falsch zu verstehen. Die Güte, die man dem Herrn Gesandten bei den Japanern nachrühmt, scheint dazu geeignet zu sein, dem deutschen Ansehen verhängnisvoll zu werden. Ich glaube auch, jeder deutsche Japan-Schwärmer hätte angesichts dessen gewünscht, daß das Deutsche Reich zu diesen schweren Zeiten hier als ersten diplomatischen Vertreter einen Mann besessen hätte, der sich den Japanern gegenüber als weniger gütig bewiesen hätte, als wie der Graf von Arco-Valley. Dieser war ehedem Rechtsanwalt in München und stand in dem Ruf, daß er die Prozesse seiner Klienten umsonst führte. Da diese Tätigkeit im allgemeinen als wenig einträglich gilt, so zog der gütige Graf schließlich doch vor, sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen. Ehe er als Gesandter nach Japan kam, war er Vertreter des Reichs in einem amerikanischen Staat und erregte dort infolge seines ausgeprägten Katholizismus nur sehr geteilte Empfindungen. Dann kam er nach Japan und trieb hier deutsche Politik nach dem Grundsatze: „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Wege stets bewußt." Dementsprechend bekommt es der Herr Gesandte fertig, daß er einen Matrosen, der ihm Grüße überbringen soll, an seine Mittagstafel heranzieht, daß er den ihm warm empfohlenen amerikanischen Globetrottern Einladungen zu den Hoffesten vermittelt, daß er es ablehnt, für

einen deutschen Kriegskorrespondenten amtlich vorgeschriebene Schritte zu unternehmen, weil sie amtlich nicht mehr zulässig wären, während er sie kurz vorher für einen anderen Berichterstatter unter den gleichen Umständen gütigst für zulässig erachtete. Gewiß alles Zeichen von großer Herzensgüte! Das bedeutsamste Zeichen dieser Herzensgüte aber ist es in diesem Zusammenhange sicherlich, daß er, wie ich jetzt und überdies noch von den Japanern erfahre, sogar einen amerikanischen Kriegsberichterstatter, der wohl persönliche Beziehungen zu ihm hatte, in die Liste der deutschen Kriegskorrespondenten einschmuggeln wollte, ein Versuch, den die Japaner mit vollem Recht zurückgewiesen haben. Es handelte sich um den Amerikaner Emmersen. Auch er war, wie mir gesagt wurde, nach Schluß der Liste eingetroffen, und es erschien dem amerikanischen Gesandten bei der außerordentlich großen Zahl der anwesenden amerikanischen Berichterstatter nicht mehr möglich, jenen zu spät eingetroffenen Herrn noch auf die Liste der Kriegskorrespondenten gesetzt zu bekommen. Somit erschien denn die so viel gepriesene Güte des deutschen Herrn Gesandten gerade gut genug, um ihm zuzumuten, er möchte versuchen, ob er jenen Herrn, der meines Wissens in Deutschland geboren, aber amerikanischer Bürger und Vertreter amerikanischer Zeitungen und außerdem sicherlich ohne die bewußten Empfehlungen seitens des deutschen Auswärtigen Amtes ist, nicht noch auf die deutsche Liste bekäme, auf der ja erst zwei Kriegskorrespondenten standen. Der deutsche Gesandte ging denn auch tatsächlich auf diesen Vorschlag ein mit dem Erfolg, einen Mißerfolg zu erzielen. Da habe ich es nun noch glücklich am eigenen Leibe erlebt, wie weit man damit kommt, wenn man Deutscher ist und einen so guten Gesandten in Japan sitzen hat, der für einen ihm empfohlenen Amerikaner seine Autorität als deutscher Gesandter einsetzt, und damit nicht allein die Stellung der deutschen Kriegskorrespondenten den Japanern gegenüber, deren Interessen er bisher schon nicht in einer genügenden Weise wahrgenommen hat, so ungünstig gestaltet, wie nur irgend möglich, und sich überdies durch derartige niedliche Machenschaften seine Autorität bei den Japanern noch mehr verscherzt, die vorher schon nicht einmal hinreichte, um der deutschen

Sprache die ihr nach unseren ganzen Beziehungen zu Japan gebührende Stellung im Lande zu verschaffen. Unter solchen Umständen, und wenn sich der Gesandte fernerhin weigert, für mich energische Schritte zu unternehmen, wird für mich ja nicht viel anderes übrig bleiben, als die an mein Haus in Kanagawa angrenzenden Reisfelder zu pachten und meinen Reis zu bauen, damit ich etwas zu essen habe, wenn meine Auftraggeber, die sich derartige Verhältnisse natürlich nicht vorstellen können, ungeduldig werden und mir die Kriegslöhnung entziehen, weil ich nicht in der Lage bin, zur Front zu gehen.

Aber auch sonst findet der deutsche Japan-Schwärmer hier im Lande noch manches, was ihm als Deutschen nicht angenehm sein kann. In erster Linie gehört dazu die Haltung der japanischen Presse. In den letzten Wochen wimmelt diese von Schmähungen und Verdächtigungen Deutschlands. Es haben in Deutschland mehrfach Schiffsverkäufe an Rußland stattgefunden, und nun schreit die japanische Presse über den Neutralitätsbruch Deutschlands und hetzt so maßlos, daß selbst der alte Marquis Ito sich schließlich bemüßigt fühlt, diesem hetzerischen Treiben einen Damm vorzubauen, indem er in den offiziellen „Nichi Nichi" einen Artikel losläßt, der die neutrale Haltung Deutschlands anerkennt. Nun sollte man meinen, der Gesandte hätte ein Interesse daran, wenigstens die deutsche Kolonie in Japan über die politischen Strömungen nicht allzusehr im unklaren zu lassen. Zu diesem Zweck steht ihm die „Deutsche Japan-Post" zur Verfügung, die — wie ich glaube, sehr gegen die Absichten ihres Redakteurs — direkt ein Reptilienblatt der deutschen Gesandtschaft ist, und die naturgemäß demzufolge auch keinen sonderlichen Einfluß weder auf die Deutschen, noch auf die Fremden ausübt. Wenn einmal ein Artikel in irgend einem japanischen Blatt steht, der eine Anerkennung oder ein, sei es auch noch so seichtes Lob auf Deutschland enthält, dann kann man den Artikel sicherlich in der nächsten Nummer der „Deutschen Japan-Post" übersetzt lesen und sich angesichts dessen der trefflichen Beziehungen


Fig. 15.
Japanische Vase aus Messingbronze.

freuen, die zwischen Deutschland und Japan existieren. Aber von dem ganzen schmachvollen Getöse der japanischen Presse, die sich durchaus unberechtigterweise über die Schiffsverkäufe deutscher Privatleute an Russen aufregt, denen erheblich bedeutendere Schiffsankäufe bei anderen neutralen Nationen — auch bei Deutschland — durch Japan gegenüberstehen, steht in der „Deutschen Japan-Post" keine Silbe, es sei denn, daß sich dort gelegentlich einmal eine lendenlahme Richtigstellung oder dergleichen findet. Es ist bekannt, daß der wichtigste Teil der „Deutschen Japan-Post", nämlich der europäische Depeschendienst, zum weitaus größten Teile vom Deutschen Reich bezahlt wird. Dazu aber findet der Herr Gesandte, wahrscheinlich auch infolge seiner Herzensgüte, nicht den Entschluß, in dem ihm im Lande selbst zur Verfügung stehenden deutschen Preßorgan den Japanern auf ihre Anmaßungen hin einmal ein „Quos ego!" entgegenzuschleudern, oder sonstwie Mittel und Wege zu finden, daß dieser widerlichen Hetze auf diplomatischem Wege durch die Japaner selbst Einhalt getan wird. Ich möchte wohl wissen, ob der japanische Gesandte in Berlin sich das stillschweigend gefallen ließe, wenn in der deutschen Presse systematisch gegen Japan in einer schamlosen Weise gehetzt würde, wie es hier in der japanischen Presse gegen uns gegenwärtig geschieht. Ich bin aber überzeugt, ebensowenig wie die Deutschen in Japan durch die „Deutsche Japan-Post", erfährt die Reichsregierung in Berlin durch den Gesandten in Tokio von den wahren Stimmungen, die hier im Lande herrschen. Denn sonst wäre es hier nicht unverständlich geblieben, wie es geschehen konnte, daß selbst der Herr Reichskanzler im Reichstag sich genötigt sah, in einer ihm sonst so ungewohnten behutsamen Weise sich gegenüber den naturgemäß durch die englische Presse nach Europa gelangten japanischen Anklagen gegen Deutschland wegen der Schiffsverkäufe zu rechtfertigen, und daß der Offiziosus, der in Berlin den ostasiatischen Depeschendienst der „Deutschen Japan-Post" redigiert, dem Telegramm, in dem er über jene Reichstagsrede des Grafen Bülow berichtet, eine Form gab, der zufolge die Rede des Reichskanzlers aussehen mußte geradezu als eine Konzession an die Stimmungsmache der japanischen Presse, die sich in der Folge auch so gebärdete, als ob Deutschland vor

der japanischen Hoheit in der Tat eine Verbeugung gemacht hätte. Zum Überfluß lese ich nun auch noch in einem soeben aus Deutschland eingetroffenen Zeitungsblatt, daß man in sonst wirklich gut gesonnenen Kreisen in Deutschland die japanischen Bramabasierungen ernst genommen hat, mit denen die japanische Presse nach den ersten Seeschlachten vor Port Arthur kokettierte: „Wenn wir erst Port Arthur haben, dann kommt Deutschland dran mit Kiautschou!" Wirklich verteidigt im „Tag" ein namhafter Politiker die Auffassung, wenn Japan endgültig über Rußland siege, müsse man sich in Deutschland mit dem Gedanken vertraut machen, eventuell Kiautschou von selbst zu räumen. Denn man würde doch nicht den Kampf mit Japan aufnehmen können. O ihr Kleinmütigen! Ist euch das Herz so tief in den Stiefel gesunken, oder seid ihr etwa auch beschattet von dem Geiste der gütigen Politik des Grafen von Arco-Valley?

* * *

Zwar habe ich mich noch nicht entschlossen, die an unser Haus angrenzenden Reisfelder zu pachten, aber ein Stück auf diesem Wege bin ich doch schon vorgeschritten, indem ich mir einen Hühnerhof angelegt habe. Allerdings will ich keine Federviehmast anfangen. Aber die frischen Eier, die man in den Läden kauft, heißen nur so und verdienen die Bezeichnung „frisch" nur in den seltensten Fällen. Dazu kommt, daß die lebenden Hühner wesentlich billiger sind, als die geschlachteten. Außerdem macht es uns Vergnügen, „Putt, Putt!" zu rufen, das Gackern der Hennen zu hören, wenn sie eben ein frisches Ei gelegt haben, und des Morgens das Kikeriki unseres stolzen, rotgefiederten Hahnes. Auf diese Weise schreiten wir langsam in unserem Idyll des Landlebens fort und haben auch vorderhand noch Muße dazu. Zwar bin ich mittlerweile nun wirklich auf die Liste der Kriegskorrespondenten gesetzt worden, und der Herr Gesandte hat mich sogar telegraphisch von diesem hervorragenden Erfolg seiner Diplomatie unterrichtet, an der ich aber nicht umhin kann, den größten Teil des Verdienstes mir persönlich zuzuschreiben. Er hat aber vorbeugend gleich hinzugefügt, daß sich vorderhand noch nicht absehen lasse, wann ich



Aufklärungsgefecht am Jalu. (Japanischer Bilderbogen.)

nun auch tatsächlich zur Front entsendet werden würde. Mißtrauisch fahre ich nach Tokio und erfahre da auch von ihm persönlich, daß er nunmehr in der Tat am Ende seiner amtlichen Tätigkeit für mich angelangt sei, und daß ich mich eben in Geduld fassen müsse, bis ich zur Front beordert werden würde. Er vermutet, daß ich, da ich nunmehr der Letzte auf der Liste sei, wahrscheinlich auch mit dem letzten Schub zum Kriegsschauplatz gelangen würde. Bisher ist auch der zweite Schub noch nicht abgegangen. Ich habe also, wenn es nach dem Herrn Gesandten geht, Aussicht, eventuell noch Jahr und Tag in Japan zu warten. Bereits werden meine Zeitungen ungeduldig und depeschieren, warum ich nicht zur Font gehe. Ich kann so viel Geld gar nicht aufbringen, um ihnen auf telegraphischem Wege Mitteilung zugehen zu lassen, weshalb sich das gegenwärtig noch nicht ermöglichen läßt. Es erhöht die Sympathien, die der Herr Gesandte vielleicht noch für mich übrig hat, sicherlich nicht, als ich ihm sehr dringend nahe lege, nunmehr wenigstens dafür zu sorgen, daß ich mit dem nächsten Schub von Kriegskorrespondenten zur Front gelange. Wenn der Gesandte dieses Verlangen an den Generalstab gestellt hätte, so wäre das immerhin ein billiges und aussichtsvolles Verlangen gewesen. Denn wir waren just drei Männlein deutscher Nation, die darauf warteten, zur Front zu kommen, gegenüber den unzähligen Engländern und Amerikanern. Der Herr Gesandte fürchtet, er wird mit einem derartigen Wunsch nicht durchdringen und verweist mich alter Praxis nach wiederum auf meine Beziehungen zu dem japanischen Generalstab. Ich gehe denn auch zum japanischen Generalstab und erfahre dort, daß die Sache in folgender Weise gehandhabt werden wird: Die Gesandten der einzelnen Staaten bekommen rechtzeitig vor Abgang des Transports die Zahl derjenigen Kriegskorrespondenten mitgeteilt, die von jeder Nation mitgenommen werden. Ich gehe wiederum zum Herrn Gesandten und teile ihm diese Auskunft mit. Er meint, man müsse abwarten, wie viele Nummern die Japaner den Deutschen bei dem nächsten Transport gewährten. Es kommt mir vor, als nimmt er an, daß zunächst nicht mehr denn eine, allenfalls zwei Nummern für den nächsten Transport auf deutscher Seite heraus-

kommen werden. Ich bitte ihn, Schritte zu tun, um durchzusetzen, daß mindestens drei Nummern, darunter als der zuletzt Notierte auch ich, den Deutschen zugestanden werden. Es sollte dem Gesandten doch möglich sein, wenigstens das Wenige durchsetzen zu können, nachdem Deutschland sich sowieso insgesamt nur mit drei von auswärts entsandten Korrespondenten begnügt hat. Er zuckt die Achseln, und ich weiß genug. Mittlerweile habe ich mich auch über die näheren Bedingungen orientiert, unter denen die auswärtigen Kriegskorrespondenten ins Feld ziehen dürfen. Vorgeschrieben sind als Begleiter zwei Japaner, einer als Dolmetscher, einer als Diener. Einer meiner deutschen Kollegen hat bereits zwei derartige Hilfspersonen dem Auswärtigen Amt benannt. Nicht weniger denn viermal sind sie auf das Amt beordert worden, und dort ist ihnen bei Wasser und Brot angedroht worden, daß sie dem Fremden nichts übersetzen und bei keiner Dienstleistung behilflich sein dürfen, bei denen sie den Verdacht hätten, sie widerstrebten den japanischen Interessen, oder es könnte die militärische Zensur umgangen werden. Ja, mein Gewährsmann behauptet sogar, sie seien verpflichtet worden, über das Tun und Treiben ihres Herrn auf Verlangen jederzeit zu rapportieren und diesen gleichzeitig auf Schritt und Tritt in seinen Unterhaltungen und in seinen Verrichtungen zu beobachten. Hei, schön ist doch das Kriegskorrespondenten-Leben! Auch sonst sind die Vorschriften außerordentlich streng, namentlich bezüglich der Bagage. Es sind nicht mehr als 40 Kilo Gepäck gestattet. Während des chinesischen Feldzuges hatten wir Kriegskorrespondenten, die wir zu drei gemeinsame Wirtschaft führten, einen Troß von drei Wagen, 17 Pferden und 15 Chinesen, und wir hätten keinen davon schlechterdings entbehren können. Die einzige Konzession, die man den Europäern machte, war die, daß denen, die bei ein und derselben Armee waren, erlaubt wurde, eine gemeinsame Kantine zu unterhalten, der ein größerer Troß gestattet wurde, an dem auch die Korrespondenten mit ihrem Privatgepäck partizipieren durften. Man hatte den europäischen Korrespondenten auch gleich einen Japaner als Unternehmer und Kantinenwirt präsentiert. Dieser Kerl verlangte zunächst 500 Yen (1050 Mark) als Vorschuß und berechnete für die bloße Ver-

pflegung und den Transport des Gepäckkoffers an den Ruhetagen 10 Yen und an den Marschtagen 15 Yen. Den fremden Korrespondenten blieb schon kaum etwas anderes übrig, als auf diese Bedingungen einzugehen. Da sie überwiegend Engländer und Amerikaner waren und mit durchschnittlich den fünf- bis zehnfachen Einkünften rechnen konnten, als die deutsche Presse für ihre Kriegskorrespondenten herzugeben bereit ist, so machten ihnen diese exorbitanten Preise keine weiteren Kopfschmerzen. Aber auch an sich waren sie in ihren Maßnahmen meist so unpraktisch wie nur irgend möglich. Sie versorgten sich schon in Japan mit teuer bezahlten Reitpferden. Es ist mir aber bisher stets noch selbst unter den allerschwierigsten Verhältnissen möglich gewesen, mich bei solchen Gelegenheiten im Lande selbst mit Transportmitteln zu versehen, die zumal in der Mandschurei oder in Korea bei weitem billiger zu beschaffen waren — selbst exorbitante Preise vorausgesetzt —, als in Japan. Kurzum ich wäre auf diese Arrangements, die glücklicherweise nicht obligatorisch waren, unter keinen Verhältnissen eingegangen, und hätte mich um so weniger schon jetzt gebunden, als ich ja noch gar nicht einmal wußte, zu welcher Armee ich kommen würde, ob zur koreanischen nach dem Yalu oder zur Armee Nogis, die sich anschickte, Port Arthur einzuschließen, oder zur Armee Kurokis, die im Begriff stand, auf Liautang zu landen. Auch den englischen und amerikanischen Kollegen, die ja zum Teil schon viel länger warteten, als ich selbst, wurde die Zeit arg lang. Sie beschäftigten sich in Tokio damit, in Protestversammlungen, natürlich hinter verschlossenen Türen, ihrer Unlust Ausdruck zu geben, doch öffentlich verbrüderten sie sich mit den Herren Kollegen von der japanischen Presse. Einige waren heimlich und auf eigene Faust losgezogen, waren auch bis nach Soul gelangt, dann aber von den Japanern festgenommen und wieder zurücktransportiert worden. Andere, denen die Zeit zu lang geworden war, zogen nach Schanghai und von Schanghai nach Tschifu, um sich dort zu etablieren und zu versuchen, dort Neuigkeiten über Port Arthur zu erhaschen. Von einer überraschenden Großmut erwiesen sich die japanischen Kollegen. Sie richteten nämlich eine Eingabe an die Regierung, sie selbst wollten ja gern noch zurücktreten

und eine Weile im Lande warten. Man möchte nur den schon so lange harrenden fremdländischen Kriegskorrespondenten den Vortritt gewähren. Diese Großmut war billig wie Brombeeren: die japanischen Kollegen warteten ganz genau so lange wie die Fremden darauf, nach dem Kriegsschauplatz entsandt zu werden, und die japanischen Behörden dachten gar nicht daran, sie etwa früher zu entsenden, als die Fremden. Aber die anglikanische Presse sah dieses Vorgehen der japanischen Kollegen als einen erneuten Grund zur Auffrischung der anglikanisch-japanischen Beziehungen an, und gab den japanischen Journalisten zum Dank für ihre Großmut ein Bankett. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß wir in Kanagawa von allen diesen Dingen, an denen wir keinerlei Anteil nahmen, erst aus den Zeitungsberichten der englischen Presse Yokohamas Kenntnis nahmen. In der Zeit, da wir uns nicht über den Grafen Arco oder über die Japaner ärgern, leben wir harmlos und in Frieden unserer Einsamkeit und unserem Hühnerhof, dem wir mittlerweile drei ergötzliche Puter einverleibt haben, von denen bei dem einen sicher ist, daß er ein Hahn ist, bei dem anderen, daß er eine Henne ist, während wir den dritten vorderhand erst noch als einen Angehörigen des dritten Geschlechts betrachten. Unsere Puter legen auch Eier, schöne große Putereier. Bisweilen ist das Ei sehr groß und dunkelbraun gefleckt, bisweilen ist es niedlich klein und ganz hellbraun gefleckt. Aus diesem Grunde nehmen wir an, daß dieses letztere Ei von demjenigen Puter stammt, von dem wir noch nicht wissen, ob er eine Henne oder ein Hahn ist. Indessen halten wir ihn bis auf weiteres einmal für eine Henne. Des Morgens kräht der Hühnerhahn. Die Hennen gackern. Der männliche Puter schlägt Rad und kollert, wenn man ihn ärgert. Die menschlichen Insassen des Grundstücks aber liegen im offenen Fenster und schauen abwechselnd sich und den Hühnerhof an, die beste Art, wie man sich während der nächsten 14 Tage die Zeit vertreibt.


Fig. 16.
Japanisches Gong.

Drittes Kapitel.

Nach Korea.

Die Schlacht am Yalu und die Kriegskorrespondenz. — Ein undiplomatischer Strauß mit einem Diplomaten. — Japanische Ambitionen bezüglich Koreas. — Vorbereitungen zur Reise nach Korea. — Mit dem deutschen Reichspostdampfer nach Kobe. — Ein japanischer Flegel. — Der abgefaßte Gensan-Dampfer. — Eine unliebsame Entdeckung. — Die Inlandsee. — Shimonoseki. — Japanische Polizeispitzel. — Überfahrt nach Fusan.



Fig. 17.
Japanische Leuchter aus Messingbronze (antik).

Die ersten großen Operationen zu Lande haben stattgefunden. Die Japaner haben die Russen aus Nordkorea verdrängt und sie in der Schlacht am Yaluflusse gezwungen, sich nach der Mandschurei zurückzuziehen. Die erste Meldung über die Schlacht am Yalu bekommen wir, wie üblich, auf dem Wege über Europa. Die Art und Weise, wie die Kriegskorrespondenten während dieser ersten Landoperationen seitens der Japaner behandelt wurden, hat eine ganze Anzahl von ihnen derartig verstimmt, daß sie bereits zurückgekehrt sind, um überhaupt die Teilnahme am Feldzug auf japanischer Seite als zwecklos aufzugeben. Sonst ist der Kriegskorrespondent, ebenso wie der Militär-Attaché gewöhnt, sich im Hauptquartier und während des Gefechts in der Nähe des Schlachtenlenkers aufzuhalten. Die Japaner handhabten am Yalu die Kriegskorrespondenz in der Weise, daß sie



Schlachtenbild eines modernen japanischen Malers, berühmten europäischen Mustern wärmstens nachempfunden.

Militär-Attachés und Kriegskorrespondenten während des Gefechts in eine Talmulde führten, angeblich weil sie nur dort eine Garantie für ihre Sicherheit übernehmen könnten. Ein ausdrücklich zu diesem Zwecke kommandierter japanischer Generalstabsoffizier war ihnen beigegeben. Von Zeit zu Zeit stieg er auf den einen die Talmulde sowohl wie das Schlachtfeld beherrschenden Hügel hinauf, nahm sein Glas vors Auge und stieg dann wieder hinunter, um den im Tale wartenden Kriegskorrespondenten und Militär-Attachés mitzuteilen, was er bereit war, von der Schlacht als seine Beobachtungen zu übermitteln. Man war also bei der Front und doch nicht bei der Front. Das reine Puppentheater! Sehr schlau handelte unter diesen Umständen ein deutscher Kriegskorrespondent, eben jener, der von Amerika hinüber gekommen war. Er benutzte einen Rheumatismus, den er sich unterwegs geholt hatte, um nach Japan und damit überhaupt von der Front zurückzukehren. Auf diese Weise verschaffte er sich wenigstens einen guten Abgang. Für mich war seine Rückkehr und sein Verzicht auf Weiteres insofern interessant, als nunmehr überhaupt kein deutscher Korrespondent mehr bei der Front war. Dazu kam, daß der erwähnte, bereits seit Jahr und Tag in Tokio ansässige Korrespondent eines anderen deutschen Blattes von seiner Zeitung unter den obwaltenden Umständen den Auftrag erhielt, sich überhaupt nicht der Mühe, ins Feld zu reisen, zu unterziehen, sondern weiterhin von Tokio aus seine Berichte zu schreiben. Er hatte die Güte, mir in Aussicht zu stellen, daß er zu meinen Gunsten überhaupt auf das Zurfrontgesandtwerden verzichten wollte. Somit begab ich mich erneut zum Herrn Gesandten und ersuchte ihn, doch nunmehr die in seiner Macht stehenden Mittel anzuwenden, um durchzusetzen, daß ich unbedingt mit dem nächsten abgehenden Transport mitgenommen würde, da meine Zeitungen dringend verlangten, daß ich zur Front ginge. Wir waren ja jetzt nur noch zwei deutsche Korrespondenten, die in Betracht kamen, und somit war meine Bitte derart, daß ich glaubte, durchaus billigerweise auf ihr bestehen zu können. Als der Gesandte erneut Winkelzüge machen wollte, riß mir schließlich die Geduld, und ich sandte ihm ein sehr energisches Schreiben, worin ich mich in aller Form

über die ungenügende Vertretung meiner eigenen Interessen, sowie derjenigen der von mir vertretenen deutschen Zeitungen durch ihn beschwerte. Ich hätte nicht seine Hilfe in Anspruch genommen, wenn diese nicht direkt von den Japanern als unumgängliche Bedingung angesehen würde. Demnach aber sei ich genötigt, ihm gegenüber meinen Standpunkt zu wahren. Ich beschwerte mich über den Fall Emmersen und über die ganze Art und Weise, wie der Graf von Arco-Valley die Interessen der deutschen Presse in einem Falle, den er amtlich zu vertreten hatte, behandelt hat. Gleichzeitig erklärte ich ihm, daß ich angesichts seiner mir bisher stets entgegengebrachten passiven Haltung mich schließlich gezwungen sehen würde, über diese Dinge zu berichten, da meine Zeitungen naturgemäß mich persönlich verantwortlich machten dafür, daß ich bisher nicht in der Lage gewesen sei, zum Kriegsschauplatz zu gelangen, und da für mich andernfalls damit Komplikationen verbunden sein würden, die mir schon rein wirtschaftlich unerträglich sein würden. Es widerstrebe mir natürlich, die Flucht in die Öffentlichkeit zu ergreifen,



Fig. 18.
Antike japanische Bronzen.

und ich erwarte von ihm nunmehr, daß er den von mir vertretenen Angelegenheiten diejenige energische Hilfe zuteil werden lasse, an der er es bisher hätte fehlen lassen. Gleichzeitig teilte ich ihm mit, ich könne ein längeres untätiges Verweilen in Japan weder mir selbst noch meinen Zeitungen gegenüber rechtfertigen, und hätte mich daher entschlossen, auf eigene Faust nach Korea zu reisen, um so wenigstens die Zeit, die ich noch bis zur Entsendung auf den Kriegsschauplatz zu warten hätte, in einer einigermaßen verantwortlichen Weise auszufüllen. Ich würde mir noch erlauben, ihm eine Adresse mitzuteilen, unter der ich ihn bäte, mir, falls ich bis dahin nicht zurückgekehrt sein sollte, die Mitteilung über meine erfolgte Zuteilung zu einem der in Frage kommenden Armeekorps zukommen zu lassen. Mein Brief war der Stimmung und der mir bisher seitens des Herrn Gesandten geschehenen Behandlung entsprechend

deutlich und rücksichtslos. In seiner Antwort erklärte der Gesandte sich zunächst durch den Ton des Briefes beleidigt und teilte mir mit, daß ich mich einem Kaiserlichen Gesandten gegenüber einer anständigen und angemessenen Schreibweise zu bedienen und nicht das Recht hätte, in einem an ihn gerichteten Schreiben seine amtliche Tätigkeit zu kritisieren. Zufällig begegnete ich ihm auf dem Bahnhof in Yokohama, grüßte selbstverständlich höflich, woraufhin der Herr Gesandte sich gemüßigt fühlte, mir den Gruß nicht zu erwidern. Die Antwort blieb ich ihm nicht schuldig. Zunächst teilte ich ihm mit, es sei meine Art, Dinge beim rechten Namen zu nennen, und ich hätte keine Veranlassung, von dieser Regel auch einem Kaiserlichen Gesandten gegenüber eine Ausnahme zu machen. Anstatt auf die Beschwerde einzugehen, die ich in pflichtgemäßer Wahrung berechtigter, von mir vertretener Interessen rückhaltlos und nach bestem Wissen ihm gegenüber zum Ausdruck gebracht hätte, verweigere er mir den Gegengruß und bestreite mir das Recht, seine amtliche Tätigkeit zu kritisieren, ein Recht, das ich mir nicht nehmen ließe, zumal in Dingen, die meine eigensten Interessen angingen, und in denen ich der Überzeugung sei, daß er diesen nicht genügend Schutz und Nachdruck verliehen habe. Anstatt die Angelegenheit auf das persönliche Gebiet hinauszuspielen, ersuchte ich ihn nochmals dringend, sich zu entschließen, diese Quelle weiterer Unzuträglichkeiten zuzustopfen und die Dinge, deren weitere Erörterung schwerlich irgend jemandem Freude bereitete, in einer Weise zu erledigen, die den deutschen Interessen im allgemeinen und denen meiner Zeitungen im besonderen entspräche. Als Vorbedingung für die Anbahnung irgend eines weiteren Verkehrs betrachtete ich es allerdings, daß er sich wegen der Verweigerung des Grußes bei mir entschuldige. Da der Gesandte in seiner Antwort auf meine Eingabe sich geweigert hatte, diese zu den Akten zu nehmen, wohl aber mir eröffnete, er habe von der Eingabe Abschrift genommen, um diese dem Herrn Reichskanzler vorzulegen und ihm das Weitere anheimzugeben, so erwähnte ich noch, daß ich diese Drohung als lächerlich betrachtete. Der Herr Gesandte hat sich in der Folge nicht ververanlaßt gesehen, mir die verlangte Entschuldigung zukommen

zu lassen und eine öffentliche Diskussion zu vermeiden. Ich habe infolgedessen mich genötigt gesehen, darüber wahrheitsgetreu an meine Zeitungen zu berichten, ebenso wie ich vermute, daß der Herr Gesandte seine Drohung wahr gemacht hat und meine ihm mitgeteilte Beschwerde abschriftlich an den Herrn Reichskanzler hat gelangen lassen. Dadurch wurde ich der Mühe überhoben, eventuell dem Herrn Reichskanzler ebenfalls in der Angelegenheit Bericht zu erstatten, woran ich übrigens zunächst gar nicht dachte. Denn der Herr Reichskanzler wird sicherlich Wichtigeres zu tun haben, als gegen mich in einer Angelegenheit etwas zu verfügen, in der ich so offenkundig in meinem Rechte bin, und in der ich nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht besitze, im Interesse meiner Auftraggeber alles daranzusetzen, um ihre Interessen sachgemäß zu wahren. In der Tat hat auch der Herr Reichskanzler in der Folge keinerlei Veranlassung genommen, mir gegenüber irgend eine Verfügung zu treffen, die wesentlich besser dem Grafen von Arco-Valley gegenüber am Platze gewesen wäre. Um diesen bei dieser Gelegenheit jedenfalls ein für allemal aus unseren weiteren Erörterungen auszuschalten, will ich noch mitteilen, daß der Graf späterhin durch den Herrn Kaiserlichen Generalkonsul in Yokohama mir ohne mein Zutun einen Vermittelungsvorschlag zugehen ließ, in dem er mir anbot, ich solle meine beiden an ihn gerichteten Schreiben zurücknehmen. Alsdann wäre er bereit, mit mir den persönlichen Verkehr wieder aufzunehmen. Ich bedauerte, daß ich von dem Inhalte meiner Schreiben nichts zurückzunehmen in der Lage sei, daß ich indessen bereit sei, mich bezüglich der gewählten scharfen Form ihm gegenüber zu entschuldigen, wenn er bereit sei, sich mir gegenüber wegen der Grußverweigerung zu entschuldigen. Der Gesandte ging auf diese Bedingungen nicht ein, was übrigens mein sonstiges Wohlbefinden nicht weiter beeinträchtigte. Andererseits hatte ich die Genugtuung, festzustellen, daß der Herr Generalkonsul Freiherr von Syburg sich dieser Sache mit großem Takt und mit allen sonstigen Eigenschaften eines liebenswürdigen Vermittlers angenommen hat, so daß ich fast versucht war, nur ihm zuliebe die Angelegenheit doch noch irgend wie aus der Welt zu schaffen. Ich bin aber doch froh, daß es nicht geschehen ist. Denn wenn

derartige Dinge immer unterdrückt werden, erfahren die Leute zu Hause ja überhaupt nicht, wie wenig Ursache sie haben, mit ihrer diplomatischen Vertretung in Japan zufrieden zu sein.

Ich ging nun zu praktischeren Taten über. Zunächst besuchte ich meinen Major auf dem japanischen Generalstab und bat ihn, er möchte mir doch unter der Hand mitteilen, wann er wohl glaubte, daß Aussicht für mich sei, zum Kriegsschauplatz entsandt zu werden. Er hüllte sich dieser Anfrage gegenüber in diplomatisches Schweigen. Dann bat ich ihn dringend, doch dafür zu sorgen, daß ich unbedingt mit dem nächsten Transport von Kriegskorrespondenten und Militär-Attachés zur Front entsandt würde. Er versprach mir, nach dieser Richtung hin, doch rein persönlich und unverbindlich, wirken zu wollen. Fernerhin teilte ich ihm mit, da sich vorderhand auch nach seiner eigenen Auffassung noch gar nicht sagen ließe, wie lange jener nächste Transport noch würde auf sich warten lassen, so sei ich entschlossen, mittlerweile mich des näheren in Korea umzutun. Ich wollte jedoch diese Reise nicht antreten, ohne mich der Zustimmung des Kriegsministeriums und des Armeestabs versichert zu haben. Er antwortete mir, darüber sei wohl kein Zweifel, daß man nichts dagegen einzuwenden haben würde, wenn ich, zumal in Begleitung einer Dame, im südlichen Korea reisen würde bis Soul als nördlichstem Punkt. Als ich ihm erwiderte, es läge mir gerade daran, über Soul hinaus zu kommen, obgleich ich nicht die Absicht hätte, bis zum Yalu zu reisen, empfahl er mir einen Besuch auf dem Auswärtigen Amt. Er gab mir die Adresse eines dort arbeitenden Sekretärs, der ebenfalls lange Jahre in Deutschland sich aufgehalten hätte. Durch dessen Vermittelung gelang es mir auch, die Zustimmung des Auswärtigen Amtes zu einer Reise in ganz Korea zu erhalten. Mit dieser Nachricht ging ich erneut zum Generalstab und erhielt nun durch die Vermittelung meines Majors auch die Zustimmung des Kriegsministeriums, so daß damit fürs erste wenigstens der Weg nach Korea für mich geebnet war. Bei diesen Verhandlungen ging es natürlich auch nicht ab ohne Winkelzüge und Widerspruch. Durchschlagend war indessen, daß ich mich auf den

Standpunkt stellte, erstens, ich unternähme diese Reise nicht als Kriegskorrespondent, sondern als wissenschaftlicher Reisender. Zweitens, wenn man japanischerseits mir nicht erlaubte, in Korea zu reisen, so würde ich mich auf den Standpunkt stellen, daß Korea, wenn auch Teil des Kriegsschauplatzes, so doch staatsrechtlich genommen ein unabhängiges Land ist, und wenn die Japaner mir die Erlaubnis nicht gäben, in Korea zu reisen, so würde ich nach Soul fahren und mich dort unter den Schutz des deutschen Ministerresidenten stellen. Dieser würde sich dann bezüglich meiner Reiseabsichten im Lande überhaupt nicht an die Japaner, sondern an die koreanische Regierung wenden. Es wäre also schon besser, wenn die Japaner mir gleich von vornherein die Erlaubnis erteilten. Denn wenn sie mir sie nicht gäben, ließe ich es darauf ankommen und reiste ohne japanische Erlaubnis. Das war entscheidend. Gleichzeitig bestellte ich verabredungsgemäß einen Vertreter in Japan, und der Major hatte auch die persönliche Freundlichkeit, mir zu versprechen, daß er diesem Vertreter privatim Mitteilung geben wolle, so bald meine Zuteilung zu einem Truppenteil und die bevorstehende Abreise feststünde, damit er in der Lage sei, mir eventuell nach Soul diese Entscheidung telegraphisch mitzuteilen. Ich wäre dann eventuell der Notwendigkeit überhoben gewesen, wieder nach Japan zurückzukehren, und hätte mich direkt von Soul aus zu der Armee, der ich zugeteilt werden würde, begeben können. Nachdem diese Arrangements getroffen waren, konnten wir uns unseren Vorbereitungen für die koreanische Expedition mit einem bestimmten Ziel vor Augen widmen, und begannen diese Vorbereitungen zunächst in der Weise, daß wir der legefaulsten Insassin unseres Hühnerhofes einen Platz in der Pfanne anboten. Wir beabsichtigen zwar, den größeren Teil unseres Bestandes an lebendem Proviant mitzuführen. Auf ein Gepäckstück mehr oder weniger käme es ja nicht an, doch sollten das nur die wohlgenährten Exemplare enthalten. Die einzige Unzuträglichkeit dabei ist die, daß wir nun bis zu unserer Abreise täglich Hühnerbraten essen müssen. Indessen ist das auch wieder eine gute Vorbereitung für Korea, wo voraussichtlich Hühner und

Eier in schöner Abwechslung den Hauptbestandteil unserer täglichen Nahrung ausmachen werden.

* * *

Die Sicherheitsverhältnisse in Japan selbst sind so trefflicher Natur, daß man mir versichert, man könne getrost selbst ein kleines Kind allein in Tokio von einem Ende bis zum anderen schicken. Es würde ihm unterwegs auch nicht ein Härchen gekrümmt werden. Unter diesen Umständen brauchen wir auch nicht allzu sehr besorgt zu sein um den größeren Teil unseres Eigentums, den wir gezwungen sind, in unserem Häuschen in Kanagawa während unserer koreanischen Reise zurückzulassen. Wir haben insofern Glück gehabt, als wir nach mehrmaligem Dienstbotenwechsel einen Mann bekamen, dem wir niemals auch nur die geringste Unreellität hätten nachweisen können, und der sich auch durchaus als vertrauenswürdig bewiesen hat. Wir schlossen somit unseren ganzen Besitzstand, den wir zurückließen, vor seinen Augen in dem europäischen Teil unseres Hauses ein und übergaben ihm die Schlüssel zu dem japanischen Hause. Gleichzeitig gestatteten wir ihm, mit seiner Familie in unserer Abwesenheit dieses zu bewohnen. Immerhin war es noch eine ganze Anzahl von Koffern und Körben, die wir mit auf die Reise nahmen. Den Hauptbestandteil bildeten natürlich die Konservenkörbe, und das umfangreichste Gepäckstück war ein großer, weitmaschiger Bambuskorb, in dem in traulicher Gemeinschaft die Hühner gackerten und der Puterhahn kollerte. Im übrigen hatten wir unser Gepäck so eingerichtet, daß wir Traglasten packten von ca. 30 bis 40 Kilo Gewicht. Schwere Lasten durften wir schon deshalb nicht packen, weil wir voraussichtlich auf einem Teile unserer Inlandsreise nur auf Träger angewiesen sein würden. Zu den wichtigsten Bestandteilen unserer Ausrüstung gehörten zwei Feldbetten, die ich eigenhändig den besonderen Verhältnissen entsprechend gebaut hatte. Das einzelne Bett bestand aus vier mit Scharnieren verbundenen Holzkästen,



Fig. 19.
Japanischer Messingleuchter (modern).

die gepolstert waren mit zwei Zoll hohen japanischen Matten, wie sie in den japanischen Häusern den Fußboden bedecken. Darüber war noch ein Polster aus weicherem Material gelegt. Das Ganze hatte ich überspannt mit starker Leinwand. Diese Betten wurden einfach an die Erde gelegt. Sie gestatteten eine Benutzung in der verschiedensten Weise und haben sich späterhin als außerordentlich praktisch erwiesen. Legte man sie lang hin und steckte unter die äußerste der vier Kistchen einen Stein, so bildeten sie in dieser Stellung eine Matratze mit Keilkissen, auf die dann nur noch Kopfkissen und die notwendigen Kamelhaardecken gelegt zu werden brauchten, um das Feldbett fertig zu machen. Darüber kam dann das Moskitonetz, das uns ebenfalls treffliche Dienste geleistet hat. Legte man das mittlere Stück des Bettes auf eine Kiste und befestigte das daran sitzende Endstück mittels Bindfaden, so hatte man einen Lehnstuhl mit Rückenlehne, Wadenschutz und Fußbrett. Die Betten ließen sich zusammenklappen. An den Seiten hatte ich Haken angebracht, so daß jedes einzelne Bett zusammengehakt und mit einem Strick darum ohne weiteres ein bequem zu hantierendes Gepäckstück abgab. Band man beide Betten durch Stricke in der Mitte zusammen, so konnte man sie direkt über einen Packsattel hinweg hängen und noch Gepäckstücke oben drauf binden. Wir nahmen es gern in Kauf, daß unsere Feldbetten zunächst die Heiterkeit unseres verehrten Kollegen von der „Japan-Post" erregten, und dachten mit Recht: Wer zuletzt lacht, lacht am besten!

In letzter Stunde noch hatten wir uns entschlossen, als Begleiter und Dolmetscher auf der Reise von Japan nach Korea nicht einen Japaner mitzunehmen. Denn die Art und Weise, wie man die japanischen Begleiter der europäischen Kriegskorrespondenten als japanische Spione benutzte, hatte uns kopfscheu gemacht. Somit engagieren wir einen Chinesen als Diener. Unser Chinese lebte bereits seit Jahren in Japan und verstand sich ebensowohl auf Japanisch, wie auf das sogenannte Pidjin-Englisch. Auch sorgte der Unterschied der Nationalität — als Chinese verachtete er die Japaner als Wojen, d. h. Zwerge — schon dafür, daß er sich von den Japanern nicht in der Weise als Spion würde benutzen lassen, wie ein japanischer Diener.

Eines schönen Maientages zogen wir denn auch selbander nebst unserem Chinesen, unserem Gepäck, unseren Putern und Hühnern hinunter in den Hafen und schifften uns an Bord eines gerade dort liegenden deutschen Reichspostdampfers ein, den wir bis Kobe zu benutzen gedachten. Ich hatte vorher in Tokio auf dem Bureau der bedeutendsten japanischen Schiffahrtsgesellschaft, der Nippon Yusen Kaischa, festgestellt, daß etwa eine Stunde



Der „Bund" von Kobe.

nach dem Eintreffen unseres Reichspostdampfers in dem erwähnten Hafen ein Dampfer jener Gesellschaft abgehen sollte, der seit Wochen erstmalig wieder hinauslaufen sollte nach Gensan, das wir zum Ausgangspunkt unserer koreanischen Landreise nehmen wollten. Nochmals sollten wir uns auf kurze Zeit im Vollbesitz aller Errungenschaften unserer Kultur befinden. Musikalische Weisen ertönten am Bord des eleganten Postdampfers, als wir von Yokohama abfuhren. Bis Kobe hatten wir auch noch deutsche Landsleute an Bord, die die treffliche Schiffsgelegenheit der deutschen Postschiffe dem langsamen Gerumpel

der japanischen Eisenbahn auch für Reisen in Japan vorziehen. Nochmals konnten wir uns für lange Zeit zum letzten Male an einem tadellos gedeckten Tisch niederlassen, wo treffliche deutsche Küche den Gaumen reizte. Es war unsere Henkersmahlzeit. Denn gleich nach dem Eintreffen in Kobe begann die Zeit, da selbst eine Hochzeitsreise anfängt, ein Vergnügen eigener Art zu werden.

* * *

Wir hatten gar nicht die Absicht, in Kobe an Land zu gehen, sondern wollten direkt mit einem Kahn von unserem Reichspostdampfer aus an Bord des japanischen Schiffes fahren, das uns aufnehmen sollte. Zu diesem Zweck heuern wir einen der zahlreichen Sendos, und unter der Aufsicht unseres Chinesen werden unsere Gepäckstücke bereits in den Kahn verstaut. Wir hatten Eile fortzukommen, denn der Dampfer sollte programmmäßig innerhalb einer halben bis zu einer ganzen Stunde weiterfahren. In der Hitze des Gefechts und im Gedränge gerieten versehentlich mehrere Gepäckstücke auf eine längsbord liegende Dampfpinasse des Orientalhotels. Meine Frau saß bereits in einem zweiten Kahne, der auch mich aufnehmen sollte, während der Chinese noch mit dem Verstauen des Gepäcks in dem zuerst geheuerten beschäftigt war. Alles schreit und hantiert durcheinander. Ich rufe, man soll die beiden Gepäckstücke, die auf dem kleinen Dampfer liegen, wieder hinunterwerfen. Keine Hand rührt sich. Ich klettere daher eilends selbst auf die Dampfpinasse, um mich meines Gepäcks wieder zu bemächtigen. Da gibt auch der bübische Bastard von einem Engländer und einer Japanerin, der als Kommissionär des Hotels fungiert, das Signal zum Losfahren. Ich protestiere und wünsche, daß er noch so lange hält, bis ich meine Gepäckstücke heruntergenommen habe. Er kehrt sich aber nicht daran. Er denkt vielleicht, auf diese Weise mit Gewalt mich zum Gaste des Orientalhotels zu machen. Ich schreie ihn an, er soll halten lassen. Er erklärt, das fiel ihm gar nicht ein. Erst müsse er seine Passagiere an Land bringen. In demselben Augenblick habe ich ihn auch bereits an der Brust gepackt und versetze ihm ein paar

gehörige Ohrfeigen, woraufhin sich denn sofort die englischen Mitreisenden ins Mittel legen, so daß dem Gauner schließlich nichts weiter übrig bleibt, als wieder umzukehren und mich nebst meinen Gepäckstücken abzusetzen. Alles das ging mit einer solchen Hast, daß wir ganz und gar nicht bemerkten, wo ein mächtiger Mantelsack geblieben war, der unsere wichtigsten Ausrüstungsgegenstände: Reitstiefeln, zahlreiche Kleider und vor allen Dingen unsere schönen Bettdecken und Kopfkissen, und was dazu gehört, enthielt. Wir bemerken den Verlust erst, als wir schon längst auf dem japanischen Dampfer gewesen sind. Wir wußten, im ganzen hatten wir 17 Gepäckstücke. Wir zählten nur 16 und konnten uns einen halben Tag lang nicht darauf besinnen, welches Gepäckstück denn nun eigentlich fehlte. Ein Unglück kommt bekanntlich niemals allein. Als wir zu dem amerikanischen Dampfer kommen, der von der Nippon Yusen Kaischa für die Gensanfahrt gechartert ist, sehen wir keinerlei Vorbereitungen für die Abfahrt. Es ist nicht einmal jemand da, mit dem man sich verständigen, oder der eine vernünftige Antwort geben kann. Schließlich erfahren wir, daß eine Depesche eingetroffen ist, der zufolge soeben erst in der Brougthon-Bay, in deren Nähe auch Gensan liegt, das russische Wladiwostok-Geschwader erschienen ist und einen japanischen Militärtransport in den Grund gebohrt hat. Aus diesem Grunde ist die Abfahrt des Dampfers nach Gensan bis auf weiteres verschoben worden. Wir lassen zunächst unsere Gepäckstücke an Bord dieses Dampfers und fahren an Land, um uns zu erkundigen, ob nicht irgend eine andere Gelegenheit da ist, mit der wir weiter kommen. Es ist aber keine Gelegenheit weiter vorhanden, um nach Gensan hinaufzukommen. Die einzige Möglichkeit wäre die, daß wir einen kleinen Dampfer der Osaka Shosen Kaischa, einer anderen japanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, benutzten, der morgen abgeht, und zwar nach Fusan, eventuell auch weiter nach Tschemulpo. Da wir aber, um doch noch unangenehmen Komplikationen mit den japanischen Militärbehörden in Soul aus dem Wege zu gehen, beabsichtigen, unsere Landreise sozusagen hinten herum, eben von Gensan aus, anzutreten, so können wir diesen Dampfer, der den Namen führt „Shinanogawa Maru“, allenfalls benutzen, um nach Fusan, dem südlichsten Hafen Koreas, zu gelangen. Es

sollen an der Ostküste Koreas angeblich noch koreanische Dampfer laufen. Vielleicht haben wir also die Möglichkeit, von Fusan aus schneller nach Gensan hinaufzukommen, als wenn wir auf eine ähnliche direkte Gelegenheit warten würden, mit der es uns ebenso gehen kann, wie mit dem abgesagten Dampfer der Nippon Yusen Kaischa. Somit lassen wir uns denn für den „Shinanogawa Maru" buchen, vertreiben uns die Zeit so gut es geht in Kobe,



Partie aus der Inlandsee.

das eine reizvolle Umgebung besitzt, und logieren die Nacht in einem der dortigen Hotels, nun aber gerade nicht im Orientalhotel. Ein japanischer Spediteur übernimmt es, uns unser Gepäck von dem amerikanischen Dampfer auf den japanischen hinüber zu besorgen, und erst am anderen Morgen, als wir uns bereits eingeschifft haben, merken wir zu unserem Entsetzen, daß es unser Mantelsack ist, der fehlt. Unsere Bestürzung darüber ist nicht gering, denn wir wissen noch nicht, ob wir Gelegenheit haben werden, unterwegs noch jene bereits zum Teil in Europa vorsichtigerweise

besorgten Ausrüstungsgegenstände zu ersetzen. Wir beauftragen daher den japanischen Agenten der Linie, zunächst einmal im Orientalhotel Nachforschungen anzustellen, ob nicht etwa der Gepäcksack versehentlich dorthin gekommen ist. Er wird uns nach Schimonoseki, wo wir morgen anlegen, telegraphieren. Ich will gleich vorwegnehmen, daß der Gepäcksack sich im Orientalhotel in Kobe nicht gefunden hat. Es ist also so gut wie sicher, daß er noch an Bord unseres Reichspostdampfers sich befindet. Wir telegraphieren daher von Schimonoseki aus nach Nagasaki an die Lloydagentur. Diese behauptet, nichts von unserem Gepäck zu wissen. Sie ist gar nicht mehr in der Lage, auf dem Reichspostdampfer selbst Nachforschungen anstellen zu lassen. Denn unser Telgramm ist verspätet bestellt worden und traf erst ein, als der Dampfer schon weiter gefahren war. Die Agentur begeht überdies die Ungeschicklichkeit, anstatt an die Lloydagentur in Schanghai zu telegraphieren, hinter dem Dampfer hinterher zu schreiben, so daß der Brief naturgemäß erst in Schanghai eintreffen kann, als der Dampfer auch dort schon wieder fortgefahren ist. Somit dürfte unser Mantelsack als undefinierbares herrenloses Monstrum allein die Heimreise angetreten haben. Es ist auch möglich, daß x-jemand dafür ein Erbarmen gezeigt hat. Jedenfalls hat keine Nachforschung bisher feststellen können, wo denn unser Mantelsack „abgeblieben“ ist. Erreicht hätte er uns jedenfalls doch nicht mehr zu einer Zeit, da wir seinen Inhalt noch hätten gebrauchen können. Infolgedessen waren wir darauf angewiesen, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen.



Fig. 20. Achatkugel aus Schimonoseki.

Die Reise von Kobe aus führt zunächst durch die Schönheiten der berühmten Inlandsee, die mit Recht den Namen eines Seeparkes der Erde verdient. Die Tour bietet überaus stimmungsvolle Szenerien, und wir, die wir mit dem kleinen Küstendampfer fuhren, hatten um so mehr Genuß davon, als wir die köstlichen Partien, die sich dem Auge boten, aus größerer Nähe betrachten konnten, als es sonst vom Deck der großen Passagierdampfer aus im allgemeinen möglich ist.

Am Abend des folgenden Tages erreichten wir Schimonoseki, den östlichsten Hafen der Inlandsee. Es ist ein kleiner, unbedeutender Platz, der bekannt geworden ist durch den chinesisch-japanischen Friedensschluß. Soviel ich weiß, existiert hier keine einzige europäische Firma. Erheblich wichtiger ist das ihm jenseits der Straße von Schimonoseki gegenüberliegende Moji. Ich habe den Ort vor fünf Jahren zuerst besucht. Die Veränderungen seit jener Zeit sind bedeutend. Moji hat sich mit der Zeit herausgebildet zu einer der wichtigsten Kohlenstationen sowohl für die japanische Flotte, wie für die europäischen Dampfer. Auch gegenwärtig liegt ein großer Teil der japanischen Handelsflotte im Hafen von Moji, um Kohlen aufzunehmen, die alsdann von der Kriegsflotte auf hoher See übernommen werden. Wir versuchen in Schimonoseki bereits, diese oder jene Gegenstände zu kaufen, die wir zum Ersatz unserer Ausrüstung brauchen. Es gelingt uns das aber nur in sehr beschränktem Maße. Vorsorglich versehen wir uns besonders noch mit Lebensmitteln. Denn bereits auf dem japanischen Dampfer gibt es keine europäische Verpflegung, und wir mußten schon an Bord unser Kochgeschirr in Tätigkeit setzen und uns unsere Mahlzeiten selbst zubereiten. Ein höchst drastischer Gegensatz zu der trefflichen Verpflegung an Bord des Lloyddampfers! Sehr vorsichtig gehen wir um mit unseren Konserven, die wir von vornherein grundsätzlich nur als Delikatessen betrachten, und halten uns, solange das möglich ist, an die sogenannte frische Kost. Wir sind vorsichtig genug, hier in Japan noch einen ganzen Sack mit Kartoffeln einzukaufen, eine Vorsicht, die uns späterhin außerordentlich zustatten gekommen ist. Die ersten Tage einer solchen Reise, bei der man plötzlich auf alles, was europäische Kultur und Gewohnheit bedeutet, verzichten muß, sind gewöhnlich diejenigen, an denen man das Leiden am ärgsten empfindet. Gar nicht gefallen will es uns, daß wir hier in Schimonoseki ständig von zwei zudringlichen Japanern verfolgt werden. Ähnlich ging es uns bereits während unseres kurzen Aufenthaltes in Kobe. Auch dort hatten wir ständig zwei solche Kerls hinter uns. Wir wußten bereits aus früheren Erfahrungen, daß das Polizeispitzel waren, die beauftragt worden sind, auszukundschaften, was der Fremde im Orte tut und treibt, was er

ißt und trinkt, und was er einkauft. In der Tat beobachten wir nach jedem Einkauf, den wir machen, daß die beiden zu den Verkäufern gehen, sich von diesen devot bedienern lassen und sie ausfragen, was wir gewollt und gesagt haben. Als wir in einem europäisch sein sollenden japanischen Restaurant in den offenen Fenstern ein Beefsteak einnehmen, sitzen sie in einem gegenüberliegenden Laden und starren ständig zu uns hinüber. Sie lassen



Japanische Djunke.

uns zwar persönlich in Ruhe. Aber stillschweigend folgen sie uns sogar bis auf den Dampfer hinauf und fragen dort alle Welt über uns aus. Kurze Zeit vorher hatten die Bürgermeister sämtlicher japanischer Städte erst ein Rundschreiben durch Hilfe ihrer Konsuln an die gesamte Presse der Welt gelangen lassen. In diesem Rundschreiben hieß es, die Fremden, die sonst gewohnt wären, nach Japan zu kommen, möchten sich nur ja nicht durch den Krieg irgendwie in ihren Absichten beeinträchtigen lassen. Es herrsche im Lande Japan absolute Ruhe und Sicherheit, und kein Mensch

würde irgendwie belästigt werden. In der Tat zieht Japan namentlich in den Hafenstädten wie Kobe, Yokohama, Nagasaki und in den zahlreichen, von Fremden besonders gern aufgesuchten Plätzen im Inland außerordentlich viel Geld aus diesen Fremdenbesuchen. Ganze Straßen in diesen Städten enthalten Ladenreihen, die fast ausschließlich auf den Fremdenverkehr spekulieren. Es ist schon zu glauben, daß das Ausbleiben der Fremden gerade zur Kriegszeit diesen Spekulanten Schaden bringt. Ich kann mir aber nicht denken, daß die Japaner naiv genug sind, zu glauben, die Fremden betrachteten die Stellung unter Polizeiaufsicht während ihrer Vergnügungstour in Japan nicht als eine Belästigung, und daß die japanischen Bürgermeister sich nicht der Unwahrheit bewußt gewesen sein sollten, die sie mit jener Proklamation in die Welt gesetzt haben.

Gegen 4 Uhr nachmittags sollte unser Dampfer weitergehen. Das bedeutet nach japanischer Anschauung 5 Uhr nachmittags. Erst um 4 Uhr begannen die in Schimonoseki einsteigenden zahlreichen japanischen Passagiere, sich mit ihrem Gepäck einzufinden, und bis sie dieses und sich selbst verstaut und sich von Verwandten, Freunden und Bekannten unter ausgiebigem Dienern verabschiedet hatten, wurde es sogar noch später als 5 Uhr, bis wir die Anker lichteten. Wir dampften nun hindurch durch die eigentliche Straße von Schimonoseki, die eine der malerischsten Partien und Reiseerinnerungen bietet. Kulissenartig schieben sich hier die steil an das Meer herantretenden Berge ineinander, bis sich schließlich bei einer malerisch auf steiler Felsinsel gelegenen Lotsenstation, bei der auch mehrere Torpedoboote auf Wache liegen, die Blicke öffnen auf die hohe See. Mittlerweile ist es Abend geworden. Die Straße von Tsushima ist hier an der Küste noch bedeckt mit heimkehrenden Fischerbooten und Djunken, die im Mondlicht ein entzückendes Seestück nach dem anderen gewähren. An Bord ist es still geworden. Selbst das Schwatzen der japanischen Passagiere hat aufgehört. Man weiß ja, das Wladiwostok-Geschwader ist unterwegs. Wer kann sagen, ob die Russen nicht vielleicht die Verwegenheit besitzen, selbst bis zur Straße von Tsushima hinunter zu dampfen und Jagd zu machen auf japanische Kauffahrteischiffe? Die Kojen unserer Kabine sind so schmal

und so kurz, daß ein ausgewachsener europäischer Mensch Mühe hat, darin zu liegen. Wir sind daher aus verschiedenen Gründen sehr zufrieden, als wir nach einem mäßigen Halbschlummer am frühen Morgen erwachen, weil das Getöse der Maschine plötzlich aufhört. Als wir die Vitragen unseres Kabinenfensters zurückziehen, da sehen wir, daß unser „Shinanogawa Maru“ bereits im Hafen von Fusan Anker geworfen hat. Wir sind in Korea!



Fig. 21.
Geschliffene Achatkugeln aus Brüchen bei Schimonoseki.

Viertes Kapitel.

In Süd-Korea.

Erster Eindruck. — Landungsangelegenheiten. — Eine minutiöse Zollreoision. — Landsleute. — Der geprellte Japaner. — Hotelfragen. — Spionagefurcht. — Fusan, eine japanische Kolonie. — Ein stereotypes Menu. — Die Zeitrechnung von Fusan. — Japanische Kolonialpolitik in Korea. — „Historische Ansprüche.“ — Wirtschaftlicher Kampf zwischen Rußland und Javan vor Ausbruch des Krieges. — Eisenbahnen. — Die letzten diplomatischen Verhandlungen oor Ausbruch des Krieges. — Strategische und handelspolitische Bedeutung oon Fusan. — Der Kampf um Masamp'ho. — Truppentransporte. — Harakiri an Bord eines Truppentransportschiffes. — Gefährliche Schiffahrt. — Wie die Japaner die Koreaner übers Ohr hauen. — Fusan als Einfuhrtor japanischer Waren. — Der oerlorene Mantelsack und das improoisierte Moskitonetz. — Ein Ausflug nach Altfusan. — Der photographierte Stadtrat. — Eine Eisenbahnfahrt ins Innere.



Fig. 22. Koreanischer Wandschmuck.

Im Gegensatz zu Japan fällt dem Neuankömmling zuerst die völlige Waldlosigkeit der Berge und Hügel auf, die das Hafenbecken dieses südlichsten koreanischen Hafens umgeben. Zwar sind die Berge und Hügel gegenwärtig mit Grün überzogen, aber der grüne Grasüberzug ist nicht vollständig. Es werden durch ihn nur einzelne Flächen ausgefüllt auf dem grauen Untergrunde, der sich überall als das Ursprüngliche geltend macht. Nur da, wo die japanische Ansiedelung steht, erinnern noch einige einzelne Bäume

und ein Kiefernhain an Zeiten, in denen einstmals Korea das Holz lieferte zu den Häusern des benachbarten Japan. Der Hafen von Fusan kann als einer der besten in Ostasien angesehen werden. Er ist groß und geräumig und besitzt guten Ankergrund.

Zwar sind wir in Korea; aber Kinder des Landes sehen wir zunächst nicht. Es ist, wie wenn wir in einen japanischen Hafen gekommen wären. Die Bootsleute, die mit ihren Kähnen um



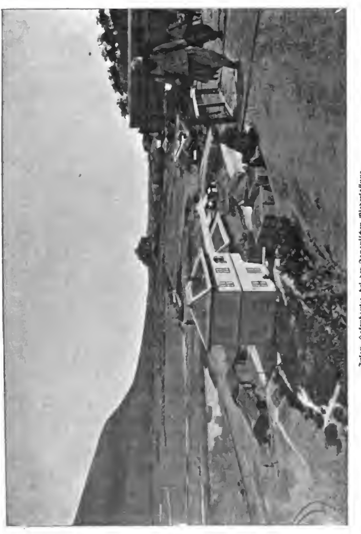
Im Hafen von Fusan.

den Dampfer herumlungern — es sind ihrer nur wenige — sind ausschließlich Japaner. Nur hier und dort ist ein weißgekleideter Koreaner dabei, der aber, wie man gleich von vornherein sieht, nur als der Knecht des Japaners fungiert. In der Tat würden die japanischen Sendos vermutlich jeden Koreaner totprügeln, der hier in Fusan es noch wagen würde, ein Boot zu führen und ihnen, den neuen Herren, Konkurrenz zu machen. Erst an Land sehen wir die weißgekleideten, allerdings recht schmutzigen Gestalten der Koreaner. Sie drängen sich heran, um unser Gepäck tragen zu

dürfen. Aber ehe wir wissen, wohin wir gehen werden, hat es keinen Zweck, Kulis anzunehmen. Zunächst verhandeln wir mit einem etwa 15jährigen japanischen Hoteldiener, der sich darum bemüht, uns nach seinem Hause zu bringen. Noch ehe wir mit ihm handelseinig sind, übernimmt er das Kommando. Die koreanischen Kulis, die bereits neben unseren Gepäckstücken Posto gefaßt haben, kommen dabei schlecht weg. Denn der kleine japanische Hoteldiener läßt nicht mit sich spaßen. Er will disponieren; der eine Koreaner, der eben im Begriff ist, einen der Koffer auf sein Traggestell zu legen, bekommt einen Tritt vor den Magen, der andere eine Ohrfeige, der dritte fliegt zur Seite und verletzt sich an dem unhandlichen hölzernen Traggestell, das er auf dem Rücken trägt. Drei, vier lange, starke, aber ungeschlachte Kerle lassen sich hier von einem 15 jährigen japanischen Hotelknecht im besten Sinne des Wortes über den Haufen werfen und mit Fußtritten, Ohrfeigen und sonstigen schönen Dingen regalieren. Mein erster Eindruck ist: Hier ist der Japaner Herr und fühlt sich seiner Macht so sicher, daß er die Beherrschten bereits ungestraft brutalisieren kann. Ob das wohl im ganzen Lande so sein wird? Ich bin wirklich neugierig darauf.

Als schließlich unser sämtliches Gepäck nach den Dispositionen des Japaners, die wir uns gern gefallen lassen, ohne uns indessen dadurch von vornherein für sein Hotel zu verpflichten, auf die Rücken koreanischer Kulis gewandert ist, die nunmehr unter Ächzen und Stöhnen, wie wenn jeder mindestens eine Zehnmännerlast trüge, langsam loswandern, empfinden wir es als eine unangenehme Störung, daß wir nach wenigen Schritten wieder angehalten werden, um die Zollgrenze zu passieren. Wir denken, die Zollrevision geht schnell vorwärts, wie in anderen Ländern. Aber das ist ein Irrtum. Zunächst ist von irgend einem Schutzdach, unter dem bei dem glühenden Sonnenbrande die Öffnung des Gepäcks vorgenommen werden kann, nicht das Geringste zu sehen.

Ein kleiner koreanischer Zollbeamter amerikanischer Nationalität übernimmt jetzt die Leitung. Die Kulis müssen das Gepäck auf einen großen Haufen packen, und nun ist es unsere Sache, jedes einzelne Gepäckstück, jede einzelne Kiste aufzuschnüren und zu



Fusan, Hafenbauten bei der Japanischen Niederlassung.

öffnen, sowie alle die Herrlichkeiten, die darin verstaut sind, vor den Augen der Zollbeamten auszubreiten. Noch niemals in meinem Leben habe ich eine so minutiöse Zollrevision erlebt, wie hier in Korea!

Der kleine Amerikaner, der mit seinem weißen Tropenanzug und der blauen Zollmütze darüber ganz appetitlich aussieht in dem grauen und schmutzigen Milieu, in das wir hier hineinversetzt sind, merkt sofort, daß wir Deutsche sind und ruft einen anderen Zollbeamten herbei, über dessen Nationalität wir nicht lange im Zweifel sein sollen. Unter unseren Ausrüstungsgegenständen befinden sich zwei europäisch geschnittene Sättel. Der Neuankömmling tritt an unseren Gepäckberg heran, auf dem wir inmitten eines Knäuels von Japanern und Koreanern schützend hocken, und deutet auf die beiden Sättel.

„Wat wolln Se denn mit die Settel hier anfangen? So wat lassen sich die hießigen Ponys nich bieten!"

Und in dem Jargon geht es weiter: Gemütliches Fragen und Antworten, Diskussion über die koreanischen Ponys, die sich angeblich die europäischen Reitsättel nicht gefallen lassen wollen, wogegen ich versichere, das wären dann die ersten Ponys, die auf die Dauer anders gewollt hätten, als ich. Aber der Berliner, den das Schicksal hier in so jungen Jahren nach Korea verschlagen hat, philosophiert unbeirrt weiter:

„Ja, det is hier wieder janz anderst hier in Korea. Da krigt man von die Koreaner so en Holzgestell auf den Puckel gebunden, auf den vons Ferd natierlich, und dadrüber kommt denn so en Dings aus Stroh. Da druff muß man nachher balanzieren, wie ne Kunstreiterin aufs Panno. Die Beene baumeln vorne runter auf den Hals von'n Pony! Hach, det es ne scheußliche Reiterei, und denn man erst die koreanischen Häuser mit de Flöhe und Wanzen, und kaum so hoch, daß man sich drin uffrichten kann. Ja wol — un denn — überhaupt — un so — usw."

Meiner armen Frau wird angesichts dieser Schilderungen schon angst und bange, und so dränge ich denn zur Zollrevision, zumal uns jede Minute in dem Sonnenbrande hier inmitten eines Walls von neugierigen Japanern und Koreanern im höchsten Grade ungemütlich wird. Herr Hentschel, so heißt der Lands-

mann, ordnet denn auch sofort an, daß die Gepäckstücke unter das Vordach des Zollgebäudes gebracht werden. Dort im Schatten können wir sie öffnen, und man wird sie revidieren. Die Revision geht denn auch wirklich vor sich, aber trotz der landsmannschaftlichen Gefälligkeit des Herrn Hentschel mit einer Sorgfalt, die uns zur Verzweiflung bringen könnte, wenn wir in Ostasien nicht bereits Gelegenheit gehabt hätten, uns in der Geduld zu üben. Die eigentliche Revision wird wieder von dem Amerikaner vorgenommen, der es ebenfalls persönlich nicht an Freundlichkeit mangeln läßt. Aber er begeht doch die nach meinen Auffassungen geradezu ungeheuerliche Maßnahme, daß er für einen photographischen Apparat, für eine Schreibmaschine, die schon drei große Reisen mitgemacht hat, und auch noch für die beiden bewußten europäischen Sättel, die längst vorher butterweich geritten waren, von mir Zoll verlangt. Das ist mir denn doch noch nicht vorgekommen, daß man für alte Gebrauchsgegenstände irgendwo Zoll bezahlen mußte, und dabei meint der kleine Amerikaner noch, er wolle, weil wir Europäer seien, die Zollrevision nicht so streng nehmen, aber er müßte wenigstens so tun — der Japaner wegen, die ihn sofort denunzieren würden, wenn er etwa einen Europäer weniger scharf behandelte, als einen Japaner. Diese Versicherung bringt mich noch nicht über die Originalität der Zumutung hinweg, daß ich für jene drei Gegenstände Zoll bezahlen soll. Ich gehe daher ins Zollamt hinein und werde an einen alten Japaner in europäischer Kleidung mit einem verrunzelten Gesicht gewiesen, der Englisch spricht, und dem ich meine Beschwerde über die Verzollung von drei Gebrauchsgegenständen auseinandersetze. Der alte Japaner behandelt die Angelegenheit mit größter diplomatisch überlegener Ruhe, so daß ich schon anfange, einigermaßen nervös zu werden. Da tritt ein europäischer Herr aus einem Nebenzimmer und fragt:

„Ich höre, Sie sind Deutsche. Na, da werde ich Ihnen behilflich sein. Wie lange wollen Sie wohl in Korea bleiben?"

„O, vielleicht zwei bis drei Monate."

„So, dann haben Sie das Recht, wenn Sie Ihre Ausreise wieder über Fusan nehmen, das bezahlte Geld zurückzuverlangen, da Sie ja dann die hier verzollten Waren — reexportieren."

Schon durch das plötzliche Auftreten eines zweiten Landsmannes aufs angenehmste überrascht, bedanke ich mich für den guten Rat und erlege die Silberlinge. Währenddessen setzt der Deutsche, Herr Volljan, dem Japaner diese Wendung der Dinge auseinander, der als ein getreuer Beamter des Kaisers von Korea mir von diesem meinem Rechte absichtlich nichts gesagt hatte, um ihm die 5 Yen zu retten, und der dem unwillkommenen Mittelsmann nun einen geradezu feindseligen Blick zuwirft, ohne damit indessen dem biederen Pommern irgendwie imponieren zu können. Aber so ohne weiteres will der Japaner noch nicht klein beigeben, sondern behauptet, ich müßte erst die Zustimmung des Zollkommissars haben, damit er mir einen dementsprechenden Vermerk auf die Quittung machen könnte. Somit lasse ich mich denn auch dem Zollkommissar melden. Er ist ein Italiener, der sich selbstverständlich mit der größten Liebenswürdigkeit beeilt, die Richtigkeit der Auffassung des Herrn Volljan, die ich ja nunmehr zu der meinigen gemacht habe, anzuerkennen. Er tut auch noch ein übriges, indem er den für die beiden alten Sättel angerechneten Betrag ausstreicht. Offenbar kommt es ihm selbst etwas komisch vor, daß er zwei „expedition tourists“ für zwei alte ehrwürdige Sättel Zoll abnehmen soll. Weshalb der Japaner auf meine 5 Yen so versessen war, dafür ging mir erst später das Verständnis auf. Die sämtlichen Zolleinnahmen werden nämlich von der japanischen Ersten Nationalbank, der Dai Itschi Ginko, die in Korea sehr fest im Sattel sitzt, einkassiert. Die koreanische Finanzwirtschaft steht ja jetzt unter japanischer Kontrolle, oder sagen wir direkt, in japanischen Diensten. Um so weniger sehe ich ein, weshalb ich dem Kaiser von Korea 5 Yen schenken sollte, wenn er selber davon schließlich nicht einmal etwas hat, und ich leiste einen heiligen Eid, daß ich schon deshalb über Fusan zurückkehren werde, um meine 5 Yen wieder zu holen und sie meiner Frau in die Sparbüchse zu tun, wo sie immer noch besser untergebracht sind, als in der Filiale der Dai Itschi Ginko, wo ich sie jetzt fürs erste deponieren muß.

* * *

Nachdem die Zollrevision in einer so weitschweifigen Weise erledigt ist, haben wir Zeit, uns nach einem Hotel umzusehen. Wir erfahren schon auf dem Zollamt von Herrn Volljan, daß gar kein anderes Unterkommen in Fusan für Fremde, die hier nur sehr selten auftauchen, vorhanden ist, als ein japanisches Hotel. Deren gibt es in Fusan eine ganze Anzahl. Als die Formalität der Zollrevision vorbei ist, ist denn auch unser kleiner japanischer Hoteldiener wieder zur Stelle. Er hat während des Aufenthaltes den Maitre d'Hôtel geholt, der sich nun zunächst an dem Inhalt unseres Gepäcks einen Maßstab zurecht macht für den Preis, den er von uns verlangen wird. In Japan beträgt der Preis für Abendessen, Nachtquartier und warmes Frühstück in einem japanischen Hotel, alles natürlich auf japanische Weise zubereitet, gewöhnlich 1,25 Yen bis 1,50 Yen. Da ich grundsätzlich in solchen Ländern von vornherein den Preis ausmache, so geschieht das auch hier. Der Hotelier verlangt auf meine Frage nach dem Preise für meine Frau und mich, sowie für den chinesischen Diener zusammen 9 Yen den Tag (18,90 Mk.).



Fig. 23.
Koreanische Strohschuhe.

Das sind also pro Kopf und Tag 3 Yen. Dafür würden wir ein größeres und ein kleineres Zimmer erhalten, ohne Möbel natürlich, nur mit einem Wandschrank, und zum Schlafen ein paar Decken. Ich frage, was das Unterkommen kostet ohne Verpflegung. Wir haben uns ja bereits in Japan mit Konserven vorgesehen, weil wir von vornherein auf große Schwierigkeiten in der Verpflegung gefaßt sind. Das mache keinen Unterschied. Allenfalls wolle man 50 Sen pro Tag abrechnen. Der Preis von 3 Yen ist nun freilich immer noch bescheiden zu nennen gegenüber den Preisen der Hotels in Tokio, wo für den Tag und die Person zeitweilig, wie schon gesagt, 15 Yen (31,50 Mk.) in Rechnung gestellt wurden. Aber er war für japanische Verhältnisse doch recht unverschämt. Manche Reisende halten es nun törichterweise unter ihrer Würde, in einem solchen Falle einfach die Verhandlungen abzubrechen und anderswo neue Verhandlungen anzuknüpfen. Das ist ganz falsch. Wenn in fremden Ländern die Preise für

Angehörige der weißen Rasse häufig so exorbitant sind, und die Eingeborenen glauben, sie fordern zu können, so liegt das gewöhnlich an den fremden Reisenden selbst, die sich lieber aus Bequemlichkeit oder Dummstolz übers Ohr hauen lassen, als daß sie, wie ein guter Hausvater, handeln und auf reelle Preise dringen. Wir lassen daher zunächst unser Gepäck mit den Kulis, sowie den Hotelier mitsamt seinem Hoteldiener auf dem Zollamt stehen und unternehmen einen Spaziergang in die Stadt hinein, weil wir der Ansicht sind, daß es sicherlich mehrere Hotels in Fusan gibt, in denen man unterkommen kann. Wir irren uns auch nicht. Denn kaum haben die zahlreichen Zaungäste, die bei den Verhandlungen zugesehen haben, gemerkt, daß wir auf das Angebot nicht eingegangen sind, als aus ihrer Mitte auch bereits ein Agent eines zweiten Hotels auf uns zutritt und uns dieselben Zimmer in seinem Hause für Summa 3 Yen pro Tag ohne Verpflegung anbietet. Wir gehen denn mit ihm zusammen nach dem Hotelgebäude, das auch nach japanischen Begriffen ganz sauber und freundlich aussieht. Wir besichtigen die Zimmer, und ich handle von den 3 Yen noch 80 Sen herunter. Somit beziehen wir denn für 2,20 Yen unser luftiges Quartier im ersten Stock, mit den Strohmatten unter den Füßen, auf die man nicht mit Schuhen, sondern nur barfuß oder in Strümpfen treten darf, und mit den Papierwänden, durch deren Löcher hindurch uns der Wirt, die Wirtin, der Hausknecht, die Dienstmädchen und die jeweiligen Insassen des Hotels japanischer Nation bei Tage und bei Nacht beobachten, teils aus allgemeiner kindischer Neugier, teils aus angeborener Schnüffelsucht, teils in höherem Auftrage, damit die Polizei genau unterrichtet ist, was der fremde weiße Mann mit den blonden Bartstoppeln, der aussieht wie ein Russe, und die fremde junge Frau mit dem lockigen braunen Haar und südländischen Teint, dem sie es dankt, immer für eine Französin, also eine Verbündete des Landesfeindes, gehalten zu werden, nur in japanisch Fusan verloren haben können. Sie sehen aber nur, daß da gekocht und gegessen wird, daß dort alsbald zwei Feldbetten aufgeschlagen werden, über die ein Moskitonetz gespannt wird, allerdings so dicht, daß man nicht



Fig. 24. Kopfstütze (koreanisch).

mehr sehen kann, was für japanfeindliche und sicherlich nur der bösen Spionage dienende Dinge hinter den weißen Schleiern ausgeheckt werden. Geradezu nervös aber werden sie, wenn die Schreibmaschine auf einen Koffer gestellt wird, und wenn dann das Klappern losgeht, dessen Erfolg ein Stück beschriebenes Papier ist, das vorher ganz weiß war und nun mit blauen Buchstaben bedeckt ist, die gewiß allerhand Nachrichten enthalten, die der weiße Teufel hier ausgekundschaftet hat, und die nun brühwarm ins russische Lager wandern — auf welche Weise auch, durch die Post, durch den Draht, durch die Luft oder sonst wie! Sie brennen vor Neugierde, wenn sie das Klappern hören. Dann gehen sie sogar so weit, daß sie die Schiebetür ein wenig beiseite rücken, um dann ihre Augen an den senkrechten Spalt zu legen, — gleich drei bis vier Köpfe übereinander. Gleich am ersten Tage besucht uns nicht nur ein japanischer Gendarm, der sich ganz genau nach unseren Namen, nach unserem Tun und Treiben erkundigt, sondern auch ein Zivilist, der einen harmlosen Besuch markiert und dabei so tut, als ob er keine fremde Sprache sprechen könnte. Ich bin aber überzeugt, er versteht trefflich Deutsch, und mit der Frechheit, die er hat, sieht er mir auch nach einigen Verbeugungen über die Schulter, als ich gerade im Begriff bin, einen Brief zu schreiben. Es soll mich freuen, wenn er Deutsch verstanden hat, denn dann hat er sich die liebenswürdigen Worte, mit denen ich ihn am Kragen packte und aus dem Zimmer hinauskomplimentierte, sicherlich zu Herzen genommen. Aber so viel steht schon heute fest, unsere Legitimationen, die man uns aus Japan mitgegeben hat, und die der japanische Polizist sorgfältig durch seine große Brille hindurch studiert hat, auf denen steht, ich sei ein Shimpun san, das heißt ein Zeitungsmensch, sind gefälscht. Meine Frau sowohl wie ich sind verkappte russische Spione. Wir bekommen zwei Aufpasser, die vor unserem Hotel Posto saßen, und die uns folgen, wohin auch immer wir gehen. Unser chinesischer Boy wird ausgequetscht wie eine Zitrone. Man will unbedingt aus ihm herauskriegen, was für böse Absichten uns zu dieser Zeit nach Korea geführt haben. Unsertwegen! Er kann nicht mehr erzählen, als was er weiß, und das sind keine Geheimnisse. In der Spionagefurcht

werden die Japaner, wie es scheint, höchstens noch von den Franzosen übertroffen.

* * *

Fusan, wenigstens das Fusan, bei dem wir landeten, ist eine japanische Gründung. Zwar ist es ein sogenanntes „treatyport“, das heißt ein Vertragshafen, der allen Nationen offen steht. Da aber außer durch Zollbeamte in koreanischen Diensten und Missionare keine andere Nation hier vertreten ist, so hat man es hier mit einer rein japanischen Kolonie zu tun. Offiziell bestehen zwei Setlements, ein japanisches und ein chinesisches. Dieses letztere liegt zwischen der japanischen Niederlassung und dem Bahnhof, der in der Nähe des sogenannten Alt-Fusan gelegen ist, das heißt der eigentlichen Koreanerstadt Fusan oder, wie sie richtig heißt: P'husan. Die Japaner sagen aber Fusan, und dieser Name hat sich eingebürgert. Das chinesische Setlement ist an sich nicht unbedeutend. Es ist auch hier die eigentümliche Erscheinung zu beobachten, daß es den Chinesen selbst im Konkurrenzkampf mit den Japanern gelungen ist, einen großen, wie es heißt, sogar den größten Teil des Klein- und Zwischenhandels mit den Eingeborenen in ihre Hände zu bekommen. Im übrigen sind die Chinesen von Fusan als sehr raffinierte Schmuggler bekannt. Korea wird ja, namentlich im Süden und Südwesten, umgeben von einer außerordentlichen Menge von kleinen Inseln, und auch sonst bietet die überaus reichgegliederte Küste zahlreiche Schlupfwinkel für Djunken mit Konterbande. Übrigens treiben auch die Japaner notorisch einen enormen Schmuggel nach der koreanischen Küste hinüber, der zeitweilig, namentlich in falschem Nickelgeld, in großer Blüte gestanden hat, bis schließlich sehr scharfe Maßregeln der japanischen Regierung selbst dem Unwesen Einhalt geboten haben.



Fig. 25.
Holzschuhe (koreanisch).

Wie das sogenannte chinesische Settlement verwaltet wird, weiß ich nicht, vermutlich durch den chinesischen Konsul. Das

japanische jedenfalls wird durch die japanische Konsularbehörde verwaltet. Es hat seine eigene Polizei, und im allgemeinen herrscht hier gute Ordnung. Man merkt kaum, daß man wo anders ist, als in Japan. Nur sind die Preise hier noch wesentlich teurer, als im Mutterlande. Koreaner wohnen heute wohl kaum mehr innerhalb des japanischen Settlements auf eigenem Grund und Boden. Die Japaner haben, wie man mir sagt, sie alle ausgekauft. Die Methode dabei soll die sein, daß dem stets geldbedürftigen koreanischen Eigentümer vom Japaner geringe Geldbeträge gegen Verpfändung des Besitztitels eines Grundstückes geliehen werden, für die alsdann der Japaner solche Wucherzinsen berechnet, daß der an Bargeld arme Koreaner nie mehr in der Lage ist, die Darlehnssumme nebst Zinsen zurückzubezahlen. Auch das unterscheidet die japanische Kolonie in Fusan wesentlich von einer Stadt im Mutterlande, daß die Japaner hier den Fremden gegenüber noch erheblich arroganter auftreten, als sie das in Japan selbst bereits tun. Es ist ja zweifellos nicht das beste Menschenmaterial, das Japan in die Kolonie entsandt hat. Es kommt hinzu, daß die japanischen Einwanderer in Korea sich fast ausschließlich aus der Kaufmanns- und aus der Kuliklasse rekrutieren, also aus denjenigen Elementen der Bevölkerung, die sich des geringsten Ansehens im Lande erfreuen, und die wohl auch in ihren moralischen Qualitäten am niedrigsten stehen. Es ist charakteristisch, daß die japanische Bauernbevölkerung bisher so gut wie gar nicht an der Auswanderung teilgenommen hat, und sie ist es gerade, die für Japan neben den alten Samurai den besten Kern der Bevölkerung ausmacht.

Im übrigen allerdings könnte man in Fusan denken, man befände sich in einer Stadt in Japan. Die Koreaner, die in Scharen herumhocken und herumfaulenzen, bis sie der Fußtritt eines Japaners zur Arbeit treibt, stören den Eindruck, nachdem man sich einmal an sie gewöhnt hat, kaum mehr. Denn würden sie fehlen, dann würde man ja überhaupt durch nichts mehr daran erinnert werden, daß man sich in einer japanischen „Kolonie" befindet. Sonst ist natürlich von europäischen Einrichtungen, die man auf Reisen so ungern entbehrt, in Fusan nichts vorhanden.

Zwar gibt es, wie wir ausgekundschaftet haben, hier zwei in europäischem Stil gehaltene Restaurants. Ihre Inhaber sind Japaner, offenbar ehemalige Boys von Europäern, die in Japan bei ihren Masters etwas kochen gelernt haben. Mit den europäischen — von Japanern gehaltenen — Restaurants in Japan ist das übrigens solche Sache. Sie dienen nicht eigentlich den Bedürfnissen der Europäer, als vielmehr denen von Japanern, die sich den Luxus und die Eitelkeit leisten wollen, nach europäischer Art zu leben. Es gibt auch in Yokohama große Hotels und Restaurants, die nach europäischer Art eingerichtet sind, in denen aber so gut wie niemals Europäer verkehren, sondern nur Japaner, die sich derartige Extravaganzen leisten wollen und können. Nun, in den beiden „europäischen" Restaurants in Fusan bekommen wir für den ziemlich bedeutenden Preis von 1,50 Yen, nach deutschem Gelde also 3,15 Mk., ein Diner oder abends ein Souper, das stereotyp folgende Gänge enthält: ungesalzenes und ungewürztes warmes Wasser, in dem ein Stückchen Rindfleisch etwa eine halbe Stunde lang gekocht haben mag, auf der Karte bezeichnet als „beaf tee", zu deutsch „Bouillon". Dazu bekommt man ein Stückchen Weißbrot, das aus muffigem Mehl bereitet und nicht durchgebacken ist. Läßt man es zehn Minuten lang auf einem Rost liegen, so bildet sich ein toostähnliches Backwerk daraus, das zwar scheußlich schmeckt, aber wenigstens verdaulich ist. Als Delikatesse bekommt man ein Näpfchen mit Butter hingestellt. Die Butter sieht quittegelb aus. Natürlich ist sie nur für Europäer da, deren es in Fusan sehr wenige gibt. Bereits von weitem sieht man es ihr an, daß trotzdem schon mancher Europäer verlangend, doch immerhin vorsichtig zurückhaltend, in ihr herumgestochert hat; und öffnet man die Glas-



Fig. 26.
Eßtisch mit Geschirr für zwei Personen (korranisch).

glocke, unter der sie liegt, so riecht man es ihr schon von weitem an, daß sie ranzig ist. In dieser Auffassung wird man durchaus bestärkt, wenn man etwa eine Messerspitze davon mit der Zunge probiert. Man kann dann gewiß sein, daß einem der Appetit zum Weiteressen vergeht. Darum unterläßt man lieber solche naseweisen Experimente.

Als zweiten Gang gibt es dann auf einem Teller serviert ein Stückchen Fisch, etwa so groß wie eine halbe Handfläche. Dieses Stückchen Fisch ist paniert und gebacken, gottlob nicht in der soeben beschriebenen Butter, sondern bloß in — Bohnenöl. Daher schmeckt es nicht ganz so abscheulich, als wenn es in Butter gebacken wäre. Die Fischsorte ist jeden Tag dieselbe: Schellfisch. Ich schließe daraus, daß die Gewässer in Fusan keinen anderen Fisch erzeugen, als den elenden, grätigen Schellfisch, den wir vorgesetzt bekommen, was Tiefseeforschern, die sich einmal in diese Gegend verirren sollten, als Warnung dienen möge.

Als dritten Gang gibt es Beefsteak. Offenbar kann sich der Japaner nicht denken, daß der Europäer ohne „fish“ und ohne „beefsteak“ auskommen kann. Da wir uns nun nicht der Gefahr aussetzen wollen, daß auch das Beefsteak in Butter oder Bohnenöl gebraten wird, so bestellen wir es „grilled“, also auf dem Rost in seinem eigenen Fett gebraten. Wir können allerdings nicht verhindern, daß es vorher ebenfalls noch mit einer anderen fettigen japanischen Tinktur eingerieben wird, die ich leider näher zu definieren nicht in der Lage bin. Aber wir halten uns die Nase zu und essen. Dann schmeckt man nichts, und wir bekommen wenigstens ein Stück Fleisch in den Magen. Nachdem dieses „Diner“ glücklich überstanden ist, gibt es ein Gemisch von brauner Farbe, das uns als Kaffee bezeichnet wird. Wir versagen uns in diesem Falle indes den Genuß, obwohl wir leidenschaftliche Verehrer von Kaffee sind. Denn wir möchten uns doch nicht der Gefahr aussetzen, mit nunmehr „vollem“ Magen noch seekrank zu werden. Das Menu ist, wie gesagt, mittags und abends in beiden japanischen „europäischen“ Restaurants tagtäglich dasselbe und bleibt dasselbe, mögen wir nun in dem einen oder in dem anderen essen. Man wird es uns daher nicht verdenken können, wenn wir jetzt bereits unsere Feldküche in

Betrieb setzen und uns im übrigen mit dem Gedanken trösten, daß dieses traurige koreanische Küstennest für uns ja nur Durchgangsstation sein wird auf dem Wege nach Gensan. Noch allerdings sehen wir keinerlei Aussicht, von hier wegzukommen, denn selbst auf dem Zollamt erklärte man uns, daß fürs erste keine Aussicht ist, daß ein Dampfer hinaufgeht nach Gensan, und auf dem Zollamt weiß man zu allererst über die Dampferverbindungen Bescheid.

* * *

Das Zollamt spielt für uns überhaupt eine ziemliche Rolle während unseres Aufenthaltes in Fusan. Wir frequentieren es häufig, erstens, weil wir Herrn Bolljan gegenüber stets erneut die Dankbarkeit für die Rettung von 5 Yen anzubringen beabsichtigen, zweitens, weil es uns Vergnügen macht, den diplomatischen Japaner durch unser Erscheinen daran zu erinnern, daß wir von ihm 5 Yen zurückfordern werden. Er wird sich darüber ärgern, und dieser Ärger macht uns wieder Vergnügen. Es gibt aber auch noch einen weiteren, und zwar noch wichtigeren Grund, weshalb wir so fleißig das Zollamt frequentieren. Denn in ganz Fusan gibt es — außer auf dem Zollamt — nirgends eine Uhr, von der sich hätte behaupten lassen, daß sie richtig gegangen wäre, meine eigene mit eingeschlossen. Zwar besitzt jeder japanische Laden eine Uhr. Aber wenn ich des Abends bei Beginn der Kühle mit meiner Frau durch die Straßen wandere, dann sind wir stets in Gefahr, uns wegen der Zeitrechnung zu entzweien. Meine Frau, welche die rechte Seite inne hat, sieht, wenn die Frage, welche Zeit es ist, an uns herantritt, gewöhnlich in einen Laden zur Rechten. Sie findet, daß die darin hängende Uhr gerade fünf Minuten vor 6 Uhr zeigt. Sie teilt mir diese Beobachtung mit und, in der Sucht, mich durch den Augenschein von ihrer Richtigkeit zu überzeugen, sehe ich schnell nach links in einen Laden hinein. Aber dort sehe ich, daß es bereits drei Minuten nach ¼7 Uhr ist.

„I wo," sagt meine Frau, indem sie natürlich wieder in einen Laden nach rechts hineinsieht, „sieh doch hier die Uhr, die ist sogar erst halb Sechs."

Nun überzeuge ich mich durch einen Blick ebenfalls in den Laden zur Rechten, daß meine Frau recht hat.

„Na warte, da wollen wir zur Kontrolle noch einmal in den nächsten Laden sehen. Herrgott, hier ist es ganz genau Sechs!"

In der Tat, in Fusan geht jede Uhr, wie sie will. Welche geht nun richtig? Wir stellen infolgedessen tiefsinnige Betrachtungen darüber an, was eine Uhr, ja was die ganze Zeitrechnung überhaupt für einen Wert hat, wenn sie von so und so vielen Uhren in Fusan verschieden aufgefaßt wird. Auch meine eigene Uhr gibt keine richtige Kontrolle, weil auch sie erfahrungsgemäß falsch geht und gelegentlich daran erinnert werden muß, daß wir mit dieser Hast denn doch nicht durchs Leben galoppieren wollen, wie sie. Im allgemeinen war es bisher so, daß ich die Zeit stets besser wußte, als meine Uhr. Jetzt bin ich aber auch ihr gegenüber der Blamierte. Denn es gibt keinen weiteren Anhalt für die Zeitbestimmung. Doch halt, einen Ausweg gibt es noch. Das Zollamt hat nämlich einen Regulator, nach dem es seine Amtsstunden bemißt, und nach dem sich auch die Abfahrtszeiten der Dampfer richten. Nehmen wir also willkürlich an, daß der Regulator des Zollamts — was man so sagt — „richtig" geht. Die Leute, die das Metermaß festgesetzt haben, haben ja auch willkürlich angenommen, daß ein Maß von der Länge eines Meters eben Meter heißt. Also setzen wir diktatorisch fest, daß die Regulatoruhr des Zollamts richtig gehen soll, mag sie nun wollen oder nicht. Die Konsequenz daraus ist natürlich die, daß wir jeden Tag ins Zollamt laufen, um unsere Uhr nach dem Zollamtsregulator zu richten und sie daran zu erinnern, daß sie gegenüber dem Zollamtsregulator nun schon wieder vorgeht. Ich glaube allerdings, ich habe meiner getreuen Zeitweiserin bisweilen doch unrecht getan. Denn meiner festen Überzeugung nach geht der Regulator des Zollamts erheblich nach. Nur kann ich nicht entscheiden, ob er mehr nach-, oder meine Uhr mehr vorgeht, um beurteilen zu können, welche von beiden Uhren nun die größte Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit für sich hat. Hin und wieder nehme ich deshalb zu einer sehr einfachen Methode der Zeitbestimmung Zuflucht. Ich lege meinen Kompaß auf die Erde, bezeichne mir die Nordrichtung



Die Kaiserin Jingo, die die erste japanische Expedition gegen Korea leitete.
(Nach japanischem Original.)

und halte dann um die Mittagszeit einen mit einem Stein beschwerten Bindfaden in die Süd-Nord-Richtung. In dem Moment, da der Schatten des Bindfadens sich mit der durch den Kompaß angegebenen Nord-Süd-Linie deckt, ist Mittag. Natürlich ist auch diese Zeitbestimmung nicht genau, da die örtliche Mißweisung nicht feststeht. Jedenfalls habe ich wegen dieser Scherereien den Eindruck bekommen, daß die japanische Kolonialpolitik zehnmal schlechter ist als die unsere. Denn in unseren Kolonien gibt es wenigstens Kirchen, und die Kirchen haben Kirchtürme, die Kirchtürme haben Turmuhren, und Turmuhren gehen bekanntlich immer richtig. Mit der japanischen Kolonialpolitik ist es nach diesem Symptom also denn doch bloß so eine Sache.

* * *

Die japanische Kolonialpolitik — in der Tat, auch davon erhält man hier in Fusan einen Eindruck. Den Begriff einer modernen Kolonie kennt Japan natürlich auch erst seit dem Beginn seiner Restaurationszeit, beinahe kann man sagen, erst seit dem Anfang des russisch-japanischen Krieges und dem Erwerb von Formosa. Indessen erweckte auch schon früher der Name Korea in den japanischen Politikern die Erinnerung an Zeiten, die zwar viele Jahrhunderte zurückliegen, die aber insofern doch das Herz eines jeden Japaners höher schlagen ließen, weil in ihnen einst die japanische Macht sich an der Südküste Koreas eingenistet hatte, allerdings auch nur zu dem Zweck, um immer wieder — hinausgeworfen zu werden. Solche Erinnerungen genügen aber bekanntlich häufig, um sogenannte historische Rechte auf fremde Länder zu begründen, wenn man diese Begründung einmal braucht. Den Spaniern geht es ja schließlich mit Marokko ebenso, wie den Japanern mit Korea. Auch sie begründen ihre historischen Ansprüche auf Marokko mit der Tatsache, daß sie seinerzeit definitiv aus Marokko hinausgeworfen wurden.

Über die inneren Ursachen zu sprechen, die Japan dazu zwingen, kolonisierend in der Welt des Ostens auftreten und zu untersuchen, ob ein solcher Zwang tatsächlich vorliegt, ist hier noch nicht der Ort. Ich hoffe aber noch Gelegenheit zu haben,

diese Behauptung, die so oft kritiklos nachgeplappert wurde, noch etwas näher zu untersuchen. Augenblicklich wollen wir uns mit der Tatsache begnügen, daß Japan in Korea kolonisierend aufgetreten ist, und daß die unmittelbare und auf der Hand liegende Veranlassung zu einem energischen Vorgehen auf dem Gebiete dieser Kolonialarbeit für Japan das Vorgehen Rußlands in der Mandschurei gebildet hat: Russische Kolonisation auf der einen Seite, japanische Gegenkolonisation auf der anderen Seite!



Fig. 27.

Wandschmuck aus Holz; Nachahmung der chinesischen Lackschnitzarbeiten (koreanisch).

Vgl. den Einbanddeckel dieses Werkes.

Jede Kolonisation hat natürlich eine Basis. Die Basis auf der russischen Seite bildete die Amurlinie und das Ussuribecken. Die Basis für die japanische Kolonisation bildeten die Häfen der Straße von Schimonoseki, und die Ostküste der Inseln Nippon und Kiushiu, an der letzteren namentlich Nagasaki.

Man muß es Japan lassen, es hat es in der Tat verstanden, Rußland mit denselben Mitteln zu schlagen, mit denen dieses arbeitete. Japan hat es wirklich fertig gebracht, die russische koloniale Invasion in das mandschurisch-koreanische Kolonialgebiet, das man unter diesem Gesichtspunkte ruhig als eine Einheit auffassen darf, aufzuhalten, und zwar bereits in dem rein wirtschaftlichen Kampfe, der dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges vorangegangen ist. Beide Nationen arbeiteten dahin, sich in den Ländern ihres besonderen Interesses wirtschaftliche Interessensphären zu schaffen, und Japan speziell hat sich in der Anwendung dieses auch bei den Westmächten hochbeliebten Mittels als ein talentvoller Schüler des Westens und gleichzeitig als ein geschickter Politiker gezeigt, der eine große Menge von Erfolgen aufzuzeichnen hatte, die für die russische Politik Mißerfolge waren. Es ist auch in jenem langjährigen wirtschaftlichen Interessenkampfe Japan wesentlich besser gelungen, sich in dem Gebiet, das es kolonialpolitisch unter den Pflug genommen hat, festzusetzen, als Rußland.

Die Parallelen in den einzelnen kolonialpolitischen Aktionen

liegen auf der Hand. Rußland baute von Norden nach Süden, Japan von Süden nach Norden Eisenbahnen. Rußland ließ seine Bahnen bauen nicht als Regierungsbahnen, sondern als Privatbahnen, um nicht den Vorwand zu gestatten, der Bahnbau sei ein Akt der russischen Politik. Japan verstand es durch geschickte geschäftliche Manöver, die Konzessionen, die ursprünglich Europäern erteilt worden waren, in die Hand zu bekommen. Das in dem Bahnbau investierte europäische Kapital wurde nach und nach hinausgeworfen und durch japanisches Kapital ersetzt. Die unter der Leitung von Franzosen begonnenen Bahnarbeiten wurden von japanischen Ingenieuren fortgesetzt; kurz und gut, die koreanischen Bahnen wurden durch den Aufkauf ihrer Aktien — ebenfalls seitens japanischer Privatleute — politisch in der gleichen Weise unter die Macht Japans gerückt, wie die sogenannte Ost-Chinesische Eisenbahn tatsächlich unter der Regierungsgewalt Rußlands stand. Rußland besiedelte das seiner neuen Bahnlinie anliegende Land mit russischen Kolonisten. Es begann also sich eine Basis zu schaffen, von der aus die Mandschurei russifiziert werden sollte. Japan ließ die von ihm übernommenen Bahnarbeiten durch japanische Kulis fortsetzen, die an der Bahnstrecke Wohnung und Land zugewiesen erhielten, und die jetzt schon durch ganz Korea hindurch eine Kette von japanischen Niederlassungen gezogen haben, von denen aus Korea japanisiert wird. Rußland unterhielt an seiner Bahnlinie eine Etappenstraße durch die sogenannten Bahnwachen. Das waren angeblich eben nur bewaffnete Bahnwärter. Tatsächlich aber bildeten die russischen Bahnwachen eine Kerntruppe, die sich rekrutierte aus alten gedienten Kosaken. Sie bildeten nichts anderes als eine Fortsetzung des bereits in Sibirien bewährten Prinzips, durch Militärkolonien den Besitz des Landes zu sichern. Japan dagegen unterhielt in Korea an den Kopfstationen seiner Bahnen Garnisonen, auch unter einem Deckmantel, nämlich angeblich nur zum Schutz seiner Niederlassungen. Die Garnisonen sind aber im Falle von etwaigen Unruhen an der Bahnlinie so leicht zu bewegen, daß man ebensogut von einer militärischen Besetzung der koreanischen Bahnen sprechen kann. Es kommt noch hinzu, daß die Russen in weit höherem Maße gezwungen sind, für eine

Sicherung ihrer Bahnlinie Sorge zu tragen, weil die Mandschurei wesentlich unruhigeres Gebiet ist, als Korea, und namentlich ständig unter der Anarchie der Chungchutsen zu leiden hatte, während die Bevölkerung Koreas sehr schwächlich und schlaff ist. Die Japaner haben also in Korea wesentlich leichteres Spiel, als die Russen in der Mandschurei. Die Grenzlinie nun, an der die Interessen und die kolonialen Vorposten beider Staaten zusammenstießen, war der Yalu. Hier trafen Wasser und Feuer



Partie an der Bahnstrecke Fusan—Soul.

zusammen. Interessant sind nach dieser Richtung hin die letzten diplomatischen Verhandlungen, die dem Ausbruch des Krieges vorausgingen, und aus denen das außerordentliche Geschick hervorgeht, mit dem Japan es verstanden hat, Rußland so weit auflaufen zu lassen, bis die Tatsache eines Krieges unabwendbar erschien. Der Notenwechsel bildet eine wichtige Unterlage für die politische Beurteilung des gegenwärtigen Feldzuges. Japan leitete die Verhandlungen mit Rußland zunächst in der Weise ein, daß es eine Grenzregulierung vornehmen wollte, bei der der

Yalu als Grenze für die beiden Interessensphären dienen sollte. Rußland hätte sich damit vielleicht auch einverstanden erklären können, wenn Japan ihm nicht, ermutigt durch seine diplomatischen Erfolge, ein echt mongolisches Kuckucksei hätte in das mandschurische Nest legen wollen. Japan bestand nämlich darauf, daß Rußland sich verpflichten sollte, sich nicht einer Verbindung der Eisenbahn Schanhaikwan-Niutschwang und deren Fortsetzung nach Osten hin, der sogenannten „Imperial Chinese Railway“, die von englischem Gelde gebaut ist, und der koreanischen (das heißt japanischen) Eisenbahnen über den Yulu hinweg zu widersetzen. Die Sache war also so gedacht, daß Rußland seine Zustimmung geben sollte zu einer direkten Bahnverbindung: Fusan—Tientsin—Peking usw., von der die Russen an sich keinerlei wirtschaftliche Ausbeute gehabt hätten, sondern im Gegenteile nur eminenten Schaden. Die geplante Eisenbahn hätte nämlich die russische Strecke in der Nähe von Niutschwang gekreuzt. An der Kreuzungsstelle wäre zweifellos eine bedeutende Übergangsstation entstanden. Die mit der Transsibirischen Eisenbahn von Europa anlangenden Güter, die ursprünglich nach dem mit so vielem Gelde erbauten Dalny als ostasiatischer Umschlaghafen bestimmt gewesen wären, wären vermutlich an dieser Übergangsstation umgeladen worden. Sie wären dann von hier aus direkt entweder nach China oder über Korea nach Japan gegangen. Da die wirtschaftliche Lebensfähigkeit der Transsibirischen Bahn ausschließlich durch das Dasein der ostasiatischen Kulturzentren China und Japan bedingt ist, so wäre also durch den Bahnbau, wenn die Russen ihn zugegeben hätten, für diese die Strecke von Taschischau nach Port Arthur bezw. Dalny für den Weltverkehr einfach ausgeschaltet worden. Vor allen Dingen wäre der Wert des Hafens Dalny dadurch illusorisch gemacht worden. In der Tat, die Sache war von japanischer Seite ausgezeichnet überlegt worden. Man wußte von vornherein, daß es Rußland schon aus diesen rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten gänzlich unmöglich sein würde, auf eine derartige Bedingung einzugehen, schon allein um deswillen nicht, weil der soeben neu eingerichtete Dampferdienst der Freiwilligen Flotte, auf den Rußland so große Hoffnungen setzte, ebenfalls von vornherein lahmgelegt

8*

worden wäre. Aber auch nach der politischen Seite hin konnte Rußland unmöglich eine solche Bedingung annehmen. Denn Rußland hätte dann in seiner Mandschurei eine englisch-japanischen Einflüssen dienende Bahn gehabt, über die es nicht Herr gewesen wäre, und die eine ständige Gefahr für die schwersten ostasiatischen Verwicklungen abgegeben hätte. Japan stellte also diese seine Bedingung, so harmlos sie an sich aussehen mochte, derartig, daß Rußland unmöglich auf sie eingehen konnte. Es bestand auf dieser Bedingung, und darüber kam es schließlich zum Krieg. Zum mindesten ist diese Darlegung geeignet, dem Märchen ein Ende zu machen, daß Japan schließlich von Rußland vermöge dessen Haltung in den letzten diplomatischen Verhandlungen zum Kriege gezwungen worden sei. Japan wollte den Krieg und legte es im Laufe der diplomatischen Verhandlungen bereits daraufhin an, daß der Krieg kommen sollte und mußte.

* * *

Die außerordentliche strategische wie handelspolitische Bedeutung von Fusan liegt in der Tatsache, daß es das ostasiatische Calais ist, wenn man Schimonoseki als das Dover ansprechen will. Wäre es Rußland gelungen, seine ostasiatischen Pläne bis an das Ende seiner erfüllbaren Träume zu führen, so wäre es vielleicht Fusan gewesen, das die Rolle von Dalny hätte übernehmen können. Auch russischerseits war der Faden, an dem man sich Korea angeln wollte, gut festgemacht worden. Die wichtigsten koreanischen Bahnkonzessionen befanden sich, ehe Japan in Korea so energisch auf den Plan erschien, in französischen Händen. Da aber Leute, die mit Konzessionen Geschäfte machen wollen, politisch gesprochen gewöhnlich unzuverlässige Freunde sind, so ging diese Gewinnaussicht für Rußland verloren mit dem Augenblick, da infolge der geschickten japanischen Transaktionen das Gros der Bahnaktien in japanische Hände wanderte. Dem russischen Versuch, sich in dem nur etwa sechs Reitstunden westlich von Fusan gelegenen wichtigen und trefflichen Hafen Masamp'ho festzusetzen, konnte man somit nur noch die Bedeutung beimessen, die ihm die Tatsache verliehen hätte, daß der Ort in russischen Händen wich-



Verabschiedung japanischer Truppen in Fusan.

tige Garantien für die Sicherheit der russischen Schiffahrt in der Tsuschimastraße gewährt hätte. Masamp'ho wäre ein bedenklicher Nachbar für Fusan geworden, auch handelspolitisch, und zwar deshalb, weil es der Mündung des größten südkoreanischen schiffbaren Flusses, des Nak Tong, näher liegt als Fusan. Nachdem die Japaner die in der Meeresstraße zwischen Japan und Korea gelegene Insel Tsuschima zu einem gewaltigen modernen Verteidigungswerke umgearbeitet und sich selbst damit zum Herrn der Meerenge gemacht hatten, wäre eine russische Festsetzung in Masamp'ho ein politischer Gegenzug von größter Bedeutung gewesen. Bekanntlich ist Rußland in dem Schach matt gesetzt worden. Der Grund für den russischen Mißerfolg ist aber weniger in dem Lärm zu suchen, den die englische und japanische Presse seinerzeit anschlug, als in der Tatsache, daß das japanische Kolonialsystem eben besser arbeitet, als das russische. Die Russen leiteten ihre Maßnahmen in der von ihnen beliebten Weise von hinten herum ein, indem sie durch russische Handelsleute dort Land in größerem Umfange aufkaufen lassen wollten, das angeblich zur Errichtung von Handelsniederlassungen dienen sollte. Unter Handelsniederlassungen verstand man natürlich Kohlenlager. Vermutlich würde sich über kurz oder lang schon herausstellen, daß zum Schutze dieser Kohlenlager in Masamp'ho ein Kriegsschiff stationiert werden müßte. Der ständige Aufenthalt dieses Kriegsschiffes würde wiederum weitere Notwendigkeiten nach sich ziehen, und so weiter, bis Masamp'ho eben unbemerkt russisch geworden wäre. Allerdings die russischen Handelsleute kamen bei ihren Landankäufen über die Vorverhandlungen nicht hinaus. Denn sobald die japanische Regierung von dem Vorgehen Rußlands Wind erhielt, setzte sie bei der koreanischen durch, das Masamp'ho schnell dem Handel aller Länder geöffnet wurde. Kaum aber war in dem neuen „treaty port“ das für das fremde Settlement bestimmte Land abgeteilt, und der Tag, an dem es verauktioniert werden sollte, stand fest, als Japaner plötzlich in großen Mengen — übrigens ebenfalls Privatleute — dorthin strömten. Als die Auktion zu Ende war, stellte sich das überraschende Resultat heraus, daß das gesamte für die fremden Niederlassungen verfügbare Land in japanischen Händen war. Die japanische Kolonie in Masamp'ho



Harakiri an Bord eines verlorenen japanischen Truppentransportes nach Korea.
(Nach japanischem Original.)

stand sozusagen über Nacht fix und fertig da. Bereits hatten auch die Japaner einen Beamten mit den Landkäufern hinübergeschickt, der sofort die Funktionen eines Konsuls übernahm. Auf Grund der Handelsverträge haben die sogenannten „treaty ports" eigene Verwaltung durch das in ihnen befindliche Konsularkorps. Da aber neben den Japanern überhaupt kein Europäer in Masamp'ho war, und somit auch kein europäischer Staat dort konsularisch vertreten war — nicht einmal Rußland —, so war eben der japanische Konsul Alleinherrscher. Kurz und gut, Masamp'ho war anstatt russisch über Nacht japanisch geworden. Japanische Polizisten waren auch gleich mit hinübergekommen und sorgten für die Sicherheit der neuen Niederlassung. Japan war drinnen, Rußland draußen. Das arme Japan hatte schnell so viel Geld und so viele Freiwillige gefunden, die bereit waren, einen friedlichen und doch erbitterten Kampf mit dem Russen auf koreanischem Boden auszufechten. Das große Rußland war, wie immer, zu langsam, und nach dem Grundsatz: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst," mahlte es schließlich überhaupt nicht mehr. Japan hat ihm durch diese Kunstgründung, die sich indessen als lebensfähig erwies, den Vorwand genommen, es seien in Masamp'ho gelegentlich einmal erhebliche russische Interessen militärisch zu schützen. Seit jener Zeit hat Rußland darauf verzichtet, sich in dieser Weise noch mit Japan auf wirtschaftlichen Wettbewerb einzulassen.

* * *

Von kriegerischen Operationen hört man auch hier in Fusan so gut wie nichts. Zwar wird der Hafen von den Japanern gelegentlich benutzt als Stützpunkt für Proviant- und Truppentransporte nach nördlichen koreanischen Häfen. Aber nur ganz selten passiert es einmal, daß man Landungen oder Truppenausschiffungen hier sieht. Wie sehr die Japaner bereits mit ihrer Überlegenheit über die Russen rechnen, ersieht man daraus, daß, abgesehen von einer Handvoll Soldaten, die als Polizeitruppe in Fusan geblieben sind, selbst das Gros der Besatzung dieses Hafens nach dem Norden gesandt worden ist. Vor einigen Tagen wurden die Truppen im Hafen eingeschifft. Die Einschiffung ging mit

musterhafter Ruhe und Ordnung vor sich. Nur an dem Menschenauflauf und an dem „Bansai“, das zweimal spontan aus dem Publikum heraus ertönte, erkannte man, daß es sich hier um eine außerordentliche Sache handelte. Im übrigen habe ich trotz des „Bansai“ kaum je ein Volk gesehen, das mit seinen Gemütsäußerungen so zurückhält, ja so kalt ist, wie der Japaner. Der Japaner ist eben im Grunde ein Verstandesmensch, und der Ausdruck der Bewegungen seines Herzens wird noch durch eine in diesem Punkte der spartanischen nacheifernde Erziehung künstlich unterdrückt.

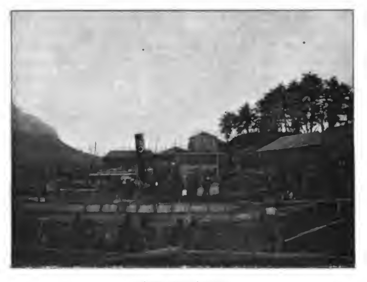
Daß aber die Gewässer an der Ostküste Koreas immer noch nicht sicher sind, merkt man hier schon daran, daß mehrere Dampfer, die hinaufgehen sollten nach Gensan, stets in letzter Stunde wieder abgesagt wurden. Auch erfuhren wir, daß das Wladiwostok-Geschwader vor kurzer Zeit dem Hafen von Gensan einen Besuch abgestattet und bei dieser Gelegenheit zwei japanische Handelsschiffe, die im Hafen lagen, durch Torpedoboote zerstört hat. Ferner hatte das Wladiwostok-Geschwader unter dem tätigen Skrydloff ein anderes japanisches Handelsschiff, das einen Truppentransport an Bord hatte, im Norden der Broughton Bay zerschossen, weil die an Bord befindlichen japanischen Soldaten sich nicht entwaffnen lassen wollten, und das Schiff auch innerhalb der ihnen gewährten Frist von einer Stunde nicht verließen, sondern als Antwort auf die russische Aufforderung, das Schiff zu verlassen, die russische Flotte törichterweise beschossen. An Bord dieses Schiffes kamen denn grauenvolle Szenen vor. Die Russen verfehlten natürlich nicht, der Besatzung des kleinen japanischen Transportschiffes mit ihren Schiffskanonen auf den feurigen Gruß zu antworten. Diejenigen Japaner, die sich nicht entweder noch in letzter Stunde in den Rettungsbooten retten konnten oder durch die russischen Granaten getötet wurden, begingen Selbstmord mittels des berühmten Harakiri, das darin besteht, daß der Selbstmordkandidat sich durch einen scharfen Querschnitt die Bauchwand aufschneidet und dann eigenhändig die Eingeweide herausholt, bis er stirbt — die alte, einzig standesgemäße Art, in solchem Falle zu sterben. Nach unseren Begriffen ist es natürlich vollkommen unsinnig, in einer so hoffnungslosen Sache der Übermacht nicht

zu weichen oder zu sterben, wo man mit dem Tode doch niemanden eigentlich einen Dienst leistet, es sei denn, daß die Todesverachtung und der Heroismus, der in der freiwilligen Wahl eines solchen Todes liegt, wiederum auf die überlebenden Landsleute ermunternd und auf die Feinde demoralisierend wirkt. Heroen, die bereit sind, in so wahnwitziger Torheit ihr Leben als wertlos hinzugeben, nur um des Märtyrerehrgeizes willen, besitzt ja Japan, wie sich im Verlauf des Krieges schon gezeigt hat, im Überfluß. Zweifellos liegt darin schon ein enormes moralisches Übergewicht gegenüber der russischen Armee begründet.

Die Handelsleute sind natürlich vorsichtiger. Sie brauchen nicht die Krone des Märtyrertums. Sie arbeiten ja in erster Linie um des Erwerbs der Güter willen, die von Motten und Rost gefressen werden, und riskieren diese nicht gern, selbst nicht um der Ehre willen, sie im Dienste des Vaterlandes zu verlieren. Darin sind sich wohl die Handelsleute der Erde alle gleich. So kam es denn, daß seit jener Zeit überhaupt keine Handelsdampfer mehr nach Gensan abgelassen wurden. Schon jener Dampfer der Nippon Yusen Kaischa, den wir von Kobe ab nach Gensan benutzen wollten, und der späterhin nicht ging, war es, der den Reigen eröffnete in dem Hin und Wider, dem wir nun hier in Fusan ausgesetzt sind, wo alle Tage behauptet wird, morgen ginge ein Dampfer ganz gewiß hinauf nach Gensan, nur damit wir morgen erfahren, daß er doch wieder abgesagt und telegraphisch nach Japan zurückberufen worden ist. Somit bleibt uns denn auch hier in Fusan nichts anderes übrig, als eben einfach auf einen Dampfer zu warten, der nun einmal tatsächlich hinaufgeht nach Gensan. Bedarf dafür ist in der Tat vorhanden. Denn es lagert, wie ich vom Zollamt höre, viel Fracht für Gensan hier, und mit Kriegsfrachten ist sonst ein gutes Stück Geld zu verdienen. Zweimal schon hatten wir unsere Sachen gepackt und wollten mit einem der angesagten Dampfer reisen. Zweimal lagen auch die Dampfer bereits im Hafen. Man wurde von Stunde zu Stunde mit der Billettausgabe vertröstet, bis sich schließlich herausstellte, daß die Dampfer nach Japan zurückkehren sollten. Somit haben wir schon fast den Gedanken an die Ausführbarkeit der Seereise nach Gensan aufgegeben, und wir informieren uns bereits über die Möglichkeiten

einer Landreise entlang der unvollendeten Bahnstrecke nach Soul. Allerdings sind die Aussichten auch dafür ziemlich trüber Natur. Denn die Japaner haben nicht nur alle verfügbaren Lasttiere, sondern auch ungefähr alle Englisch oder Japanisch sprechenden Koreaner mit sich nach dem Norden genommen, so daß die Dolmetscherfrage außerordentliche Schwierigkeiten bereitet. Nach langem Suchen und Abwarten wird schließlich ein Koreaner aufgestöbert, der etwas Englisch radebrecht. Er verlangt aber neben der Gestellung eines Reittieres und Verpflegung unterwegs das horrende Honorar von 60 Yen pro Monat, so daß ich, als ich das höre, von vornherein ablehne, mit ihm zu verhandeln. Überhaupt wissen die Koreaner hier in Fusan gar nicht, welche Preise sie von uns seltenen Fremdlingen fordern sollen. Aufschläge von 1000 % auf die üblichen Preise sind keine Seltenheit. Übrigens fällt es natürlich den Japanern ganz und gar nicht etwa ein, derartige Preise zu bezahlen. Bei jeder Gelegenheit sehe ich, daß sie die Koreaner eher mit Fußtritten, als mit Geld bezahlen, und einer interessanten Abrechnung wohnte ich gelegentlich eines Ausfluges bei. Unreellität im Geschäft und namentlich im Geldgeschäft entsprechen ja auch durchaus der Natur des japanischen Geschäftsmannes, der, wie ja so manche Europäer schon am eigenen Leibe haben erfahren müssen, die verkörperte Unreellität ist. Während jenes Ausfluges hatte ein koreanischer Kuli einige Zeit meinen photographischen Apparat getragen. Ich gab ihm als Entlohnung 10 japanische Sen, was uns beiden als mehr denn ausreichend dünkte. Der Kuli bedankte sich auch angelegentlichst, und ich empfand das angenehme Bewußtsein, ungefähr fünfmal so viel bezahlt zu haben, wie ein Japaner etwa in einem solchen Falle einem koreanischen Arbeiter für dieselbe Arbeitszeit bezahlt hätte. Die Entlohnung fand zufälligerweise vor einem japanischen Laden statt, in dem ich gerade eine Konservenbüchse mit Ananas gekauft hatte. Der Kuli, der das für seine Verhältnisse große Geldstück gewechselt haben wollte, gab es zu diesem Zweck dem Krämer. Dieser holte eine Handvoll durchlochter koreanischer Kupfermünzen hervor, von denen nach dem an sich schon durchaus im japanischen Sinne bemessenen Kurse 7 auf einen Sen gehen, und zählte eine Anzahl ab, um sie dem Kuli zu geben, der sie auch nachzählte

und sehr befriedigt abziehen wollte. Da mir die Menge der ihm überreichten Käschstücke unverhältnismäßig gering vorkam, so ließ ich mir von dem Kuli die Handvoll Münzen, mit der er eben abtrotten wollte, geben. Ich zählte sie durch und fand, daß es nur 40 Stück waren, also dem wirklichen Werte des 10 Senstückes entsprechend 30 Käsch zu wenig. In der Tat eine hohe Provision, die sich der japanische Wechsler da genommen hatte! Infolge



Fusan vom Hafen aus.

meines Dazwischentretens zahlte er dem Kuli auch noch 5 weitere Käsch darauf. Der Kuli war über diese Freigebigkeit des Japaners in hohem Grade verblüfft. Offenbar fand er den Wechselkurs von 40 Käsch für 10 Sen in der Ordnung. Er kannte ihn nicht anders. Auf diese Weise erhält sich der Japaner in seinem Koloniallande billige Arbeitskräfte. Das hindert natürlich nicht, daß er für seine minderwertigen japanischen Imitationen europäischer Produkte den Koreanern enormes Geld abnimmt.

* * *

Die Japanerstadt von Fusan lehnt sich um einen mit Wald bestandenen Hügel herum, an dessen Südabhang in etwa drei Viertel Höhe das japanische Konsulat steht, eines der wenigen europäisch gebauten Häuser der Stadt. Die Hauptstraße zieht sich im Süden und Westen um den Fuß des Hügels herum. Auf der Westseite liegt zwischen dem Hügel und einer Ausbuchtung des Hafens eine gute Baufläche, und namentlich nach dieser Seite hin wächst sich Fusan mehr und mehr aus. Das Viertel, das hier steht, kann erst im Laufe der letzten Jahre erbaut worden sein; eine Anzahl von Häusern sind noch im Bau begriffen. Aber auch nach der anderen Seite hin, in der Richtung auf Altfusan, dehnt sich die Stadt nicht unerheblich aus, und Platz ist nach dieser Richtung auch noch in genügenden Abmessungen vorhanden. Die Japaner sind gegenwärtig damit beschäftigt, hier das Terrain zu planieren, um geeignete Baustellen zu gewinnen.

Ich sagte schon, daß man von diesem Teile von Fusan durchaus den Eindruck erhält, als befände man sich in einer japanischen Stadt. Die niedrigen Holzhäuser mit den Papierwänden sind überall typisch. Überall sieht man japanische Geschäftsleute, japanische Handwerker, japanische Läden mit allen den Erzeugnissen eigener und fremder Industrie, die man auch in Japan findet. Allerdings sieht man Industrieerzeugnisse europäischen Ursprungs so gut wie gar nicht. Soweit europäische Waren vorhanden sind, sind sie samt und sonders „made in Japan". An der Hauptstraße von Fusan liegen auch die größten Läden. Vor allen Dingen fällt auf die beträchtliche Zahl der Wechslergeschäfte. Es läßt sich denken, daß bei der geschilderten Manier des Wechselverkehrs mit den Koreanern solche Geschäfte blühen. Neben dem Konsulat ist noch als ein Gebäude europäischen Stils das japanische Postamt zu nennen, das durchaus nach europäischem Stile arbeitet. Die Postverbindung von hier aus mit Japan ist gut, und Telegramme laufen nach Nagasaki und umgekehrt nur wenige Stunden. Ich hatte Gelegenheit, diese Tatsache gleich nach der Landung auszuprobieren, als ich hinter meinem verloren gegangenen Mantelsack hinterher depeschierte, um allerdings nur die traurige Kunde zu erhalten, daß davon nichts mehr gehört und gesehen worden ist. Somit bleibt uns denn noch die schöne Auf-

gabe übrig, hier in Fusan zu versuchen, wenigstens den wichtigsten Teil der in Kobe verloren gegangenen Gegenstände wieder zu kaufen. Wir begeben uns daher auf die Suche, und es gelingt uns auch, wenn auch keine ledernen Reitstiefeln, so doch wenigstens mehrere Gamaschen aus braunem Segeltuch aufzutreiben, die wir anstatt Reitstiefeln tragen wollen. Auch gelingt es uns einen — wenn auch nicht vollkommenen — Ersatz zu finden für die verloren gegangenen Kamelhaardecken. Wir kauften mehrere japanische Steppdecken, mit denen sich schließlich zur Not auch auskommen ließ. Allerdings auf unsere schönen Roßhaarkopfkissen müssen wir nun gänzlich verzichten. Statt dessen erwerben wir japanische Kopfkissen, die die Form von Schlummerrollen haben und innen mit Reisspreu ausgestopft sind. Die Japaner stecken sich diese Rollen beim Schlafen in den Nacken. Da nun aber Europäer anders zu schlafen gewohnt sind, als Japaner, und nicht bloß mit dem Nacken, sondern auch gern einmal mit der unbehaarten Schläfe aufliegen wollen, so passiert es leicht, daß am anderen Morgen das Muster der Schlummerrolle auf der Schläfe sitzt. Auch hat der Reisspelt, der als Füllung benutzt ist, scharfe Spitzen, und diese zwängen sich bisweilen durch die Maschen der umschließenden Hülle hindurch und bohren sich in die Haut ein oder verursachen zum mindesten ein unangenehmes Jucken und Stechen. Infolgedessen müssen wir unsere Haut erst an diese Massage gewöhnen.

Große Schwierigkeiten bereitet uns allerdings die Beschaffung des Moskitonetzes. Und dennoch haben wir uns sofort am ersten Tage diesen notwendigen, überaus segensreichen Bedarfsartikel beschafft. Der zu dem Moskitonetz gewöhnlich gebrauchte netzartige Stoff war natürlich in ganz Fusan nicht aufzutreiben. Da aber Not erfinderisch macht, so achteten wir auf andere Gewebe, die sich eventuell zu einem Moskitonetz würden verarbeiten lassen. Unser Auge blieb schließlich hängen an den weißen, flatternden Obergewändern, mit denen die Koreaner, Männlein wie Weiblein, sich zu kleiden pflegen. Es ist das ein weißer, ziemlich stark appretierter Baumwollstoff, der so dünn und weitmaschig gewebt ist, daß er ohne weiteres die Luft zirkulieren läßt, wie ein Netz. Wir begeben uns daher in den ersten besten japanischen Baum-

wollladen und kauften ein entsprechendes Stück dieses weißen Stoffes. Nun kommt die zweite Schwierigkeit. Wo sollen wir das Moskitonetz genäht erhalten? Von den Japanern, die in Fusan leben, hat, auch selbst von den Schneidern und Nähmaschinenbesitzern, noch niemand ein solches Ding fabriziert. Aber auch da ist der Grundsatz: „Doktor, hilf dir selber!" der beste! Somit wandern wir in einen benachbarten Schneiderladen. In der nach der Straße offenen Halle sitzen ein halbes Dutzend Gesellen bei der Arbeit, und nicht weniger denn vier Nähmaschinen



Fig. 28.
Frauenschmuck aus Silber, vermutlich chinesischen Ursprungs.

klappern in eifrigem Surren. Auf einem besonders erhöhten Sitz hockt mit untergeschlagenen Beinen der japanische Herr Schneidermeister. Neben sich hat er ein großes Brett liegen, das ihm gewöhnlich als Unterlage beim Zuschneiden dient. Er sitzt gerade — mit seiner großen, hörnernen Brille bewaffnet — über dem Lesen der neuesten Ausgabe eines japanischen Blattes, das in Fusan erscheint, und hält trotz der Sonnenglut, die draußen herrscht, so wie er es Sommer und Winter gewohnt ist, eine seiner Hände über das Kohlenbecken. Da er kein Sterbenswörtchen von einer fremden Sprache spricht, und auch die Verständigung durch unseren Boy sich angesichts der schwierigen Materie als unzulänglich er-

weist, so sind wir in der Hauptsache auf die Zeichensprache angewiesen. Zunächst zeigen wir ihm den von uns soeben erstandenen Stoff. Er deutet denn auch auf den Stoff und auf uns und ist wahrscheinlich der Meinung, er soll uns daraus ein koreanisches Kostüm zusammenschneidern. Als aber die Zeichensprache nicht ausreicht, ergreife ich sein Metermaß, und unter allgemeinem Geschäftsstillstand messe ich den gesamten Stoff durch, teilte ihn ab und — ritsch, ratsch — da liegt er bereits zerschnitten da. Nun denke ich, werden die Japaner wenigstens das Nähen besorgen können. Ich halte dem Meister daher die Nähte, die ich genäht haben will, unter die Augen. Er dienert auch in einem fort und freut sich, während die gesamte andere Gesellschaft sich ebenfalls freut und kichert. Vielleicht halten sie mich für einen europäischen Herrn Schneidermeister, der beabsichtigt, ihnen in Fusan Konkurrenz zu machen, und werden darin womöglich noch bestärkt, als ich, nachdem alle Verständigung sich als unmöglich erwiesen hat, kurzerhand über die Schranke, die den Sitz des Meisters von dem der Gesellen abtrennt, hinüberspringe, mit Hilfe meiner Frau die erste Naht unter die Maschine lege und nun anfange, den Japanern meine Künste im Nähmaschinentreten vorzuführen. Während dieser Manipulation hat sich natürlich vor dem Laden eine große Menschenmenge angesammelt, die freudestrahlend konstatiert, daß auch die Europäer schon von den Japanern das Maschinennähen gelernt haben. Das Gerede wird nun aber dem japanischen Schneidermeister doch zu bunt. Er ergreift die Elle, die er neben sich liegen hat, und springt damit, ganz seine bisherige Würde vergessend, von seinem erhöhten Platze auf, um mit ihr — sie ist aus Bambus — unter die zahlreichen Zuschauer zu fahren. Diese bestehen meistenteils aus Koreanern. Als der plötzliche Angriff erfolgt, haben sie keine Zeit, nach rechts und links auszuweichen, sondern ziehen es vor, gleich in dem ganzen Knäuel, wie sie dastehen, hintenüber zu purzeln und die Beine in die Höhe zu stecken, um sich alsdann über- und untereinander im Staube zu wälzen und vor der geschwungenen Bambuselle des Japaners auszureißen, daß es nur so eine Art hat. Mittlerweile hat nun auch der japanische Schneidergeselle, den ich von seiner Maschine verdrängt habe, begriffen, was ich von ihm will, und er näht mir

nun nach Angabe schön sauber, wie man es nicht anders verlangen kann, die Nähte meines Moskitonetzes. Inzwischen hat meine Frau eine Rolle weißes Leinenband ausfindig gemacht und davon Bänder geschnitten, die nun auch noch an die Ecken angenäht werden. Nach einer geraumen halben Stunde ist tatsächlich unser Moskitonetz fix und fertig zusammengenäht. Es wird uns sauber in ein altes Exemplar des japanischen Moniteurs von Fusan eingewickelt, und nachdem ich noch das Vergnügen gehabt habe, für meine Lektion im Zuschneiden und Maschinennähen einen halben Yen erlegen zu dürfen, ziehen wir wohlgemut nach Hause, froh darüber, daß wir nun wieder ein Zelt besitzen, und zwar gleich eins, das so dicht ist, daß es jeden neugierigen Blick, der durch die Löcher der Papierwände sich hindurchstehlen sollte, abzuhalten in der Lage ist. Über unsere an der Erde ausgebreiteten Feldbetten wird ein Strick gespannt, und an diesem wird das Moskitonetz oben angeknüpft, während sein unterer Teil unter den Matratzen festgesteckt wird. Nun haben wir wenigstens Ruhe vor den unermüdlich summenden giftigen Fliegen und vor den nicht weniger unermüdlichen und bisweilen auch nicht weniger giftigen Blicken der Japaner.

* * *

Eigentliches koreanisches Leben sieht man in japanisch Fusan so gut wie gar nicht. Zwar gibt es hier genug Koreaner, aber es sind meist Angehörige der Kuliklasse. Einige bessere Koreaner sind auf dem Zollamt als Schreiber beschäftigt. Einer davon, mit dem wir uns bisweilen unterhalten, spricht sehr gut Englisch und macht einen liebenswürdigen, bescheidenen Eindruck. Jedenfalls ist er wesentlich wohlgezogener, als die japanischen Angestellten des Zollamts. Mit der japanischen Höflichkeit ist es immer nur so eine Sache. Wo die Japaner glauben, daß es nicht nötig ist, namentlich da, wo sie sich selbst in der Übermacht und den Fremdling als Quantité negligéable wissen, sind sie Flegel ersten Ranges. Im Koreaner steckt sicherlich noch ein Rest der guten chinesischen Erziehung. Die Höflichkeit, der man in China begegnet, ist meinem

Empfinden nach erheblich ehrlicher und aufrichtiger, als die rein zeremonielle dienernde Höflichkeit des Japaners.

Um hier schon in Fusan einen Eindruck zu erhalten vom eigentlichen koreanischen Leben benutzten wir einen Nachmittag zu einem Ausflug nach dem sogenannten Alt-Fúsan, das heißt der Koreanerstadt von Fusan. Wir verlassen die Japanerstadt in östlicher Richtung. Nun liegt vor uns freies Terrain, während



Koreanisches Ehepaar der besseren Stände aus Alt-Fusan.

zu unserer Rechten unter uns das Hafenbecken von Fusan sich ausdehnt. Es ist das der Platz, von dem ich vorhin sagte, er würde gerade gegenwärtig als Baugrund planiert. Bereits stehen oben links über uns am Hügel einige europäische Häuser, unter ihnen das des Zollkommissars. Der Weg, den wir wandern, ist übrigens auch der Weg zur Eisenbahnstation, die ungefähr in der Mitte zwischen japanisch Fusan und koreanisch Fusan oder Alt-Fusan gelegen ist. Die Straße zum Bahnhof ist gut chaussiert. Sie führt zunächst über eine Anhöhe hinweg, indem sie zwei

koreanische Dörfer zur Linken liegen läßt, die beide bewohnt sind von Kulis, die wohl meist bei den Erdarbeiten beschäftigt sind. Die Straße senkt sich dann hinab zu dem schon erwähnten chinesischen Settlement. Hier herrscht wieder ein ganz anderer Typus vor. Man glaubt sich plötzlich versetzt in das Dorf, das am Ende der Bubbling Well Road in Schanghai liegt, oder in eine chinesische Ansiedlung auf Penang oder Singapore. Die



Beratungshalle in Alt-Fusan.

chinesischen Ansiedlungen sehen ja überall gleich aus: Goldverzierte hängende Ladenschilder; kleine, enge, nicht sonderlich saubere Gelasse mit Ladentischen, hinter denen schlanke Chinesen auf Stühlen sitzen, den Oberkörper unbekleidet und den Zopf entweder aufgesteckt oder halb um den Nacken geschlungen. Sie handeln meistens mit Streichhölzern, Tabak, Salz und sonstigen Kleinigkeiten. Aber mehr noch verdienen sie durch den Schmuggel,



Die Stadtväter von Alt-Fusan.

und es gehört mit zu den amüsantesten Abwechslungen, die der Zolldienst hierzulande bringt, wenn Expeditionen unternommen werden, um chinesische Schmuggler abzufangen. Man soll nicht glauben, mit welcher Geschwindigkeit die Chinesen in solchen Fällen in der Lage sind, die hohe Zollstrafe aufzubringen. Von hier bis zur Bahnstation ist es nicht mehr weit. Das Bahnhofsgebäude der Kaisun Railroad ist ein einstöckiger Backsteinbau. Schutzdächer über den Bahnsteigen und Bahnsteigsperre fehlen nicht. Die Züge allerdings, die hier verkehren, führen gegenwärtig nur eine einzige Wagenklasse. Wir wandern eine Zeitlang am Bahndamm entlang, der dicht neben dem Hafenwasser herführt. Diese Promenade am Bahndamm scheint auch bei den Koreanern von Alt-Fusan beliebt zu sein. Jedenfalls begegnen wir mehreren Pärchen in schön wallenden, tadellos sauber gewaschenen Gewändern. Teils hat er sie an der Hand gefaßt, teils wandert sie zutraulich neben ihm her. Während wir hierüber unsere Betrachtungen anstellen, vergessen wir ganz, daß die Beobachteten wahrscheinlich die gleichen Betrachtungen über uns anstellen. Das koreanische Fusan, das nun bald zu unserer Linken jenseits eines Wassertümpels auftaucht, auf dem lustig mehrere Enten herumschwimmen, enttäuscht uns einigermaßen. Wir sehen eine Ansammlung von grauen, niedrigen, mit Stroh gedeckten Hütten, in denen zu hausen allerdings so grauenhaft sein muß, wie Herr Hentschel die Güte hatte, es uns bereits zu beschreiben. Wir haben es daher nicht so sonderlich eilig, in das Geheimnis dieser ersten echten Koreanerstadt, die wir hier zu sehen bekommen sollen, einzudringen, und unternehmen zunächst noch einen kleinen Abstecher nach einem Hügel, der malerisch am Meere gelegen und gekrönt ist von einem Kiefernhain, inmitten dessen ein koreanisches Tempelchen steht. Wir steigen die Anhöhe hinauf. Die Türen und Fenster des Tempelchens sind geschlossen. Aber von drinnen heraus schallt Stimmenlärm. Wir wandern daher um den Tempel herum und finden auf der Rückseite eine Treppe. Diese steigen wir hinauf und stehen alsbald inmitten eines kleinen, halbdunklen Raumes, während, teilweise auf dem Fußboden hockend, teilweise in Gruppen herumstehend, zahlreiche weißgekleidete Männer in eifriger

Diskussion begriffen sind, die aber plötzlich durch unser Erscheinen eine Störung erleidet. Wir haben in der Tat Glück gehabt. Wir sind in die Sitzung des Stadtrates von Alt-Fusan eingedrungen, ohne es zu wissen, und nun ist die Sitzung gestört. Denn die sämtlichen Herren Stadträte bezeugen jetzt nur noch ein außerordentliches Interesse für uns, für unsere Kleider, für den photographischen Apparat und manches andere. Mit Zeichensprache und Pantomime gelingt es schließlich, die Gesellschaft auf der Treppe des Tempelchens zu gruppieren. Trotz ihrer eifrigen Diskussion, die auch bereits zu einigen roten Köpfen geführt hat, sind sie bereit, sich von mir photographieren zu lassen, und treiben währenddessen allerhand Allotria, so daß es ziemlicher Kunstfertigkeit bedarf, um sie einmal einen Augenlick zum Stillstehen oder Stillsitzen zu bewegen. Nachdem wir auf diese Weise den Stadtrat von Fusan zunächst einmal festgestellt haben, verabschieden wir uns von ihm. Es geschieht das in der Weise, daß keiner der Herren Stadträte es sich nehmen läßt, meiner Frau und mir in graziöser Weise die Hand zu drücken; lange, schmale, weiche Hände meist, wie sie auch in China jeder Kuli besitzt, im Gegensatz zu der wesentlich plumper geformten Hand des Japaners. Nun wandern wir nach Koreanisch-Fusan. In der Tat ist dieses leicht beschrieben. Es besteht ausschließlich aus Lehmhütten mit Strohdächern. Charakteristisch an den Häusern ist eine hölzerne Veranda, die sich an der Längsseite entlang zieht, und die von dem vorderen Teile des Daches überdeckt wird. Auf diesen Holzveranden spielt sich ein großer Teil des koreanischen Lebens ab. Hier arbeitet der Handwerker; hier stellt der Krämer seine Waren aus; hier liegt der koreanische Herr der Schöpfung der Länge nach ausgestreckt, den schwarzen hohen Hut — aus Pferdehaar geflochten — hat er über das Gesicht gedeckt — und schläft. Schlafen gilt als eine der Lieblingsbeschäftigungen des Koreaners. An das Vordergebäude schließt sich dann gewöhnlich ein quadratischer Hof an, um den herum ebenfalls Hütten stehen, wie die beschriebene, deren Veranden sich nach dem Hofe zu öffnen. Hier ist in der Hauptsache der Aufenthalt der Frauen, Kinder und Dienstboten. Koreanisch-Fusan macht einen ganz toten Eindruck. Wie es scheint, hat

sich alles geschäftliche Leben nach Fusan, der Japanerstadt, gezogen. Einstmals allerdigs war dieser Ort hier das Verkehrszentrum. In seiner Nähe steht noch ein altes koreanisches Fort, das heißt ein mit Mauern umgebener Lagerplatz. Die Mauern sind heute zerfallen, und der Wind pfeift gelegentlich durch die Mauerbreschen. Wir sind zufrieden, als wir den öden und unsauberen Ort hinter uns haben und wieder auf die Japanerstadt



Kaifun Railroad (von Fusan nach Soul).

lossteuern. Wir sind müde, und ich bin glücklich, daß bei der Eisenbahnstation, an der wir nun wieder vorbeikommen, gerade eine von einem Koreaner gezogene Rickscha hält. Ich lasse meine Frau in dem holperigen Gefährt Platz nehmen und bedeute dem Kuli, daß er nicht laufen darf, womit er natürlich durchaus einverstanden ist. So wandern wir denn nach Japanisch-Fusan zurück, um uns, als wir heimkommen, darüber zu ärgern, daß unser chinesischer Boy weder das Kohlenbecken angefacht, noch Kartoffeln geschält hat, wozu wir ihn beauftragt hatten. Er

scheint überhaupt für das Expeditionsleben keine rechte Neigung zu besitzen, und es bedarf gelegentlich einiger Energie, ihn aus seinem schläfrigen Dasein zu der von uns nun einmal beanspruchten Arbeitsleistung zu erwecken.

* * *

Da immer noch keine Aussicht ist, von Fusan weiter zu kommen, so haben wir uns entschlossen, einmal auf der Eisenbahn ins Land hineinzufahren, so weit das jetzt schon möglich ist, um zu erkunden, wie die Transportverhältnisse im Innern des Landes liegen für die von uns eventuell beabsichtigte Landreise nach Soul. Die Kaifun Railroad, an der gegenwärtig mit außerordentlichem Eifer gebaut wird, ist begonnen worden gleichzeitig von Fusan und von Soul aus. Die Linie soll angeblich in einem halben Jahre fertiggestellt sein. Zunächst ist sie von Fusan aus nur etwa 70 Kilometer weit ins Land hinein befahrbar. Es wäre also immerhin die Möglichkeit vorhanden, daß man etwa in Miljang, der jetzigen Endstation der Bahn, Träger und Tiere anwürbe, und mit diesen an der Bahnlinie entlang ritte bis zu der Stelle, da man wiederum den von Soul aus begonnenen Teil der Eisenbahn bis nach Soul selbst hinauf benutzen kann. Allerdings würden wir diese Tour nur sehr ungern machen. Denn ich verspreche mir gar keine sonderliche Ausbeute davon, und es kommt hinzu, daß es mir schwierig erscheinen will, von Soul aus weiter ins Land hinein zu kommen, als von irgend einem anderen Ausgangspunkt aus, da die Erfahrungen in Fusan schon lehren, daß die Japaner einer solchen Reise vermutlich die größten Hindernisse in den Weg legen würden. Immerhin unternehmen wir eines Tages eine Orientierungsreise bis zu der schon erwähnten Station Miljang. Der einzige Zug des Tages verläßt die Station Fusan am frühen Morgen. Die erste Station ist Tong Nai. Das ist der jetzige Name für Alt-Fusan. Hinter Tong Nai übersteigt der Zug zunächst die Höhen, die uns hier noch von dem Tale des Nak Tong trennen, und folgt alsdann dem Laufe dieses Flusses, eines der größten Koreas, auf etwa 40 Kilometer. An der Stelle, da das



Tracht einer koreanischen Frau vom Lande.

Flußtal nach Westen abbiegt, wird es von der Eisenbahn verlassen, die in der ursprünglichen westnordwestlichen Richtung weiterführt. Der Zug braucht für die Strecke von 70 Kilometern zwei und eine halbe Stunde. Das Tal des Nak Tong, in das wir hinuntersteigen, ist eingeschlossen von grünen, leider gänzlich abgeholzten Bergzügen, die etwa 500 bis 600 Meter hoch sein mögen und durchaus an die Gebirgsformationen Japans erinnern.



Die Kaifun Railroad im Tale des Nak Tong.

Die zahlreichen koreanischen Fansen, an denen der Zug, der, wie gesagt, nur die dritte Klasse führt, vorbeieilt, machen von außen gesehen einen malerischen Eindruck. Hier beobachtet man auch erstmalig etwas mehr koreanisches Leben, das noch ziemlich unbeeinflußt ist von japanischen Polizeivorschriften. Namentlich fällt hier schon die charakteristische Toilette der Frauen auf. Diese besteht zunächst in einem weiten leinenen Beinkleid, über das hinweg ein Rock geschlungen ist, und zwar in der bekannten asiatischen Weise: Der Rock ist oben weit offen und wird straff um

die Hüfte herumgelegt, während der Zipfel, der die überschießende Weite enthält, eingerollt und schließlich in das auf diese Weise um die Hüfte herumgespannte Gewand eingesteckt wird. Der Oberkörper der Frauen ist bedeckt mit einem kurzen, leinenen Jäckchen, dessen lange Ärmel in auffallendem Gegensatz stehen zu der Kürze des Rumpfteiles, das einen breiten Rand über dem Gürtel, sowie die Brust frei läßt. Das Jäckchen bedeckt nur den Hals und den oberen Teil der Brust. In den Städten tragen die Koreanerinnen bisweilen noch einen Mantel, den sie über den Kopf legen und von dort aus über die ganze Gestalt herunterfallen lassen. Diese eigenartige Frauentracht mutet namentlich den Europäer im ersten Augenblick merkwürdig an, und ich mußte, als ich sie zum erstenmal sah, an eine Anekdote vom alten Wrangel denken: Es war auf einem großen Hofball, als eine schon ältere, aber immer noch gefallsüchtige Dame der Hofgesellschaft beim alten Wrangel erschien und ihn mit einem tiefen Knix, und indem sie auf die neue Toilette deutete, fragte:

„Nun, Exzellenz, wie gefällt Ihnen denn mein neues Ballkleid?"

„Sehr schön," antwortete der alte Wrangel, „bloß en bißchen zu kurz."

„Aber Exzellenz! Mit der Schleppe?"

„Nee, unten nich, Kinneken — aber oben!" —

Übrigens soll man sich hüten, bei solchen Gelegenheiten in fremden Ländern die Grundsätze europäischer Prüderie anzuwenden und etwa, wie dies so häufig geschieht, behaupten, derartige Nuditäten, denen man in Japan in noch weit ergiebigerem Maße begegnet, verletzten unbedingt das Anstandsgefühl. Dieses selbst ist erst ein Produkt der Sitte und der Mode, und man kann nicht verlangen, daß auf der ganzen Erde alle Menschen das gleiche Anstandsgefühl besitzen sollen, das ja auch in Europa selbst noch genügsam der Mode unterworfen ist.

Im übrigen war unser kleiner Ausflug ziemlich nichtssagend. Das Wichtigste, das wir feststellen konnten, war, daß es in der Tat im Innern des Landes Menschen und Tiere genug gibt, um den Plan möglich erscheinen zu lassen, eventuell in Miljang eine Karawane zusammenzustellen und mit ihr bis nach Soul

zu gelangen. Es wäre aber zu dem Behufe immer noch bequemer, einen Dampfer zu wählen. Die Tour Fusan—Soul ist wenig interessant, und die Dampferverbindung zwischen Fusan und Tschemulpo, dem Hafen von Soul, funktioniert absolut zuverlässig. Nur paßt uns aus den schon oben gesagten Gründen der Plan, nach Soul zu reisen, überhaupt nicht.



Fig. 29.
Galanteriedegen für Galabesuche bei Hofe.
Die Scheide und der Griff bestehen aus Papier maché alte koreanische Arbeit.

Fünftes Kapitel.

Halbwegs nach Wladiwostok.

Der Urato Maru. — Abschied von Fusan. — Die mangelnde Kajüte. — Schlechte Fahrt. — Japanische Sauberkeit. — Die koreanische Küste. — Gensan in Sicht. — Ein alter Bekannter.



Fig. 30. Spucknapf (koreanisch).

Nach annähernd 14 tägigem Warten können wir uns nun endlich von Fusan verabschieden. Ein japanischer Dampfer, der den Namen „Urato Maru" trägt, liegt im Hafen. Er soll bestimmt nach Gensan gehen. Es ist das allerdings ein ganz abscheulicher Kasten, dieser „Urato Maru". Er hat keine Kajüteneinrichtung, ist aus purem Holze gebaut, hat einen Tonnengehalt von höchstens 400 Tons und fährt angeblich 7½ Seemeile in der Stunde. Dabei muß man allerdings voraussetzen, daß der Spiegel des Meeres so blank ist, daß man, wie es in der Seemannssprache heißt, sich geniert, darauf zu spucken, aus Angst, er könnte blind werden. Wir haben uns dem japanischen Zollbeamten im Zollamt nochmals im Glanze der Abendsonne gezeigt, ihm andeutend, daß wir in Fusan ebenso sicher wieder auftauchen würden, wie morgen die heute mit uns entschwindende Sonne, um unser erhabenes Recht auf unsere 5 Yen geltend zu machen. Wir haben Herrn Bolljan zum letztenmal die Hand gedrückt, und Herr Hentschel hat uns nochmals die Versicherung

mit auf den Weg gegeben, daß die koreanischen Ponys wirklich keine europäischen Sättel leiden könnten, und daß die koreanischen Häuser niedrig und voll Ungeziefer sind. Dann lichtet der „Urato Maru“ seine leichten Anker und prustet sich mit Ächzen und Stöhnen aus dem Hafen heraus. Er hat alles zusammengerafft, was an Warenvorräten für Gensan in Fusan aufgestapelt war. Es ist aber ein ganz kleiner, elender Kasten, um den es nicht viel schade ist, wenn er wirklich von den Russen in den Grund gebohrt wird. Wahrscheinlich ist er zudem hoch versichert. Für uns ist es nun allerdings kein besonderes Vergnügen, mit einem solchen Kasten zu fahren, der „riskiert“ werden soll, und bei dem es nicht darauf ankommt, ob er unterwegs auf eine russische Mine stößt oder sonst wie um sein elendes Dasein gebracht wird.



Fig. 31.
Manschetten aus Pferdehaargewebe, die unter den Ärmeln getragen werden, um das Ankleben der Kleidung an die schwitzende Haut zu verhindern.

Wir biegen soeben um die Insel, die dem Hafen vorgelagert ist, und steuern hinaus in die offene See. Der Wellengang ist nicht hoch, aber gerade hinreichend, um zu allerhand merkwürdigen Gefühlen anzuregen. Wir ziehen es daher vor, unter Deck zu gehen, in die einzige als Kajüte zweiter Klasse ausstaffierte Bude hinein. Eine Kajüte erster Klasse gibt es überhaupt nicht auf dem „Urato Maru“. Unten in der Kajüte sitzen bereits drei Japaner um ein Kohlenbecken herum und paffen japanische Zigaretten in die Luft, die nach amerikanischem Geschmack mit Opium parfümiert sind. Meine arme, kleine Frau, jetzt beginnt für dich die Zeit des Duldens und Entsagens! Aber „nur nicht ängstlich!“ sprach der Hahn zum Regenwurm — und verschlang ihn!

Der Wellengang wird stärker, je mehr wir uns der Südostecke Koreas nähern, wo gewöhnlich ein starker Strom ansteht. Sind die Gewässer, über die der „Urato Maru“ uns hinwegträgt, schon kriegerisch genug, so sind sie es zumal gegen uns Insassen des kleinen zerbrechlichen Holzkastens, den man in der Schiffersprache als einen „Seelenverkäufer“ bezeichnen würde. Sie werfen die Nußschale hin und her, so daß einem angst und bange wird, und diese schaukelt auch so bedenklich, daß die Wellen

sich sogar erdreisten können, das Schiff nicht bloß von unten, sondern auch von oben zu bespülen.

Bald hat die Dunkelheit die koreanische Steilküste in Schatten gehüllt. Mondschein ist nicht. Flackernde Öllämpchen bemühen sich ehrlich, den Aufenthalt auf dem Seelenverkäufer noch unheimlicher zu machen. Nun erst diese Kajüte! Wir haben uns in der Lokalität einigermaßen orientiert. Die Kajüte befindet sich achtern unter Deck. Man muß zu ihr hinuntersteigen auf einer steilen Treppe, die man entweder nur rückwärts hinuntergehen oder vorwärts hinunterfallen kann, weil die Stufen zu steil und zu schmal sind und der Überbau zu niedrig, als daß man die Treppe hätte seiner Menschenwürde voll bewußt, das heißt mit geradem Nacken und geradem Rückgrat hinuntergehen können. Unten selbst aber herrscht eine Atmosphäre, durch die selbst ein japanischer Fechter mit dem wütendsten Ausfall, wie er ihn auf den japanischen Kriegsbilderbogen macht, nicht hätte hindurch hauen können. Dieser Rauch besitzt, wie es scheint, die Fähigkeit, auf die Nase eines zivilisierten Menschen, die sonst nur an ägyptisches, russisches, kubanisches und allenfalls noch Hamburger Kraut gewöhnt ist, zu wirken, wie faule Eier auf den Magen. Das hilft aber nichts. Wir wollen uns dann lieber ein parfümiertes Tuch vor die Nase binden, als uns oben von den Wellen naßspritzen lassen.

Die Raucher hocken um ein kleines Kohlenbecken herum und sind unserer Bitte gegenüber taub, mit dem Rauchen aufzuhören — wieder ein Beweis dafür, daß der Japaner an sich ein Flegel und seine Höflichkeit äußerlich ist, wie seine Reinlichkeit. Jedenfalls versuchen wir, uns die Sache so bequem wie möglich zu machen. Das Unglück ist aber, daß sich die Kajütenfenster nicht öffnen lassen, weil wir sonst alsbald unter Wasser, anstatt unter Deck sitzen würden. Aus demselben Grunde wird auch die Luke, die zur Treppe führt, ängstlich zugehalten. Zwei flackernde Petroleumlampen schlechtester Konstruktion beeilen sich, der Atmosphäre unter Deck noch eine besonders aromatische Würze zu verleihen. Bei alledem rollt und stampft das Schiffchen. Gerade unter uns dreht sich die Schraube, und wenn das Hinterteil des Seelenverkäufers sich aus dem Wasser heraushebt, dann

rasselt sie, die keinen Widerstand findet, so beängstigend, daß selbst starke Gemüter davon beunruhigt werden können. Ich übertreibe gewiß nicht, wenn ich sage, daß es schrecklicher und aufreibender ist, vierundzwanzig Stunden in solcher Situation zuzubringen, als wenn man vierzehn Tage hintereinander an der Grippe zu Bett liegen muß.

Die kleine Kajüte besitzt eine Art Estrade. Auf dieser habe ich mir bereits in Fusan einen Platz gesichert, um auf ihm unsere Feldbetten aufschlagen zu lassen, über die das extra dichte Moskitonetz gespannt wird, so daß wir uns wie im Zelt und jedenfalls von unserer wenig erbaulichen Umgebung durch irgend etwas getrennt vorkommen, wenn wir hinter den Gardinen für diese verschwunden sind. Aber was nützt das alles? Die Atmosphäre ist auch in unserem Bett dieselbe. Der penetrante süßliche Opiumgeruch, mit dem die amerikanischen und die amerikanisch fabrizierten japanischen Zigaretten getränkt sind, bringt durch jede noch so feine Masche, und das Schaukeln ist im Bett gerade so unerträglich, wie unten auf den japanischen Matten, auf denen die japanischen Passagiere hocken. Mannhaft kämpfen wir jeden Gedanken an Seekrankheit hinunter. Aber was hilft das alles! Schon bricht der Schweiß aus allen Poren! Bereits beginnt der Magen zu knurren! Ein ungewisses oder vielmehr ganz gewisses Etwas schnürt uns den Hals zu! Die Drüsen des Mundes scheinen nur noch Bitternis für die Welt übrig zu haben, und uns geht es bald ebenso.

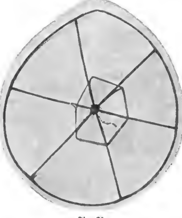


Fig. 32.
Regenhutgestell (koreanisch) aus Holzstäben, zusammenlegbar wie das Gestell eines Regenschirms. Darüber kommt ein Überzug aus Ölpapier.

„Nein, hier halte ich es nicht aus. Ich gehe auf Deck — und wenn ich mich an der Reeling festbinden soll, um nicht weggespült zu werden!“

Mit einem Satz ist mein armes Weib aus dem Zeltnetz heraus. Sie springt von der Estrade hinunter, stößt beim Hinunterspringen in der Eile einen der schmökenden Japaner an, sodaß dieser mit der Nase auf die Erde und beinahe in seine zerquetschte Zigarettenglut hineinfällt. Ich springe mit einem zweiten Satz hinterher, stoße mir den Kopf zunächst an dem niedrigen Deck und dann beim Besteigen der Hühnerleiter von Treppe noch einmal oben an der Luke. Dann stehen wir beide engverschlungen wie die „Lebensmüden" an der Reeling und schöpfen frische Luft, während uns neckische Spritzer über Füße und Wangen fegen, und grollen der feindlichen See, die uns zwingt, ihre elenden Schellfische obendrein noch alimentieren zu helfen.

Die scharfe Brise und die Spritzer tun das Ihrige, um uns wieder einigermaßen zu uns kommen zu lassen. Trotzdem es scheint, daß die Gewässer sich etwas beruhigen, seitdem wir ihnen unseren Tribut gezollt haben — wir sind aus der Nähe des Kaps, das die Straße von Korea, in der gewöhnlich starker Strom läuft, und hohe See ansteht, begrenzt — stimmen wir beide darin überein, daß eine Rückkehr in die Kajüte für uns ein Ding der Unmöglichkeit ist. Aber einen anderen Aufenthaltsort gibt es nicht! Gottlob, daß wenigstens Hochsommer ist, und wir uns nicht erkälten können! Ob wir nicht auf Deck schlafen könnten? Es geht wohl kaum wegen der hohen See! Schließlich kommt uns ein rettender Gedanke. Neben der Luke, die zur Kajüte hinunterführt, befindet sich eine sogenannte Ladeluke, die bekanntlich erhöht ist. Bis dahin, das heißt auf das Deck dieser Ladeluke, kamen allenfalls nur einige kleine Spritzerchen hinauf. Da oben werden wir unser Zelt aufschlagen. Also: „Boy! .... B—o—o—o—o—y! . . . . ."

Nichts regt sich. Der arme Kerl reist im Zwischendeck. Mein Gott, wie wird es dem erst ergangen sein in seinem Boudoir, wenn es uns schon so böse in der „Kajüte" erging! Ich rufe mir aus der Kajüte den japanischen Aufwärter wach, der dort unten in einer Ecke schläft, und beauftrage ihn, mir meinen Boy tot oder lebendig herzubringen. Nach langem Warten kommt mein Chinese auch richtig an. Er sieht sehr

mutig aus und tritt ziemlich fest auf. Aber was lächelt der dumme Bengel eigentlich? Das tut er doch sonst nicht! Mit einer seinem muffigen Wesen ganz entgegengesetzten Freundlichkeit wünscht er: „Good evening!“ Kaum indessen entschlüpfte das Wort dem Zaun seiner schlechten Zähne, als er mit einer plötzlichen Wendung des Leibes an der Reeling liegt und nun in mir durchaus unverständlichen Tönen zu den Fischen redet. Also auch du, mein Sohn Brutus! Es erfolgt ein echt orientalisches Konzert, aus dessen Tonfärbung sich ergibt, daß die Bewohner von Wallensteins Lager von meinem Boy wahrscheinlich besser gelernt hätten, wie man sich räuspert und wie man spuckt, als von ihrem angebeteten Feldherrn. Schließlich aber ist ihm wieder wohl, und nun lächelt er nicht mehr, sondern geht mit derselben Muffigkeit, die er vorher hatte, daran, unsere sieben Sachen von unten heraufzuholen. Um gänzlich geschützt zu liegen, breite ich ein zusammengelegtes Segeltuch auseinander und hänge dieses über einen oberhalb der Luke befindlichen, wagrecht gelegten Lademast hinweg. Darunter wird dann das Moskitonetz befestigt. Darunter kommen wir. Unter uns kommen die Feldbetten, und unter den Feldbetten liegen die Bohlen, die die Ladeluke zudecken. Unter diesen Bohlen kommt ein Schiffsraum voll Reis und Bohnen, und darunter kommt dann der Schiffsboden. In dieser Stufenleiter aufeinanderfolgend, schwimmen wir allesamt diese Nacht in der Richtung nach Gensan weiter. Das zeltartig über uns hängende, dicke, geölte Segeltuch schützt uns gegen die Spritzer, und der kühle Wind, der unser Haupt umfächelt, vertreibt die wenigen Wolken, die die Seekrankheit darüber noch zurückgelassen hat. Auch der Veitstanz des „Urato Maru“ läßt nach, und Hand in Hand schlummern wir der Sonne entgegen, die gegen halb 5 Uhr beginnt, den Himmel über Hokkaido zu röten. Der junge Tag zeigt uns eine See, die so glatt ist wie das Gesicht einer alten Jungfer, die sich soeben die Schrumpeln hat fortmassieren lassen. Wir aber werfen uns noch einmal schlaftrunken in die Arme, die Morpheus langmütig genug war, noch mehrere Stunden lang für uns auszubreiten. Wir haben zu viel nachzuholen!

In der Tat, diese Stunden erquickenden Schlafes sind das

einzige, an das wir ohne Bitternis zurückdenken, wenn der „Urato Maru“ seinen Einfluß auf unsere Gedankenassoziationen gelegentlich auszuüben beginnt. Denn mit dem Aufwachen kommen schon wieder die Sorgen, zunächst die ums Frühstück. O, es gibt ja eine Schiffsküche hier! Zwar werden wir das japanische Essen nicht essen. Denn wir können es nicht genießen. Es besteht nämlich nur aus abgekochtem Reis und einigen kalten, in Essig und japanischen Saucen eingelegten Gemüsen, allenfalls einem Stückchen Fisch und einem halben gekochten Ei dazu! Das einzige, was wir davon hätten genießen können, und zwar in Verbindung mit unseren Konserven, wäre der Reis gewesen. Aber wir haben gestern zugesehen, wie der Reis zubereitet wurde. Er wurde nicht in süßem, sondern in Seewasser gewaschen, und außerdem bemerkten wir, wie der Koch sich beim Reiswaschen gleich die Füße mit wusch, indem er das Abflußwasser vom Reis sich über die Füße goß und dann mit seinen Händen abwechselnd den Schmutz von den Füßen rieb und dann den Reis zwischen den Handflächen durchwusch. Da war uns der Appetit vergangen.

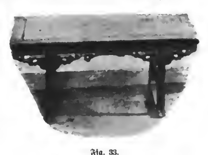


Fig. 33.
Eßtisch (koreanisch), chinesische Form.

Am Morgen wird nun zunächst der Boy beauftragt, Kaffeewasser heiß zu machen und Kartoffeln zu kochen. Dazu soll Büchsenfleisch gegessen werden.

„All right!“ sagt der Boy, der ein ungebildeter Flegel ist, sonst würde er „Yes, Sir!“ sagen.

Nach kurzer Zeit kommt er wieder und meldet, das Wasser sei heiß. Ich lasse es mir bringen, um den Kaffee selbst nach eigenem Rezept zu bereiten, weil er nicht zu genießen wäre, wenn der Boy ihn bereitete, und weil ich mein noch schlummerndes Frauchen mit dem fertigen Kaffee überraschen will. Bringt mir der Kerl heißes Kaffeewasser an in einem ganz schmutzigen japa-

nischen Kochtopf! Das Wasser selbst hat er aus dem noch schmutzigeren Allerweltsteewasserkessel in der Küche abgefüllt: es sieht ganz gelb aus! Natürlich war er zu faul, um unsere Kochtöpfe auszukramen. Am liebsten hätte ich ihm das Wasser mitsamt dem Topf über den Kopf gestülpt, doch tut er mir von gestern her noch leid. So folge ich ihm nur in die Schiffskambüse, um mich dort einmal davon zu überzeugen, ob dort alles so unsauber und vernachlässigt ist, wie der Wassertopf. Hätte ich noch nicht gewußt, daß es mit der vielgerühmten japanischen Sauberkeit nur so . . . so . . . ist, hier hätte ich mich definitiv davon überzeugen können. O — du liebliche, o — du strahlende Sauberkeit einer deutschen Hausfrauenküche! Da blitzt und blinkt und glitzert alles. Hier auf diesem japanischen Schiff europäischen Stils hängen in den Ecken der Küche Spinneweben, die dick mit Ruß überzogen sind. Der Herd trägt eine Schicht Kohlenstaub. Die Kochtöpfe sind von außen mit einer dicken Schale festgebrannten Ruß überzogen, und innen sind sie schwarz von den Krusten, die von angebrannten Speisen zurückgeblieben sind, weil sie etwas kräftiger am Boden anbackten, als daß ein bloßer Waschlappen imstande gewesen wäre, sie zu entfernen. Als es selbst dem japanischen Koch des Guten zu viel wurde, muß er ein paarmal mit einem Holzscheit darin herumgefahren sein. Denn man sieht in dem schwarzen Back neue Riefen, durch die die Emaille hindurchschimmert, wenn auch nur ganz verstohlen. Die Topfdeckel aus Holz starren obenauf zunächst von einer dicken Kruste von Schmutz, und darüber liegt eine fingerdicke Schicht von Staub, in der durch darauf gefallene Wassertropfen bereits wieder einzelne Felderchen niedergeschlagen sind, um so der sedimentären Schmutzschicht eine neue Auflage zuzuführen. Gut, daß meine Frau noch schläft! Denn hätte ich ihr nichtsahnend zugemutet, in dieser Höhle uns das Frühstück zuzubereiten, sie hätte — glaube ich — eine solche Zumutung als Scheidungsgrund aufgefaßt. So lasse ich denn das Schiff nach einem handlichen Kohlenbecken absuchen, überzeuge den faulen Boy durch einen Rippenstoß davon, daß Sauberkeit auch auf noch so schmutzigen Japanerschiffen eine unerläßliche Vorbedingung unserer weiteren Freundschaft ist, und lasse ihn unsere gesamte Kücheneinrichtung nebst sämtlichen Abwaschschüsseln,

Trockentüchern usw. auf Deck bringen. Auch muß er nun in unseren Töpfen heißes Kaffeewasser machen, wenn auch alles auf dem Feuerbecken langsamer geht, und ich bereite in unserer Pfanne die gerösteten Kartoffeln und in unserem Kochtopf die leckere Hafergrütze. Dann wecke ich mein Weib und lade sie nach der im Zelt vorgenommenen erforderlichen Morgenwäsche zum Frühstück ein. Zum Dessert aber zeige ich ihr die Schiffskambüse und



Die Ostküste Koreas.

erhalte zum Lohne, daß ich ihr nicht zugemutet habe, darin zu kochen, einen dankbaren Augenaufschlag. — —

Einen ganzen Tag und eine volle Nacht haben wir noch auf diesem Kasten auszuhalten. Wir bleiben natürlich auf Deck und suchen es uns dort so bequem wie möglich zu machen. Daß alles in der breitesten Öffentlichkeit vor sich geht, soweit die Öffentlichkeit bei dem nur zehn Fuß breiten „Urato Maru" „breit" genannt werden kann, geniert uns nicht mehr. Besonders kommen uns unsere raffiniert ausgesonnenen Feldbetten zugute, die ich seinerzeit eigenhändig in Japan für unseren Zweck gezimmert

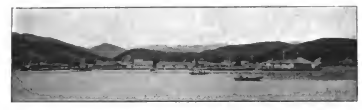
habe, und die sich ausgezeichnet bewähren. Erst hat der Herr Kollege von der Japanpost darüber gelacht, jetzt ist das Lachen an uns. Da steht die Erfindung: Erstens lang ausgebreitet als Feldbett, zweitens, wenn der eine Teil hochgestellt ist, als Chaiselongue, drittens, wenn es über eine Kiste gelegt und der eine Endteil hochgestellt ist, als Polsterstuhl mit breiter Rückenlehne und Trittbrett für die Füße, viertens wenn man beide Feldbetten nebeneinander legt in der Aufmachung als Sessel und darüber unsere Matratzen breitet, als bequemes Sofa! Dieses Sofa nun schlagen wir tagsüber auf der Ladeluke auf und stellen das Segeltuch als Schutzwehr gegen die Sonne hoch. Bei Nacht aber wird das Feldbett in seiner Eigenschaft als richtiges Bett lang hingelegt, und das Segeltuch wird wieder als sturm- und regensicheres Zeltdach darüber montiert. Auf diese Weise werden wir nach zwei Nächten und einem Tage poesievoller Wasserfahrt vermutlich auch einmal nach Gensan gelangen!

Die Fahrt erfolgt ohne weitere äußere Zwischenfälle. Sie geht stets in unmittelbarer Nähe der Küste entlang — eine hohe Steilküste. Die Gebirge, die bis etwa 1500 Meter hoch ansteigen, treten prall aus dem Meere heraus und lassen kaum einen schmalen, ebenen Küstenstrich für einen Weg übrig. Nur einmal wird unsere Ruhe gestört. Wir sind gerade versunken in den Anblick der wunderbar romantisch ausgezackten Konturen der waldlosen Spitzen und Zacken, die des Nachmittags, wenn man die Gebirge gegen die Sonne betrachtet, wie die schwarze Silhouette einer langen, unregelmäßig ausgezackten Säge erscheinen. Da wird es unruhig auf Deck. Einer der japanischen Flegel, die uns gestern durch ihre Zigaretten den Aufenthalt in der Kajüte verekelt haben, bringt ein altes Opernglas an. Man schaut bedenklich nach dem westlichen Horizonte, an dem ein Wölkchen erscheint — Rauch von einem Schiffe! Wenn das nur nicht etwa die Russen sind! Wir überlegen schon, während ich mein prima Goertz-Triëder-Binokle heraushole, was wir in diesem Falle tun werden. Indessen lehrt mich ein Blick durch mein Glas, daß der Typus des Schiffes der eines Handelsschiffes ist, und bald erkenne ich, daß es ein kleiner Kahn ist, vielleicht noch kleiner als der unserige, der etwa von Hakodate her wieder ein-

mal eine koreanische Küstenfahrt versucht. Er hält auf Westen zu und wird wahrscheinlich einen Hafen gewinnen wollen, an dem wir schon vorbei sind. Aus Rache für die gestrige Ungezogenheit sage ich aber den Japanern nichts von meiner Entdeckung und weide mich an den ängstlichen Gesichtern, die sie machen, bis der Kerl mit dem alten Opernglas schließlich nach einer halben Stunde etwa zu demselben Resultat kommt wie ich.

Am anderen Morgen haben wir Gensan in Sicht.

Wenn wir von Gensan aus noch einmal so lange nach Norden reisen würden, wie wir es von Fusan aus getan haben, wären wir in Wladiwostok. In der Tat, Gensan wäre für Rußland eine treffliche Etappenstation auf dem Wege von Wladiwostok



Gensan vom Hafen aus.

nach Fusan und weiter nach Port Arthur gewesen, und an Bemühungen um diesen Platz hat es seitens Rußlands auch nicht gefehlt. Schon ein Blick auf die Karte erinnert an eine häufige russische Tätigkeit in dieser Gegend. Wir finden dort von Süden angefangen eine Unkowsky-Bai, ein Kap Peschtschuroff, ein Port Lazareff in unmittelbarer Nähe von Gensan an der Broughton-Bai, ferner ein Kap Lozeff, eine Monomach-Bai, ein Kap Schlippenbach, ein Kap Boltin, ein Kap Kozakoff, eine Siwutsch-Bai, ein Linden-Kap und eine Gschkewitsch-Bai. Das sind alles Namen, die auch auf nichtrussischen Karten sich eingebürgert haben, und die Zeugnis ablegen von der Tätigkeit der Russen an der Ostküste Koreas. In friedlichen Zeiten haben die Russen zahlreiche Vermessungen an der Küste ausgeführt, und es ist sicher, daß sie sich schon längst mit dem Gedanken getragen haben, das wichtige Gensan zu okkupieren.

In der Tat, ein prachtvoller Hafen! Als solcher vielleicht der schönste, den ich jemals an der Ostküste Asiens gesehen habe, und besonders deshalb bedeutungsvoll, weil er über einen enormen Umfang verfügt, ohne daß die guten Seiten des Hafens, das Geschütztsein und der gute Ankergrund, deshalb mangelten. Gensan liegt von Natur aus schon in den innersten Winkel einer großen Meereseinbuchtung zurückgezogen, und überdies erstreckt sich eine hügelige Landzunge halbkreisförmig, ein mächtiges Becken absondernd, wie ein von Natur in weiser Vorbedacht aufgerichteter Riesenwellenbrecher in das Meer hinein. Die Hügel dieser Landzunge, sowie mehrere im Hafenbecken liegende kleine Inseln würden die Plätze abzugeben haben, auf denen die Forts stehen müßten, die zusammen mit den Forts auf den die Stadt unmittelbar überragenden Höhen aus Gensan einen Kriegshafen allerersten Ranges machen könnten, dessen Bedeutung als solcher vielleicht selbst die von Tsingtau noch zu überragen geeignet sein würde.

Freilich hat auch hier der Japaner dem Russen ins Handwerk gepfuscht: Der einzigen russischen Handelsniederlassung, die sich hier vor Ausbruch des Krieges befand, konnte er bereits mehr denn hundert gegenüberstellen. Also auch hier hat sich ein ähnliches Spiel abgespielt wie bei Masamp'ho: Der Japaner hat den Russen auf friedlichem Wege geschlagen, als es galt, durch feste Verankerung wirtschaftlicher Interessen die Begründung zu schaffen für ein späteres politisches Eingreifen. Es ist sicher, daß hundert Handelshäuser eine leichtere Begründung dazu abgeben, deren Sicherheit zu schützen, als nur eines!

Bereits ist es 10 Uhr morgens, als der „Urato Maru“ um die erwähnte Landzunge herumbiegt und auf einen nur noch erst undeutlich unterscheidbaren braunen Strich am Ufer hält, aus dem sich für das Auge nach und nach Dächer und Häuser und schließlich die japanische Niederlassung Gensan entwickeln. Durch das Glas ist zu erkennen, daß auf den Höhen, die unmittelbar hinter der Stadt aufsteigen, japanische Soldaten stehen, offenbar damit beschäftigt, Geschütze in ihre Stellung zu bringen. Man weiß, daß täglich die Russen ihren Besuch wiederholen können. Beim Näherkommen sieht man an zwei Stellen Schiffsmaste aus dem Wasser ragen — sie gehören den japanischen Handelsschiffen an,

die von den Russen bei ihrem ersten Besuch in den Grund gebohrt worden waren. Jetzt kann man auch bereits die koreanische Stadt Wönsan unterscheiden, die sich an die japanische Niederlassung, nach Süden und Südosten hin der Ausbuchtung des Hafens folgend, anschließt. Die grauen, niedrigen Hütten heben sich nur wenig von dem gleichfarbigen Boden ab. Eine Flottille von



Fig. 34.
Barten (Fischbein) des koreanisch-sibirischen Walfisches (aus der russischen Walfischstation Gaidamak bei Wladiwostok).

Fischerbooten liegt im Hafen. Sonst ist unser „Urato Maru" der einzige Dampfer, wie gesagt der erste wieder, der die ersehnte Post und Lebensmittel für die Japaner mitbringt. Außer uns liegt von größeren Fahrzeugen nur noch ein einziges im Hafen, ein Schooner, doch einer Jacht sehr ähnlich — übrigens ein alter Bekannter von mir! Es ist ja einer der Segler des russischen Grafen Kaiserling, den ich vor drei Jahren auf der Walfischstation Gaidamak bei Wladiwostok kennen gelernt habe — ein historischer

Schooner, von dem es eine ganze Geschichte in meinem Sibirienbuch zu erzählen gibt, der in Amerika gebaut war als Wettrennenchampion, indessen geschlagen und aus Ärger verkauft wurde, auf unerlaubten Robbenfang in der Behringsee ausging, von den Russen gekapert und an den Grafen Kaiserling verschartert wurde, dann in Gaidamak und an der koreanischen Küste Walfisch fangen und Tran transportieren half, und der nun, sein wechselvolles Schicksal in derselben Weise weiterspinnend, bei Ausbruch des Krieges von der koreanischen Regierung festgelegt und beschlagnahmt wurde, angeblich weil er keine Hafengebühren bezahlen wollte. Tatsächlich ließ sich der Kapitän die Beschlagnahme nicht bloß gefallen, sondern provozierte sie, damit sein Schiff nicht von den Japanern beschlagnahmt wurde. Ein Wunder nur, daß die Russen bei ihrem Besuche den Schooner nicht mitgenommen haben! Indessen liegt er auch so ganz sicher!



Fig. 35.
Utensilien zur koreanischen Männerfrisur.

Sechstes Kapitel.

Gensan-Wönsan.

Schwierigkeiten der Landung. — Die deutsche Flagge. — Japanische Hotelfahrten. — Unser Chinesenhaus. — Koreanische Ortsnamen und Karten. — Japanisch-Gensan. — Koreanisch-Wönsan. — Vorbereitungen zur Landreise. — Ein pfiffiger Chinese. — Pferdehandel und andere schwierige Sachen. — Die Geschichten von „Flick und Flock“ und vom „spleenigen Engländer“.





Fig. 36. Koreanische Schlüsselhalter aus Münzenschnuren.

Der Anker ist gefallen. Zuerst kommt die politische Polizei an Bord. Wir werden in ein scharfes Verhör genommen, woher wir kommen, was wir hier wollen. Wahrscheinlich hält man uns wieder für Russen. Ich würde mich nicht wundern, wenn es so wäre! Bald ist ein Kahn zur Verfügung, in den unser Gepäck getragen wird, und mit einem Stoßseufzer der Erleichterung verlassen wir den ungastlichen „Urato Maru“ und gondeln wohlgemut auf die Niederlassung zu, hinter der sich ein Gebirgszug hinter dem anderen erhebt, so daß das Ganze den Eindruck einer richtigen Theaterkulisse macht, in deren Vordergrund wir alsbald als handelnde Personen auftreten werden. Das geschieht in der Weise, daß zunächst der Nachen an dem Zollamts-Quai festgemacht wird, wo uns bereits an die zwanzig koreanische Kulis erwarten, daß alsdann dieselbigen koreanischen Kulis gleichzeitig über unser Gepäck herstürzen, so daß der Nachen ins Schwanken und

wir in Gefahr geraten, ins Wasser zu fallen, und daß ich schließlich mit meinen Fäusten, über die ich mir vorher vorsorglich Handschuhe gezogen habe, selbige zwanzig Kulis vom Nachen wegboxe, so daß dieser durch die Gegenstöße wieder vom Lande abgetrieben wird und neu herangerudert werden muß. Das zweitemal halten sich die Kulis in respektvoller Entfernung. Dann werden zwei ausgewählt; sie werden beauftragt, einen zweiräderigen Karren zu holen und damit das Gepäck dahin zu schaffen, wohin wir es bestimmen werden. Als die anderen Kulis erneut ihre Hilfsbereitschaft in etwas zudringlicher Weise anzubringen suchen, mache ich mit meinen behandschuhten Fäusten eine erneute Attacke auf sie, die wiederum von Erfolg begleitet ist, so daß sie eiligst die Flucht ergreifen und in der Eile einer über den anderen purzeln — eine schrecklich unbeholfene Gesellschaft, diese Koreaner! Es gibt wohl kein Volk der Erde, das so leicht stolpert wie sie! Um ein Haar hätten sie einen Herrn in schneeweißem Anzug und mit Tropenhut umgerannt, der gerade vom Zollschuppen herunterstieg, um sich die Europäer — zu diesen Zeiten höchst seltene Ankömmlinge — anzusehen. Wie sich alsbald herausstellt, ist es der Hafenmeister von Gensan, Herr Mannheimer, der einzige Deutsche, der hier wohnt, und demnach der Inhaber einer reizenden Villa, die hoch oben auf dem Berge liegt, und von der eine mächtige deutsche Flagge herunterweht.

„Ja — seitdem die Russen jeden Tag hierher kommen können, habe ich die deutsche Flagge herausgehängt, damit sie gleich wissen, das hier ein Deutscher wohnt! Das Haus liegt gerade so in der Schußlinie!"

Wir sind bereits durch die beiden Deutschen in Fusan an Herrn Mannheimer empfohlen worden und erfahren zunächst, daß es hier ein japanisches, aber europäisch eingerichtetes Hotel gibt. Da die Sonne sich in ihrem Wohlwollen gegen uns absolut nicht mäßigen kann, so eilen wir mit unserer großen Bagage zunächst so schnell wie möglich zum Hotel, zumal wir uns die Prozedur des Frühstücks heute morgen auf dem „Urato Maru" in der Hoffnung auf das Land geschenkt haben.

Unsere Kulis halten vor dem Hotel — hm — Hotel, — ese elende, grau gestrichene Bretterbude ein Hotel! Man muß

sehr bescheidene Ansprüche hierzulande an ein Hotel stellen, das europäisch eingerichtet und betrieben ist, und ich halte die Sache fast für einen Irrtum. Die Kulis wollen abladen. Halt, erst fragen!

Ich trete in den halbdunklen Hausflur — hier ist alles genau so wie in unserem japanischen Hotel in Fusan — alles japanisch, keine Spur von europäischem Zuschnitt! Geradeaus befindet sich die Erhöhung des Erdbodens, die mit japanischen Matten belegt ist, auf denen wiederum neben einem Kohlenbecken — bei 28 Grad-Hitze draußen! — und hinter dem fußbankhohen Schreibgestell die japanische Buchführerin des „Hotels" hockt. Ich erkundige mich auf Englisch, ob Zimmer frei sind, und was sie kosten. Sie versteht mich nicht. Nicht einmal „haumötsch?" versteht sie, was doch in Ostasien jeder Kuli versteht. Das Einzige, das sie zu erwidern weiß, ist ein schrilles „he".

Nach mehreren vergeblichen Versuchen krame ich in meinen paar japanischen Vokabeln herum und versuche es mit dem japanischen „haumötsch", mit „ikura deska?", das so viel bedeutet wie „was kostet es?" Aber auch diese simple Frage ist sie offenbar nicht imstande zu beantworten. Wenn ein Japaner gekommen wäre, hätte sie vielleicht die Antwort gewußt. Nun aber ein Fremder kam und noch dazu einer mit einer Frau und einem chinesischen Boy, gab ihr der Geschäftsinstinkt ein, daß da mehr zu verdienen wäre, als bei einem Japaner, und so ruft sie denn erst den Wirt, die Wirtin und einiges vertrautes Hauspersonal herbei, um mit ihnen zu beraten, wie sie mich wohl am besten mit dem Preise über die Ohren hauen können, ohne zu riskieren, daß ich es sofort merke. Die Beratung dauert längere Zeit. Auch mein Boy, der durch die Tür sieht, wird herbeigerufen. Ich halte ihn sonst stets von den Geschäften sorgfältig fern, trotzdem er Japanisch spricht, weil er mir mit seiner Dummheit immer die besten Pointen, die ich den japanischen Anschmiermanövern gegenüber ausgesonnen habe, verdirbt. Nun soll er aussagen, damit man von ihm erfährt, was für Preise wir früher so dumm waren, zu bezahlen. Er nähert sich auch tatsächlich, so daß ein Anschnauzer ihn erst wieder daran erinnern muß, daß ich seine holde Gegenwart für überflüssig erachte. Schließlich kommt das

Ei zum Vorschein, das die Gesellschaft ausgebrütet hat, in der Forderung von fünfzehn Yen für uns drei pro Tag! Spaßeshalber frage ich, ob das mit oder ohne Verpflegung sei. Einer der Angestellten spricht ein wenig Englisch:

„Yes, with Board! Our cook is very good!"

Nun — die Küche öffnet sich nach dem Flur zu. Ich lenke meinen Blick mißtrauisch nach ihr hin und denke unwillkürlich an die Schiffsküche, an die Restaurants in Fusan mit ihrer Butter, ihrem Bohnenölfisch und ihrem Kaffee, und frage, ob es nicht Wohnzimmer ohne „Board" gibt, und zu welchem Preise. Aber der Englisch sprechende Angestellte erklärt mir: „I have not!", woraufhin ich ihm und seiner Clique zu deren Erstaunen den Rücken drehe, ohne ein weiteres Wort zu verlieren. Mit diesem „europäischen" Hotel war es also nichts. Für zwei Europäer mit einem Chinesen pro Tag 15 Yen oder 31,50 Mk. zu bezahlen und dabei zusehen zu müssen, wie der schlafmützige Boy seine eigene und unsere beiden Portionen, vor denen uns schaudert, noch dazu vertilgt, so daß er nur noch fauler und schlafmütziger wird — das paßt uns nicht! Da versuchen wir es lieber auf dieselbe Art wie in Fusan, ziehen in ein nichteuropäisches Hotel und beköstigen uns selbst.

Also ziehen wir vor die Tür eines benachbarten rein japanischen Hotels. Auch hier wird wieder nach dem Preise gefragt. Auch hier wird wieder erst das ganze Hotel zusammengerufen. Auch hier wird beraten und überlegt, wie viel man uns wohl zumuten darf. Hier werden wir noch etwas höher eingeschätzt. Man verlangt pro Person ohne Essen nun schon sechs Yen pro Tag. Da ich weiß, was richtiges Handeln tut, so lache ich die Herren Gegenkontrahenten zunächst einmal aus, so daß diese sich selber des Lächerlichen an ihrer Forderung bewußt werden und tatkräftig in das Gelächter mit einfallen. Der Erfolg ist der, daß man mein Gegengebot von zwei Yen pro Tag für alle drei bereits als diskutabel ansieht. Wir hätten uns auch schließlich geeinigt. Doch gelange ich sehr bald zu der Überzeugung, daß dieses Hotel von den Japanern, die darin wohnen, offenbar als eine Art Luftbadeanstalt angesehen wird. Denn während des Handelns gesellen sich ein Männlein und ein Weiblein zu uns,

deren Kleidung teilweise so luftig ist, daß sie von Luft überhaupt nicht mehr zu unterscheiden ist. Bekanntlich ist der Japaner, wenn er unter sich ist, sehr ungeniert. In unserem japanischen Hotel in Fusan stand die Badewanne stets auf dem Hofe, und jeder benutzte sie ohne Prüderie coram publico. In der japanischen Ungeniertheit liegt etwas Gesundes. Zweifellos ist man aber nicht immer in der Stimmung, vor lauter Anerkennung gesunder Gefühle die dem Europäer eigene Ästhetik preiszugeben. Wenn wir uns nun auch in diesem Punkte durch unsere bisherigen Erfahrungen an manches gewöhnt haben und ganz gewiß



Das Chinesenviertel von Gensan.

nicht von Natur mit allzu großer Prüderie belastet sind, so paßt uns die Aussicht, uns täglich erneut mit dieser Aufmachung unserer Hotelgenossen vertraut machen zu müssen, doch nicht, so daß wir es vorziehen, wiederum in die Sonnenglut zurückzukehren und ein anderes Hotel aufzusuchen, wo uns weniger Naturheilkundige zu wohnen scheinen. Fast bin ich schon im Begriff, ein Zimmer zu mieten, als mein Boy hinter mir herkommt und mir einen langbezopften Landsmann vorstellt, der mich im schönsten Pidjen-Englisch anredet:

„Tschin-Tschin! My belong have got for hire one pisi number one new one house topside hill! If You liki! Before inside stop chinese consulate gentleman, now maki moovi house. You liki luksi?“

Zu deutsch:

„Guten Tag! Ich habe da oben auf dem Hügel ein ausgezeichnetes, neugebautes Haus zu vermieten — wenn Sie es haben wollen. Früher hat ein Herr vom chinesischen Konsulat darin gewohnt. Er ist aber umgezogen in ein anderes Haus. Wollen Sie es sehen?“

„All right, my wonshi luksi!“

„Well, my show you — come on please!“

Der Langbezopfte geht voraus und führt uns durch das chinesische Settlement die Straße hinauf, an der oben das Haus des Herrn Mannheimer liegt. Ich finde in halber Höhe ein kleines Holzhäuschen, innen ganz sauber, bestehend aus drei Zimmern, Veranda, Küche und Boywohnung. Von seinen Fenstern aus übersieht man das chinesische Settlement und einen Teil des japanischen. Dahinter aber schweift der Blick über das im Sonnenglanz gebadete Hafenbecken mit seinen zahllosen Fischerkähnen, dem „Urato Maru“ und dem Schooner des Grafen Kaiserling, bis hinüber zu der hügeligen Landzuge, die das Hafenbecken gegen das Meer hin abschließt. Eine luftige Brise weht mir entgegen, wenn ich auf dem Balkon stehe — —

„How much?“

„One pisi day two pisi japanese Yen!“ antwortet der Chinese, der unten im Chinesenviertel einen Krämerladen mit Streichhölzern, Lichten, Nähnadeln und sonstigen kleinen europäischen und japanischen Erzeugnissen unterhält.

„To muchi! I pay You one day one Dollar!“

„All right!“ sagt er und beauftragt gleich zwei Kulis, die Fenster zu öffnen und alles sauber zu scheuern. Ein Tisch und ein paar Holzstühle werden angeschleppt, während ich hinuntereile, um unser Gepäck zu holen. Es ist halb zwölf Uhr geworden. Eine halbe Stunde später kocht das Kaffeewasser, und kurze Zeit darauf frühstücken wir seit Fusan wieder zum ersten Male in unserem Kriegsquartier mit Appetit und danken einem guten Zufall, daß er uns davor bewahrt hat, daß dieses Frühstück ein solches ist, das von Japanern in einer europäisch sein sollenden Hotelküche zubereitet ist.

* * *

Die Stadt heißt auf Koreanisch „Wönsan", auf Japanisch „Gensan". Die Verschiedenheit in der Aussprache koreanischer geographischer Bezeichnungen dürfte hauptsächlich darin ihre Begründung finden, daß die chinesischen Charaktere auf den koreanischen Karten von den Japanern anders, als von den Koreanern gelesen werden. Es sei daran erinnert, daß jemand, der nur chinesische Schriftzeichen und ihre Bedeutung kennt, sich vermittels der Schrift von Tonkin angefangen über ganz China hin, durch die Mandschurei und Korea hindurch bis nach Japan einschließlich verständigen kann. Mein chinesischer Boy hat, sobald er mit der Sprache nicht weiter kommt, stets sein Notizbuch zur Hand, und unterhält sich oft stundenlang mit den Koreanern, ohne daß ein Wort gewechselt wird. Selbstverständlich werden die Charaktere, die gewissermaßen die Grundstriche einer ursprünglichen Bilderschrift vorstellen, sowohl in China selbst je nach den verschiedenen Dialektgebieten, wie in Korea, Japan und Indo-China anders gesprochen. Der Boy, der aus Kanton stammt, kann sich selbst mit seinen eigenen Landsleuten, die in Gensan angesiedelt sind, und die aus Schantung und Petschili stammen, nur durch Vermittelung der Schriftzeichen verständigen, da sie sich untereinander mit Hilfe der Lautsprache nicht verstehen. Daher erklärt sich auch, daß man auf Karten gewöhnlich die Bezeichnung „Wönsan" findet und darunter in Klammern „Gensan". Eigentlich sollte diese Doppelnominierung bei jedem einzelnen koreanischen Ortsr namen vorgenommen werden. So heißt z. B., wie schon angeführt wurde, Fusan auf Koreanisch „P'husan". Infolge diese-Doppelschreibung herrscht in den koreanischen Karten eine Verwirrung, die dem Reisenden oft die allergrößten Schwierigkeiten bereitet. So kostet es mich außerordentliche Mühe, die Ortsnamen einer japanischen Karte, die sich bezüglich des Reliefs des Geländes und der Entfernungen bisher als recht zuverlässig erwiesen hatte, zu transskribieren oder sie an Ort und Stelle mit Hilfe von Koreanern zu identifizieren, eine Tatsache, die das Reisen und geographische Arbeiten im Innern außerordentlich erschwert. Offenbar war die Karte nach einer auch bei unseren heimischen Kartographen beliebten Methode angefertigt worden, indem das koreanische Kartenmaterial hergenommen und einfach

auf japanisch transskribiert wurde. Wahrscheinlich war der zur Transskription herangezogene Koreaner ein Südkoreaner. Denn in Fusan war es wenigstens noch einigermaßen möglich, die Namen einzelner Ortschaften mit den auf der Karte stehenden Namen zu identifizieren. In der Umgebung von Gensan hingegen zeitigt die Kartenlektüre eine Verzweiflung über die andere. Der japanische Kartograph hat sich wahrscheinlich von einem



Koreanische Mutter.

Südkoreaner die chinesischen Charaktere der koreanischen Karten vorlesen lassen und sie so, wie sie der Koreaner aussprach, mit Hilfe der drei verschiedenen japanischen Schreibsysteme phonetisch wiederzugeben versucht, so daß etwas ganz Merkwürdiges herauskam, wenn die Koreaner diese Namen an Ort und Stelle wieder lesen sollten — vorausgesetzt, daß sie dazu überhaupt in der Lage waren. Teilweise scheint auch der Japaner die Namen, besonders diejenigen kleinerer Orte, die gewöhnlich einen Sinn

haben, z. B. „Hoher Berg“, „Schöne Aussicht“, „Rasthaus des soundsovielten Tagemarsches“ einfach ins Japanische übersetzt zu haben. Das wäre genau so, wie wenn auf einer von einem Franzosen hergestellten Karte Deutschlands jedes „Neustadt“ mit „Ville nouvelle“ übersetzt wäre. Man kann sich denken, in welche Verlegenheit ein Reisender an der Hand solcher Karten geraten kann, wenn er mit ihrer und der Hilfe von Landeskindern irgendeinen Ort identifizieren will. Gute Dienste leistet mir die deutsche Karte von Sprigade, die namentlich bezüglich der Trans-

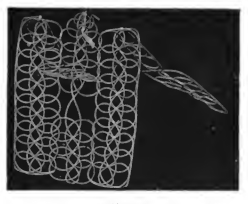


Fig. 37.
Kareanische Unterjacke aus Bambus. Auf der bloßen Haut getragen. Zweck wie Fig. 31 (siehe dort).

skription der Ortsnamen vorzüglich ist. Natürlich ist sie keine Spezialkarte, und sie enthält auch nur verhältnismäßig wenig Ortsnamen. Indessen hat das japanische Original dieser Karte — die Karte von A. Koto — wenigstens die obenerwähnten Sünden vermieden, und es ist besser, eine Karte mit wenigen Ortsnamen zu besitzen — diese aber richtig, als mit vielen, die aber falsch oder unverständlich sind. Die koreanischen Karten, von denen die größte eine Spezialkarte von erheblichem Umfang ist, sind nicht mit europäischem Maß zu messen. Sie sind gearbeitet halb projiziert, halb perspektivisch. Die Höhen sind getuscht, und zwar mit übertriebenen Überhöhungen. Allenfalls stimmen die Entfernungen von Nord nach Süd, sowie von West

11*

nach Ost. Indessen kann es auch vorkommen, daß auf einem quadratischen Blatt die Nord-Süd-Entfernung etwa 100 Li und die Ost-West-Entfernung etwa 200 Li mißt. Das steht dann zwar auf der Karte darauf. Aber eine richtige Vorstellung vom Gelände und der Entfernung der einzelnen Punkte voneinander erhält man auch dadurch nicht. Wertvoll sind sie allenfalls wegen einiger wichtiger Landmarken, die den einheimischen Reisenden als Entfernungs- und Zeitmaß dienen, beispielsweise ehemalige Signalberge oder einzelne Bäume, Pässe und dergleichen, und die meistens gut herausgehoben sind, so daß man auch als Landfremder aus diesen Orientierungspunkten Nutzen ziehen kann.

* * *

Gensan selbst zerfällt, seiner Doppelbezeichnung entsprechend, in zwei völlig gesonderte Städte, die saubere Niederlassung mit dem japanischen und chinesischen Settlement und, davon durch einen kleinen Fluß und einen etwa 500 m breiten Strich freien Landes geschieden, die schmutzige Koreanerstadt.

Die einzigen europäischen Häuser in der japanischen Niederlassung sind außer den Häusern des Herrn Mannheimer und eines amerikanischen Missionars oben auf dem Hügel nur das japanische Konsulat und die Post. Die Amtswohnungen seiner Konsuln läßt sich Japan in der Tat in seinen Kolonien etwas kosten. Dazu kommen noch einige halbeuropäisch gebaute Häuser. In einem davon ist die Filiale der Dai Itschi Ginko, der Ersten Nationalbank, untergebracht, die für Japan und Korea dasselbe bedeutet, wie die Russisch-Chinesische Bank für Rußland in der Mandschurei, nämlich das Mittel, um die beiden Länder finanziell in Abhängigkeit zu bringen. In der Tat findet auch in Gensan und Umgegend unter den Koreanern das japanische Geld fast freundlichere Aufnahme als das eigene, trotzdem hier nicht einmal die gefährlichen koreanischen Nickelmünzen allgemein gebräuchlich sind, unter denen weit mehr denn die Hälfte Fälschungen — natürlich von Japanern — sind.

Ein anderes halb europäisches Haus, ein sogenannter Bungalow, der unweit des von uns besetzten Hauses gelegen ist, be-

herbergte einst die russische Handelsagentur, die selbstverständlich auch politische Agentur war. Der russische Handelsagent hatte sich vor Ausbruch des Krieges nicht mehr in Sicherheit bringen können. Die Japaner gaben ihm — ich glaube 48 Stunden — Zeit, um sein Besitztum loszuschlagen, und transportierten ihn nach Japan. Jetzt haben sie in seinem Hause eine Polizeistation eingerichtet.

Nicht einmal das koreanische Zollamt besitzt ein europäisch eingerichtetes Unterkommen. Vielmehr befinden sich die Bureaus in einem ehemaligen koreanischen Yamen, niedrigen einstöckigen Baulichkeiten, die um einen kleinen Hof herumliegen, und deren Zimmer notdürftig europäisch eingerichtet sind. Selbst der Redakteur eines deutschen Provinzblattes hat ein anständigeres Unterkommen, als die koreanischen Zollbeamten von Gensan. Der koreanische Zoll war ehedem eine Dependance des chinesischen Seezolles, ist aber seit den politischen Veränderungen der neunziger Jahre selbständig geworden. Er ist hier ebenso, wie in China, die einzige nach europäischem Stil eingerichtete Behörde des Landes.

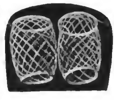


Fig. 38.
Manschetten aus Bambus.
(Zu Fig. 37).

Die Hauptstraße des japanischen Gensan ist breit, so daß der Ort wegen seiner niedrigen Häuser einen noch ländlicheren Eindruck macht, als etwa eine kleine Stadt in Japan. Man sieht wenig Detailgeschäfte, dafür aber eine ganze große Anzahl von Bureaus, in denen Export- und Importgeschäfte getrieben werden. Ziemlich bedeutend scheint der Export von Rindshäuten zu sein, ferner von Hülsenfrüchten, namentlich Bohnen. Als Importen kommen zunächst Reis und Fisch in Betracht. Ungeheure Berge von gedörrtem Stockfisch liegen am Zollhausquai aufgestapelt — möglich, daß diese Anhäufung nur von ephemerem Charakter ist und mit der Verproviantierung der Truppen zusammenhängt!

Auch der weiße Reiher scheint in der Umgebung von Gensan mit Erfolg gejagt zu werden. Denn es herrscht hier ein schwunghafter Handel in Reiherfedern, diesem beliebten und in der Tat

allerliebsten Hutschmuck unserer Damen. Die Federn sind auch hier bereits ziemlich teuer. Sie werden lotweise verkauft. Am teuersten sind die Kopffedern mit ihrer außerordentlich zarten Fiederung.

Fast in jedem Hause, in das man hineinsieht, bemerkt man Einquartierung. Die Japaner haben zum Schutz des Settlements ca. 1200 Mann verschiedener Waffengattungen zusammengezogen. Indessen sollen weitere Verstärkungen von Soul aus unterwegs sein. Besonders beschleunigt werden diese, seitdem die japanischen Vorposten vor mehreren Tagen auf ein Pikett Kosaken gestoßen sind, und zwar nur etwa 20 japanische Meilen nördlich von Gensan. Auch aus dem höheren Norden wurde eine erneute Tätigkeit der russischen Landarmee gemeldet. Es war uns in Japan auch zu merkwürdig vorgekommen, daß aus diesem Winkel des Kriegsschauplatzes überhaupt keine Nachrichten zu uns hinüberkamen. Indessen hatten die Japaner offenbar absichtlich alles einigermaßen Wissenswerte, das von Gensan kam, unterdrückt. Man rechnet hier stark mit der Möglichkeit eines russischen Vorstoßes von Wladiwostock her, und die Bewohner von Gensan behaupten, sie säßen auf einem Vulkan. Freilich hätten die Russen auf dieser Seite Koreas leichte Arbeit, wenn sie einen Vorstoß unternehmen wollten. In den Bergen östlich und nordöstlich von Gensan wird eifrig am Schanzwerk gearbeitet. Natürlich ist es verboten, selbst für die Japaner, an den Ort der Schanzarbeiten zu gehen. Man erwartet offenbar einen Landangriff und bereitet sich jedenfalls darauf vor. Interessant ist es mir, zu sehen, daß auch die Japaner großen Wert auf Kommißdienst im Felde zu legen scheinen. Denn jeden Nachmittag werden auf dem Tempelgrunde, der in einen Exerzierplatz umgewandelt ist, Griffe geklopft und Parademarsch geübt, wie wenn es ein preußischer Kasernenhof wäre!

* * *

Koreanisch Wönsan — ein ander Bild! Mit Staub in Staub oder bei Regenwetter mit Schmutz in Schmutz gemalt! Niedrige graue Hütten mit grauem Schilfstroh gedeckt, nackte Kinder, deren braune Haut nur noch sehr diskret unter der

Schmutzdecke hervorlugt, häßliche Frauen, schmutzige Kulis mit einer Art Traggestell auf dem Rücken, das mit Strohseilen um die Schulter befestigt ist, und das ihnen den Rücken verwundet, wenn sie stolpern — sie stolpern beinahe schon, wenn man sie fest ansieht — dann als ein merkwürdiger Gegensatz schneeweiß gekleidete Herren der besseren Klassen mit schneeweißen Schuhen an den Füßen, mit weißen, breitkrempigen Hüten aus Bambus-



Koreanerhaus aus Wonsan.

rohrgeflecht auf dem Haupte. Weiße Hüte werden gegenwärtig deshalb getragen, weil kürzlich der Kaiserpalast in Soul niedergebrannt ist und deshalb Landestrauer herrscht, sonst wären sie schwarz. Weiß ist in Ostasien die Farbe der Trauer. Die Gewandung wird indessen gelegentlich in ihrer schneeigen Weißheit durch kleine, bewegliche Punkte gesprenkelt, die sich bei näherer Betrachtung als Erdflöhe von ziemlichem Umfang herausstellen.

Zwischen diesen Typen bewegen sich nun die bunten Uniformen koreanischer Soldaten, und sie alle sind eingetaucht in

Wilder, verliert lieber drei Tage, als drei Käsch von seiner Forderung und gibt sich schließlich doch zufrieden, wenn er auch nach drei Tagen seine drei Käsch nicht bekommt. Dabei ist er im höchsten Grade unzuverlässig und verfolgt im allgemeinen das Prinzip: „Möglichst viel Geld, möglichst wenig Arbeit, möglichst viel reden, möglichst viel rauchen und möglichst viel schlafen.“ Gelegentlich gesellt sich dazu der Drang zum Trinken und zum Ehebruch. Häufig genug kann man irgendwo an der Straße einen betrunkenen Koreaner am Wege liegen sehen, und Mord und Totschlag wegen Weibergeschichten sollen keine Seltenheiten sein. Man sieht, das Bild eines koreanischen Durchschnittsmenschen ist kein sonderlich erfreuliches. Er ist eben das Produkt eines — ja, man kann sagen — jahrtausendlangen Zustandes der Knechtschaft und Unterdrückung. Was kann dabei Gutes übrig bleiben?

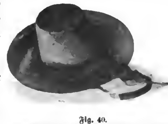


Fig. 40.
Männerhut aus Bambusgeflecht (koreanisch).

Die Koreanerstadt zieht sich mehrere Kilometer lang an der Hafenbucht entlang. Abwechselung bietet sie sehr wenig. Selbst die Kaufläden, die man sieht, unterscheiden sich kaum voneinander. Sie handeln gewöhnlich mit getrocknetem Fisch — demselben, der so scheußlich riecht — mit der schlechtesten Sorte der an sich schon schlechten japanischen Streichhölzer, mit metallenen Tabakpfeifen, an die meterlange Rohrstiele gesteckt werden, mit einheimischem Tabak, der übrigens milde und aromatisch schmeckt, mit Toilettegegenständen, namentlich Schuhen und Haarbinden aus Pferdehaaren. Einigermaßen gefällig erscheinen nur einzelne Schmiedearbeiten, so namentlich schmiedeeiserne Türbeschläge für kommodenartige Schränke. Dieser Zweig des Kunsthandwerks scheint so ziemlich der einzige zu sein, den die Koreaner sich aus besseren Tagen herübergerettet haben. Aber auch an ihm sieht man unaufhörlich fortschreitende Dekadenz, und allgemein wird auch da die gute alte Ware dem modernen Schund vorgezogen.

Das koreanische Militär macht äußerlich einen besseren Eindruck, als ich dachte. Es besteht zumeist aus groß gewachsenen

schlanken Leuten, denen die Uniform erheblich besser steht, als den Japanern. Aber man braucht den Leuten nur in die matten, ängstlichen Augen zu sehen! Zieht man ihnen im Geiste die Uniform aus, so hat man dasselbe faule Gesindel, wie es sich, gleichviel ob in gewaschenen oder schmutzigen Kleidern, auf den Straßen herumtreibt. Wenn man die Kerle sich richtig an-



Koreanischer Beamter reist in der Sänfte.
(Diese ist so niedrig, daß man darin weder sitzen noch liegen kann, man muß knien. Sie ist daher für europäische Reisende kaum zu benutzen.)

sieht, in der Tat, dann wundert man sich nicht mehr darüber, daß Korea von jeher der Spielball der Launen seiner Nachbarn gewesen ist, selbst der Launen der Chinesen, die doch gewiß keine Helden gewesen sind, die sich aber erlauben können, den Koreaner mit kaum geringerer Mißachtung zu behandeln, als die Japaner es tun. Nun, jeder Mensch wird so behandelt, wie er es verdient. Nationen bestehen auch nur aus Menschen. Also wird es ihnen nicht anders gehen. Verdienten sie es anders, so würden sie sich schon in anderer Weise zur Geltung bringen. Nur keine Sentimentalität in rebus politicis!

* * *

Den größten Teil unserer Zeit widmen wir hier in Gensan den Vorbereitungen zu der bevorstehenden Landreise, die wir von hier aus antreten wollen. Größere Expeditionen oder Karawanenreisen zu Lande habe ich schon in fünf geographisch und ethnologisch recht verschiedenartigen Ländern und Landesteilen unternommen: in Quangtung, Petschili, der Mandschurei, Schantung und Marokko. Dazu kommt nun als sechstes Land Korea. Aber nirgends bin ich bei den Vorbereitungen auf solche Schwierigkeiten gestoßen wie hierzulande. Diese Schwierigkeiten rühren nicht von der Unwirtlichkeit oder der gebirgigen Eigenart des Landes her. Denn jeder Paß läßt sich erklimmen, mag er auch noch so hoch sein, und je steiniger und abschüssiger die Saumpfade, desto besser sind die Reit- und Lasttiere an sie gewöhnt. Die Schwierigkeiten kommen hier in erster Linie von den Menschen her, von ihrer Faulheit, ihrer Habsucht, ihrer Dummheit!

Eine der größten Schwierigkeiten war von vornherein die Dolmetscherfrage. Auch hier in Gensan sind die meisten Koreaner, die eine fremde Sprache beherrschen, von den Japanern zur Front mitgenommen worden, und die zurückgeblieben sind, stehen ebenfalls in ihren Diensten. In den ersten Tagen diente uns unser Hauswirt, der Chinese, als Dolmetscher. Indessen hat er seit gestern unser Vertrauen verloren. Er hat den Auftrag bekommen, uns Reitpferde und Packtiere zu besorgen. In Korea, wo es keine Fahrwege gibt, und der Begriff einer Wagenlast unbekannt ist — die japanischen Settlements ausgenommen, in denen die Japaner ihre Jinrickschas eingeführt haben und sich zum Steinekarren eines primitiven Ochsengespannes bedienen, — ist das übliche Mittel zur Fortbewegung der Pony. Die Tiere sind ihrer Statur nach eigentlich keine Ponys, sondern kleine Pferde, noch kleiner als die Siam- und Tonkinpferde. Aber sie sind sehr ausdauernd, tragen Lasten bis zu zwei Zentnern, ohne zu mucken, und finden mit ihnen auf dem Rücken noch Kraft genug,



Fig. 41.
Reitstab eines vornehmen Koreaners.

um sich zu beißen und zu schlagen, daß der Staub in Wolken hochgeht. Auch im Preise stehen sie niedrig. Man kann sie zu friedlichen Zeiten für 15 bis 20 Yen haben. Das bestätigt uns auch unser Chinese, und da jeder Chinese gern ein Geschäft macht, wo es zu machen ist, so wandert er wohlgemut nach koreanisch Wonsan, um uns Pferde vorzuführen. Am Nachmittag bringt er auch drei Tiere an, von denen zwei ganz brauchbar er-



Das Reisen mit Bergponys.

scheinen; das dritte hat Druckstellen auf dem Rücken. Gewöhnlich werden die Tiere von den Koreanern sehr schlecht gehalten, und offene eiternde Wunden unter den Packsätteln sind die Regel.

Die Pferde werden uns vorgeführt. Sie traben und galoppieren ganz anmutig. Das eine kokettiert sogar ziemlich chick und ist im Geiste bereits als Reitpferd für meine Frau bestimmt. Ich frage nach dem Preis und traue meinen Ohren kaum, als der Chinese, der von 15 bis 20 Yen geredet hat,

plötzlich erklärt, das Pferd koste 75 Yen, das andere, das kokette, sei sogar 140 Yen wert. Ich muß an mich halten, um dem Chinesen nicht jeden Yen, um den er mich begaunern will, mit der Reitpeitsche als Vorschuß auszuzahlen. Auf einige Yen zuviel habe ich gerechnet, die soll er auch gern an dem Geschäft verdienen. Daß er aber dabei gleich so viel verdienen will, wie in zwei Jahren nicht an seinem Krämerladen, geht mir doch über den Spaß. Um nicht unhöflich zu werden, gehe ich ins Haus zurück, rufe meinen Boy hinein, gebe ihm meine Reitpeitsche in die Hand und beauftrage ihn, sie seinem Gauner von Landsmann zu zeigen und unserem verehrlichen Hauswirt mitzuteilen, er würde mit dieser selben Reitpeitsche, die ich ihm da zum Ansehen schickte, durch meine persönliche Vermittelung intimere Bekanntschaft machen, wenn er nicht im Trab den Hof verließe und sich etwa bis zum Empfang der Miete wieder auf ihm sehen ließe. Es dauert eine Weile, bis der Südchinese dem Nordchinesen diese Mitteilung mit Hilfe von den in den Sand geschriebenen Schriftzeichen beigebracht hat. Komischerweise hocken sich die beiden im Kreise einer ganzen Anzahl von Zuschauern hin und übersetzen langsam und sicher jedes einzelne Schriftzeichen. Kaum aber ist der Sinn verständlich geworden, als sich die Blicke des Hauswirts ängstlich auf die Reitpeitsche richten. Im Nu schnellt er in die Höhe und verläßt schuldbewußt eiligen Schrittes das Gehöft, gefolgt von dem Gelächter der Umstehenden. Er hat sich seitdem in der Tat nicht wieder sehen lassen. Die koreanischen Pferdehändler beginnen dagegen das Geschäft von neuem und gehen auch gleich um 10 Yen herunter, als der Chinese fort ist. Doch ist der Preis nun von vornherein doch so verdorben, daß weiteres Handeln zwecklos ist. Ich schicke sie daher fort und beschließe, lieber allein auf den Handel zu gehen und — selbst auf die Gefahr hin, höhere Preise zahlen zu müssen — direkte Verbindungen anzuknüpfen, ehe ich einem Mittelsmann so enorme Verdienste in die Hände spiele.

Freilich hat auch die Einleitung eines direkten Geschäftes ihre großen Schwierigkeiten. Nicht allein, daß ich gezwungen bin, jedesmal mindestens eine halbe Stunde warten zu müssen, um von den Koreanern zu erfahren, ob ihnen ein Tier über-

haupt feil ist oder nicht, und eine weitere halbe Stunde, bis sie wissen, welchen unverschämten Preis sie dafür verlangen sollen! Es sind auch wirklich nur wenige Tiere feil, und unter diesen finde ich nach langem Suchen nur zwei brauchbare Reittiere, die ich denn zwar auch teuer, aber immerhin noch ganz erheblich billiger erstehe, als wenn ich sie durch einen Mittelsmann nach Art meines Chinesen gekauft hätte. Die Tiere werden sofort europäisch gesattelt und lassen sich auch gleich von Anfang an



Im Herrensattel.

europäisch reiten. Ich nehme sie mir täglich vor und reite sie notdürftig zu. Das hält sehr schwer. Denn sie können sich anfangs nur schlecht an das Alleingehen und an Zügel gewöhnen. Aber mit Geduld und Reitpeitsche ist schon aus manchem Wildling ein ganz brauchbares Reittier gemacht worden, und hier kommt es ja nur darauf an, daß wir unterwegs vier fremde Beine zum Laufen haben, so daß wir unsere eigenen schonen können. Zur besonderen Genugtuung aber gereicht es mir, Herrn Hentschel — wenn auch in absentia — zu beweisen, daß selbst koreanische

Ponys schließlich lernen, so zu wollen, wie der Reiter will, und daß sie schließlich auch verlernen, gegen den europäischen Sattel zu protestieren, so daß man nötig gehabt hätte, „de Beene von 'n koreanischen Sattel vorne runter baumeln zu lassen." Allerdings zieht es meine Frau wegen des schmalen Rückens der Tiere und wegen der größeren Bequemlichkeit vor, den Herrensitz zu wählen. Sie hat sich ein Reitkostüm mitgenommen: Kaki-Reithose und langes Schoßjackett aus braunem Sammet, an den Füßen schwarze Lackschuhe mit hohem Gamaschen und auf dem Kopf ein kleines englisches Strohhütchen — sie sieht allerliebst darin aus und hört auch schon darauf, wenn ich rufe: „Little boy!"


Fig. 42.
Rauchhütchen eines Koreaners, aus Pferdehaaren.

Es wäre noch eine zweite Möglichkeit gewesen, Tiere zu bekommen — nämlich die, sie zu mieten. Der zu friedlichen Zeiten landesübliche Preis hätte pro Pferd und dazu gehörigen Führer, Map'hu, und pro 10 koreanische Li — zwei Li sind ungefähr ein Kilometer — 130 koreanische Käsch, das sind etwa 20 japanische Sen oder 41 Pfennige, betragen. Aber es ist in der Tat in ganz Wönsan gegenwärtig kein Pferdebesitzer da, der selbst für den doppelten Preis zu diesen kriegerischen Zeiten sein Pferd und die Haut seines Stallknechtes riskieren will. Somit ist dieser Weg ungangbar.

Schließlich bleibt mir nur noch übrig, Tiere zu kaufen, und soweit auch das unmöglich ist, das Gepäck in Trägerlasten zu verteilen und von den Kulis auf dem Rücken transportieren zu lassen. Trotzdem ich allen Respekt davor habe, mit einer größeren Karawane dieser Sorte Träger zu marschieren, die man immer nur sich ausruhen sieht, muß ich mich doch dazu entschließen, sie zu engagieren. Das ist nun allerdings auch wieder eine Sysiphusarbeit. Denn glaubt man mit den Leuten einig zu sein, so stellen sie eine neue Forderung auf. Und hat man diese zugegeben, so kommt wieder eine neue. Zu gewöhnlichen Zeiten beträgt der Lohn für einen Kuli und einen Tag 30 bis

50 Sen. Dafür verpflegt sich der Kuli unterwegs selbst. Die Kulis, mit denen ich verhandle, verlangen pro Tag mehr als das Doppelte, weil Krieg sei, und sie wollen auch die Tage bezahlt haben, die sie zum Rückmarsche nach Gensan brauchen. Dabei habe ich gar nicht die Absicht, den Tag mehr als 50 bis 60 Li zurückzulegen. Die übliche Tagestour ist sonst 100 Li. Ich gestehe ihnen aber die Forderung zu. Dann kommt das Verlangen, daß ihnen an Regentagen, wenn nicht marschiert wird, das Essen bezahlt würde. Auch das wird zugestanden. Aber sie beraten noch weiter. Zuerst haben sie sich dahin geeinigt, daß das ganze Gepäck sich in vier Männerlasten zerlegen ließe, doch beschließen sie später, es müßten fünf sein. Mir ist das recht, denn ich komme dann voraussichtlich schneller vorwärts. Als sie indessen sehen, daß ihre gesamten unverschämten Forderungen schließlich bewilligt werden, fassen sie neuen Mut, und als bereits alles fix und fertig abgemacht ist, und sie schon fest engagiert sind, tritt plötzlich der Kuli, der sich als Vormann aufgespielt hat, erneut vor und behauptet, fünf Mann könnten das Gepäck doch nicht schleppen, es müßten unbedingt sechs Mann sein. Da reißt mir der Geduldsfaden, den ich nun schon vier Stunden lang — so lange verhandeln wir bereits — mühselig weitergesponnen habe, und mit einem Strick, den ich gerade liegen sehe, springe ich auf den Vormann los, um ihn wegen seiner Mißachtung von Treu und Glauben zu verprügeln. Die anderen Kulis sind über diese plötzliche Situationsveränderung so erschrocken, daß sie — bei Koreanern kein Wunder — einer über den anderen stolpern. Da der Vormann sich bereits in die Reserve zurückgezogen hat, so versperren mir zunächst vier Paar in die Luft gestreckte Kulibeine das Vordringen auf dem Wege zu ihm. So findet er Zeit, um auszureißen. Ich setze ihm zwar nach und hole ihn auch tatsächlich auf Prügelweite ein. Als ich jedoch mit dem Strickende zum entscheidenden Schlag aushole, verwickelt sich dieses in das Geäst eines Baumes, so daß der Vormann seiner verdienten Züchtigung entgeht. Wenigstens trampe ich noch ein paarmal mit den Füßen fest auf den Erdboden, damit es sich für den Ausreißer anhören soll, als wenn ich ihm unmittelbar auf den Nacken wäre. Das hat die Wirkung,



Koreanerinnen, die am Flusse ihren Hauptberuf ausüben: die Kleiderwäsche für den Mann.

daß der Kuli durch das ganze Chinesenviertel läuft, ohne sich umzusehen. Ein Wunder nur, daß nicht auch er gestolpert ist!

Am andern Tage hat Herr Mannheimer die große Liebenswürdigkeit, mir zu einigermaßen erträglichen Bedingungen sechs Kulis zu engagieren. Allerdings gelingt das ihm auch erst nach langem Handeln, obgleich er ortsansässig ist und sich mit den Leuten in ihrer eigenen Sprache fließend unterhalten kann. Was das nun für ein Gesindel ist, wird sich ja unterwegs bald herausstellen.

Wirkliches Pech habe ich bisher gehabt mit dem Engagement eines Mannes, der irgend etwas spricht außer Koreanisch, gleichviel ob Japanisch, Englisch oder Chinesisch. Mein Boy hätte sich auf Japanisch verständigen können, und ich wenigstens notdürftig auf Nordchinesisch. Jemanden zu erhalten, der Englisch spricht, daran denke ich schon gar nicht mehr. Da ist einer der chinesischen Kulis, die unser Haus aufgewischt hatten, der auf mich einen guten Eindruck macht, und der sich mir auch zur Arbeit anbieten läßt. Ich lasse den Mann einige Tage für mich arbeiten, und er gefällt mir. Er ist auch bereit, mitzureisen. Seine Forderung ist nicht unverschämt. Er verlangt für den Monat 15 Yen und Verpflegung. Die Verpflegungsfrage wäre sehr einfach zu regeln gewesen. Denn in den koreanischen Herbergen unterwegs zahlt man nur für die Beköstigung. Das Nachtquartier selbst kostet nichts. Da wir unsere eigene Verpflegung mit uns führen, so hätte ich doch zweimal für Essen zu zahlen, das ja dann unser Boy und der neu zu engagierende Chinese hätte vertilgen können. Es ist auch alles bereits so gut wie abgemacht, und Herr Mannheimer wird wieder um die Liebenswürdigkeit gebeten, den eigentlichen Kontraktabschluß zu vollziehen. Da tritt der Chinese mit einer bisher nicht diskutierten Forderung auf: Er verlangt das Gehalt für zwei Monate im voraus. Er sei von seinem jetzigen Herrn, einem chinesischen Tischler, bei dem er die Funktion eines Kochs ausübte, ausgelöst worden mit 30 Yen, und dieser ließe ihn nicht los, wenn er ihm nicht zuvor diese Summe zurückerstattet hätte. Die Forderung kommt mir etwas sonderbar vor. Was habe ich für eine Garantie, daß der Mann nicht unterwegs davonläuft? Trotzdem erkläre ich

mich bereit, ihm 15 Yen im voraus zu bezahlen, die anderen 15 Yen aber bei Herrn Mannheimer zu deponieren. Wenn ich den Kuli zurückschickte, würde ich ihm für den Fall, daß er seine Zeit bei mir ausgehalten hätte, einen Brief an Herrn Mannheimer mitgeben mit der Bitte, ihm das Geld auszuzahlen. Der Kuli ist damit einverstanden, will sich aber erst die Zustimmung seines jetzigen Herrn holen. Er erhält den Auftrag, diesen mitzubringen, damit auch ihm der Zusammenhang auseinandergesetzt werden kann, und er sich damit vor Zeugen einverstanden erklärt. Der Kuli kommt aber allein zurück und sagt, der Herr wäre ausgegangen. Als wir am selben und nächsten Tage nach dem Herrn schicken, ist dieser immer noch „ausgegangen". Schließlich sind wir davon überzeugt, daß die Geschichte der Auslösung Schwindel, und das Ganze ein raffiniert angelegter Gaunerstreich ist, der den Kuli in den Besitz von 30 Yen bringen sollte. Hätte ich ihm das verlangte Geld im voraus bezahlt, dann wäre mir der Kerl von dem zweiten oder dritten Nachtquartier aus davongelaufen. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß auch dieser chinesische Gauner sich nicht wieder bei mir sehen ließ.

Inzwischen ist Herr Mannheimer noch auf einen anderen Gedanken gekommen. Er erinnerte sich eines Koreaners, der perfekt Englisch spricht und ehedem Dolmetscher des russischen Agenten gewesen ist, den ich letzthin erwähnt habe. Dieser Koreaner wagt aber nicht mehr ins japanische Settlement zu kommen. Denn er hatte schon genug unter den ewigen Ranküne zu leiden, die die Japaner ihm spielten, um ihr russenfeindliches Mütchen an ihm zu kühlen. Ich fahre also per Rickscha in die Koreanerstadt und finde einen weißgekleideten Mann, das weiße Kleid mit zahlreichen Flöhen gesprenkelt, der in einer niedrigen Bude hockt und leidlich Englisch spricht. Er lädt mich in sein Büdchen ein, doch lade ich ihn ein, „der Hitze wegen" unsere Unterhaltung lieber auf dem Hofe auszuführen. Er meint, es passe ihm ja ganz gut, als Dolmetscher mitzugehen. Indessen könnten die Russen jeden Tag über Land herkommen, und dann hätte wahrscheinlich seine Familie seitens der Japaner das Schlimmste zu befürchten, wenn er nicht zu ihrem Schutz dabliebe. Ich frage ihn, ob er denn niemanden wüßte, der meinetwegen

auch nur Japanisch spräche. O ja, hier sein Neffe. Es beginnen lange Verhandlungen, ob dieser mit will. Schließlich erklärt er sich dazu bereit. Was er denn monatlich beanspruchte? Nichts monatlich, — aber den Tag zwei Yen. Bei dieser Forderung bleibt er. Dafür hätte ich schon in Fusan einen perfekt Englisch sprechenden Koreaner haben können. Ich wies ihn aber zurück; ich lasse mich grundsätzlich nur dann über die Löffel barbieren, wenn ich es nicht bemerke. Also mit diesem Dolmetscher ist wieder nichts anzufangen. Ich muß daher meine Abreise, über deren „Wohin" ich mir auch noch nicht völlig im klaren bin — ob direkt nach dem Norden oder nach Soul und von dort aus nach Norden — um dieser vermaledeiten, faulen und betrügerischen Koreanergesellschaft willen um einige weitere Tage verschieben.

* * *

Ich habe wohl noch nichts erzählt von Flick und Flock? Nun, wie würde es dir, lieber Leser, gefallen, wenn du der großen Welt entfliehest, um möglichst allein mit deinen Lungen die Würze der Bergeshalden zu trinken, mit deinen Ohren das Flüstern der Wälder zu erlauschen, mit deinen Augen das auf viele Quadratmeilen Land hingeworfene Gemälde der Natur zu deinen Füßen zu erfassen und mit deinem Herzen auf stiller Bergeshöhe die größere Nähe des himmlischen Äthers zu fühlen, und du müßtest gewärtigen, daß plötzlich hinter dem würzigen Heuhaufen, an dem du lagerst, hinter dem Baumstamme, unter dem du dem Zwitschern der Lerche lauschst, im Vordergrunde des Landschaftsbildes, dessen Genuß dir eben Verzückungen bereiten wollte, hinter dem Felsgrat, der dir nach dem mühsamen Klimmen den Beichtstuhl abgeben sollte, von dem aus du dich mit dem Himmel direkt in Verbindung setzen wolltest — — — die blöde Fratze immer eines und desselben Spions auftauchte, den dir die politische Polizei auf den Hals gehetzt hat, um sicher zu sein, daß du nicht an verbotenen Stellen photographierst, den Russen keine militärischen Geheimnisse verrätst, keine unzensurierten Depeschen fabrizierst und keine von der Polizei ungelesenen Briefe nach Hause schickst? Sollte dir das gefallen, so kann ich dir die Reise

nach Japan nur wärmstens empfehlen, und solltest du noch besonderes dafür schwärmen, so reise nach einer japanischen Kolonie in Korea. Denn dort wirst du dich voraussichtlich — so wie wir — von zwei solchen Fratzen umgeben finden, die bald vor dir herlaufen, bald hinter dir her, bald dich umkreisen, bald sich am Wege ducken, um dich vorbeizulassen, kurzum, mit dir ein kurzweilig Spiel treiben, wie einst meine beiden — nun schon längst in den Gefilden der Seligen weilenden allerliebsten Dackel Flick und Flock!

Sie scheinen eine Seelenwanderung durchgemacht zu haben, die armen beiden Dackel! Nein, wie sie sich nur verändert haben! An den ehemaligen Flock erinnert der jetzige wenigstens noch einigermaßen durch die Dackelbeine, die immer noch in wohlgefügter Rundung, gepaart mit einer offenbar von der nicht ganz dackelreinen Frau Mama herrührenden abnormen Verdrehung der Unterschenkel erscheinen, wodurch es kommt, daß die Zehen nicht nach auswärts, sondern nach einwärts gebogen sind. Auch sonst erinnern der lange Leib und die unverhältnismäßig kurzen Beine noch an den ehemaligen Flock. Aber dafür trägt der jetzige Flock, wenn er mit uns Versteck spielen will, eine schwarze Brille, und aus der langen, zart geschwungenen Schnauze ist ein rundes, starkknochiges Gesicht geworden. Die Barthaare stehen jetzt dichter, wenn auch noch genau so struppig wie damals, und das ganze Gesicht macht den Eindruck, als ob Flock auf seiner Seelenwanderung eigentlich menschliche Züge hätte erhalten sollen, als ob der Schöpfer aber während des Verwandlungsaktes gerade an die Darwinsche Theorie gedacht hätte, so daß infolge dieser Beeinflussung des schöpferischen Willens die ursprüngliche Absicht etwas verfehlt worden ist. Meinen alten Flick, der ein Siebentlingsbruder von Flock war, erkenne ich dagegen in seiner Neuauflage schon gar nicht wieder. Er ist eine unverhältnismäßig lange Latte geworden, vielleicht, daß seine

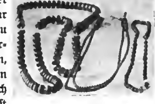


Fig. 43.
Rosenkränze, aus buddhistischen Klöstern.

menschliche Großmutter einst einen langen Engländer das „Singe kleine Geischa" gelehrt hatte, worauf in seinem zottigen Vollbart ein Büschel blonder Haare schließen lassen. Außerdem trägt er stets einen Spazierstock in der Hand. Daran erkenne ich allerdings meinen alten Flick wieder, wenn auch dieser den Spazierstock seiner anders gearteten Leibeskonstruktion halber stets nur in der Schnauze trug.

Sie laufen uns nach seit der Zeit, da wir zum erstenmal unser Chinesenhaus verließen. Wenigstens fielen sie uns damals zuerst auf. Kurz darauf machten wir auch ganz harmlos unsere persönliche Bekanntschaft. Wir wollten uns Geld einwechseln lassen, und da ich gerade Flock in unserer Nähe sah, und er uns anblickte — noch ohne schwarze Brille — so fragte ich ihn nach der Bank. Er wendete sich recht ungeschickt ab und sagte grob:

„I do no!"

Ich fragte ihn, ob er Englisch verstünde. Er erwiderte:

„I do no!"

Damit wußte ich, daß er Englisch verstand und auch gleichzeitig, wen ich vor mir hatte.

Meine Bekanntschaft mit Flick erneuerte ich kurz darauf unter den näheren Umständen, daß er mir auf der Hauptstraße begegnete und sich auf Englisch erkundigte, wohin ich ginge. Ich war gerade schlechter Laune und antwortete kurz:

„Dahin!"

Gleichzeitig zeigte ich mit dem Finger die Straße entlang. Bei der nächsten Gelegenheit, das heißt etwa zehn Minuten später, sah ich Flick bei Flock stehen, beide damit beschäftigt, mich zu erwarten. Nun wußte ich auch über Flick Bescheid. Beim Vorübergehen wünschte ich ihnen lächelnd: „Good by!"

Da wußten auch sie, daß ich wahrscheinlich besser darüber orientiert war, was sie von mir wollten, als sie darüber, was ich überhaupt in Gensan will.

Unserem Haus gegenüber liegt das Grundstück, das ehedem dem erwähnten russischen Handelsagenten gehört hat. Dort hinein ist ein japanisches Militärpolizeibureau gelegt worden. Im Garten aber, der gerade dem Zugang zu unserem Hause gegenüberliegt, schlagen Flick und Flock seit unserer Bekanntschaft ihr Hauptquartier

auf. Einer ist stets anwesend, meistens aber beide. Sie essen dort, sie schlafen dort auf einer Gartenbank unter Zuhilfenahme einer Matte, wenn auch stets nur mit einem Auge. Mag ich spät abends noch vor das Haus gehen, mag ich extra des Morgens um 8 Uhr aufstehen und so tun, als ob ich fortgehen will, stets erhebt sich entweder Flick oder Flock von der Matte, bereit, mir in respektvoller Entfernung zu folgen. Einmal standen wir früh morgens auf, meine Frau und ich. Vor dem Hause trennten wir uns, sie ging rechts, ich ging links. Flick folgte ihr, Flock folgte mir.

Sie versuchen aber natürlich auch, uns zu überlisten. Wenn wir ausgehen, um in den japanischen Läden Einkäufe zu besorgen, lassen sie sich zunächst nicht sehen. Sind wir aber im besten Handeln, dann kann es passieren, das plötzlich aus dem Privatgemach des Kaufmanns der schwarze Vollbart mit dem blonden Haarbüschel hervorlugt, und einmal, als ich gerade prächtige Reiherfedern eingehandelt und mich zum Abzählen des Geldes auf einer Matte niedergelassen habe, bekomme ich einen ordentlichen Schreck. Denn neben mir sitzt Flock, den ich in der Hitze des Handels gar nicht habe eintreten sehen. Er trägt allerdings diesmal eine schwarze Brille und ist offenbar etwas enttäuscht, als ich ihn trotz der Maske ziemlich grotesk begrüße. Denn er empfiehlt sich sofort von dem Ladenbesitzer mit einem tiefen und anhaltenden Bückling, während der Kaufmann aus Wonne über die Ehre des flockigen Besuches im Verbeugen den Speichel durch die Zähne einschlürft, so daß Flock aus Höflichkeit nicht anders kann, als das Gleiche zu tun. Aber es klingt viel herablassender.

Nichts können wir mehr tun, ohne daß Flick oder Flock oder beide dabei sind. Nur ins Haus haben sie sich noch nicht gewagt. Dafür stehen sie aber, wenn bei uns alles ruhig ist, andauernd hinter der Ecke unseres Bretterzaunes und sehen um diese herum. Des Nachts werden sie außerdem noch durch einen Posten mit aufgepflanztem Gewehr unterstützt, der bis in unseren Garten hinein seine Patrouillengänge ausdehnt. Nur einmal hat Flock sich bei Tage in unseren Garten hineingewagt, und zwar beim Pferdehandel. Ein Pferd sollte europäisch aufgezäumt werden, und Flock wollte etwas von der Sache verstehen, machte es aber natürlich erst recht falsch. Wir unterhielten uns eine Weile über

Pferde, wobei er ganz vergaß, daß er kein Englisch konnte, bis ich ihm anbot, er sollte mich doch als mein Dolmetscher begleiten. Da färbte sich seine sonst gelbe Haut schmutziggelb, was wahrscheinlich so viel bedeutet, wie wenn bei uns einer rot wird, und er trollte mit seinem stereotypen „I do no“ ab. Seitdem läßt er sich nicht mehr in Intimitäten ein.

Allerdings der Pferdehandel verschafft beiden immerhin noch kräftige Motion. Es ist zu drollig, die beiden zu beobachten, wie sie ihr Detektivhandwerk anfassen. Man merkt doch so recht, daß sie früher eben nichts weiter gewesen sind als ein paar dumme Dackel. Meine Frau und ich fahren mit Rickschas nach der Koreanerstadt hinaus. Es dauert auch nicht lange, da sehen wir Flick mit langen Schritten, und mit dem Spazierstock weit ausholend, uns folgen. Die koreanischen Rickschakulis sind so faul, wie eben nur ihre Nation sein kann, und laufen sehr langsam. Dennoch sind wir einigermaßen überrascht, als wir etwa mitten in der Stadt sind und eben halten lassen, um einige von den schlechten koreanischen Holzbirnen — faut de mieux — zu erwerben, die an der Straße unter einem freistehenden Strohschirmdach feilgehalten werden. Denn als wir gerade dem Hökerweib die durchlochten Kupfermünzen hinzählen, bemerkt meine Frau, die über die besseren Augen verfügt, hinter ihr im Schatten des Strohdaches einen lang hingestreckten Japaner, einen europäischen Schlapphut über das Gesicht gezogen, unter dem nur etwa der vierte Teil eines schwarzen Brillenglases hervorsieht — natürlich Flock. Sie sagt mir aber vorläufig noch nichts von dieser Entdeckung, sondern wartet damit bis zum nächsten Halt. Denn sie kennt ihren Gatten und weiß, daß dieser solche Überraschungen bisweilen schief auffaßt, und somit ist sie Diplomatin genug, um einer etwa sich vorbereitenden diplomatischen Verwicklung von vornherein den Faden zu entziehen.

Durch unseren treuen Freund und Berater, den verehrten Herrn Mannheimer, knüpfen wir eine Beziehung zum japanischen Postmeister an, einem Herrn Okamoto, der mehrere Jahre in der deutschen Postverwaltung studiert hat, um seinen Landsleuten späterhin die Unterlagen geben zu können, mit denen sie unserer eigenen Post in Ostasien das Wasser abgraben. Nun, der Vor-

-wurf trifft nicht Herrn Okamoto, der — ich kann wohl aufrichtig sagen — der sympathischste Japaner ist, den ich jemals kennen gelernt habe, und die Zahl der mir sympathischen Japaner ist sehr begrenzt, wobei das sympathisch selbstverständlich auch nur relativ zu fassen ist. Herr Okamoto aber ist ein Herr, dem, nach unserer flüchtigen Bekanntschaft zu urteilen, Deutschland trefflich zu statten gekommen ist. Er behandelt uns mit weltmännischer Politesse und hat die Güte, uns durch seinen Konsul einen von diesem gezeichneten Reisepaß durch Korea zu verschaffen, den nachzusuchen man uns dringend geraten hatte. Bei dieser Gelegenheit trage ich die uns durch Flick und Flock zu teil gewordene Belästigung vor und bitte um Remedur, da dieses Verfahren dem Ansehen Japans im Auslande nur schaden könne. Der Konsul versichert uns, er sei seinerseits durch die Behörden in Tokio über unseren durchaus harmlosen Reisezweck unterrichtet worden, werde uns auch sofort den Paß ausstellen, aber die politische Polizei sei Sache des Platzmajors, darin könne er nichts tun. Wir wollten uns vom Platzmajor nicht erst noch einen zweiten Korb holen, und so blieb uns denn nichts anderes übrig, als Flick und Flock so aufzufassen, wie wir es eigentlich von Anfang an getan haben, nämlich — — von der komischen Seite!

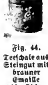


Fig. 44. Teeschale aus Steingut mit brauner Emaille (chinesischer Einfluß).

* * *

Noch eine andere merkwürdige Geschichte passierte uns hier in Gensan. Sie handelt von einem Engländer, und zwar von einem, der bei uns zu Hause zweifellos als „spleenig" angesehen werden würde. Exemplare von spleenigen Engländern habe ich auf meinem Kreuz und Quer durch Weltall und Menschheit schon mehrfach kennen gelernt, obgleich ich sagen muß, daß der spleenigste, den ich je kennen gelernt habe, kein Engländer, sondern ein Amerikaner war. Dieser gute Mann besaß die merkwürdige Marotte, eine Echosammlung zu besitzen. Das wäre ja nun an sich nichts Sonderbares und Außergewöhnliches. Denn man könnte sich die Sache leicht machen, indem man bei Schorer einfach auf „Das Echo" abonnierte. Dieser Mann sammelte aber keine ge-

druckten Echos, sondern wirkliche, indem er in der Welt herumreiste, Berg und Hain durchstreifte, von Zeit zu Zeit seine nicht einmal sonderlich klangvolle Stimme ertönen ließ und abwartete, ob sie vielleicht — durch die Entfernung etwas abgeschliffen — von irgendwoher widerhallte. Hatte er nun ein schönes Echo gefunden, das ihm in seine Sammlung hineinpaßte, so ruhte er nicht eher, als bis die paar Quadratmeter, von denen aus das Echo sich am besten anhörte, sein Eigentum waren. Er ließ sie dann einzäunen, setzte einen Wächter dabei, dem er eine lebenslängliche Sinekure errichtete, und machte dann von Zeit zu Zeit wieder eine neue Weltreise, um seine Echos der Reihe nach wieder durchzuprobieren und neue erwerbenswerte Echos von besonderer Schönheit zu entdecken. So etwas ist eben einfach „Spleen", und ich hörte bereits in Japan, daß etwas derartig Spleeniges auch in Gensan zu finden sein sollte. Nun habe ich meine Freude stets mehr am Gesunden gefunden, als am Krankhaften und hatte die Sache auch schon wieder vergessen, als ich in Gensan eintraf und Herrn Mannheimer meinen ersten Besuch abstatten wollte. Dieser wohnt, wie schon gesagt, hoch oben auf der Höhe über dem chinesischen Settlement. Es gibt da oben überhaupt nur drei europäische Häuser. Ein Verfehlen war um so mehr ausgeschlossen, als über dem des Hafenmeisters die erwähnte mächtige deutsche Flagge weht. Somit trug ich denn meine Karte in den Garten hinein und übergab sie einer kleinen koreanischen Dienerin mit dem Auftrag, sie dem Herrn zu überbringen. Das dauerte ein kleines Weilchen. Das Kind verschwand im Garten, und mittlerweile trat bereits der Hausherr aus dem Hause, um mich persönlich zu begrüßen. Wir gingen ins Haus, von dem aus man einen landschaftlich unbeschreiblich schönen Rundblick genießt. Wir sprachen über dies und das, über die Unverschämtheit der Japaner, die selbst den Hafenmeister, der koreanischer Beamter und über 20 Jahre in Gensan ansässig ist, abends nicht mehr von seinem Hause nach der Stadt passieren lassen wollen, so daß er sich sogar — was vorher nie vorgekommen ist — mit einem japanischen Paß hat bewaffnen müssen. Wir sprachen von den Verkehrsverhältnissen und von der schönen Aussicht, die wir sogar per Fernglas genossen. Ganz beiläufig erwähnte Herr Mannheimer, ganz da drüben über

den Hafen hinweg, kaum mit bloßem Auge zu erkennen — die Häuser da drüben — gehörten einem Engländer, der dort mit seiner Mutter wohne. Es seien das reizende Leute. Vor allen Dingen verfügten sie über einen vortrefflich bestandenen Obstgarten mit europäischen Sorten. So etwas ist in der Tat der größte Luxus, den man sich hier draußen ungefähr denken kann. Da fiel mir wieder ein, das müsse denn doch wohl der spleenige Engländer sein, von dem man mir erzählt hätte, und ich verspürte doch einige Neugier, einmal in diesen Spleenshof noch genauer hineinsehen zu können, als es durch das Fernglas möglich war.

Mein Besuch bei Herrn Mannheimer war eben beendet. Ich treffe zu Hause meine Frau gerade dabei, an ihrem Reitkostüm einige unbedeutende Änderungen vorzunehmen und beschäftige mich selbst mit meinem Goerz-Anschütz-Tele-Apparat, um damit eine Fernphotographie des Hafens vom schützenden Dunkel meines Hauses aus vorzunehmen, da das Arbeiten mit einem gewöhnlichen Apparat außerhalb des Hauses mich eventuell Kopf und Kragen gekostet hätte, wenn Flick und Flock mich dabei beobachtet hätten. Als ich gerade so weit bin, daß ich den Deckel vom Objektiv abheben will — Fernaufnahmen läßt man länger exponieren, als gewöhnliche — erscheinen ärgerlicherweise im Vordergrunde des Bildes von unten her auftauchend zunächst ein alter, grauer Schlapphut, dann ein Paar freundliche Augen, dann ein herzlich ungepflegter Bart, dann ein unbedeckter Hals, dann der Kragen eines Sporthemdes, dessen Knopflöcher in Ermangelung eines Kragenknopfes von einem Kettenknopf lose zusammengehalten werden, wie man ihn gewöhnlich an der Manschette trägt, dann schließlich die ganze Figur, die unten mit Wadenstrümpfen und Halbschuhen, sowie ganz unten mit einem Paar fingerdicker Ledersohlen abschließt. Eben will ich ihm zurufen: „Herr, gehen Sie mir aus dem Vordergrund!" da ist er auch schon am Balkon, legt von außen seine beiden Arme über das Geländer und fängt mit lachendem Munde etwa also an:

„You are Mr. Rudolf L'eee'bel?"

Dabei hält er mir meine Visitenkarte mit meinem Autograph darauf unter die Nase. Gedruckte Visitenkarten habe ich nicht mehr. In Japan muß man ja aus Höflichkeit beinahe jedem

Rickschakuli seine Visitenkarte in die Hand drücken. Da passiert mir's doch regelmäßig, daß die Engländer mein lateinisches „Z" für „L" lesen. Ich korrigiere daher schnell „Z—a—b—e—l".

„Aeaouh yes, Mr. Seeebel!"

„Zaaabel!" antworte ich.

„Yes — I am Mr. Wakefield!"

„Das ist er," dachte ich mir gleich, „das ist er! Aber wie kommt der zu meiner Karte?"

Nun, das Rätsel löste sich schnell. Die kleine Dienerin gehörte überhaupt nicht Herrn Mannheimer, sondern seinem Nachbar, einem Missionar, bei dem Mr. Wakefield gerade zu Besuch war, als meine Karte irrtümlich im Missionshause abgegeben wurde. Man wartete lange vergebens auf den Besucher, und schließlich wollte sich Mr. Wakefield auf dem Heimwege erkundigen, ob etwa der kürzlich zugereiste Fremde die Karte abgegeben hätte. Das Mißverständnis gab uns beiden zu lachen, wir kamen ins Reden, und schließlich lud mich der Besucher ein, ihn doch drüben jenseits des Hafens in seinem Heim den etwas impromptu erfolgten Besuch zu erwidern. Seine Mutter würde sich gewiß ebenfalls freuen, mich kennen zu lernen. Ich zögerte anzunehmen und bemerkte, daß ich Einladungen nur in Begleitung meiner Frau folgte. Meiner Frau — GOD save the Queen! — nun wollte er meiner Frau vorgestellt sein! Na, da half nichts. Ihren Reitstiefel hatte er schon durch die Tür gesehen — „also denn bitte, treten Sie näher — in unser Kriegsquartier! — Mr. Wakefield — Mrs. Zabel — als little boy!" Das bereitet ihm besondere Freude — nun wiederholt er seine Einladung und besteht darauf, wir möchten ihnen beiden morgen in demselben Kostüm die Ehre geben, wie heute. Einen Moment wußte ich nicht, hält der Mann uns etwa für ebenso spleenig, wie wir ihn? Aber seine scharmante Liebenswürdigkeit, und die ohne die geringste Koketterie angebrachte Entschuldigung, er sei „Sportsman", ließen uns ahnen, daß hier durch die böse Fama eine schamlose Albernheit vollführt worden sei, die uns nicht das Recht gab, diesen Mann als eine eigentlich ins Panoptikum gehörige Kuriosität, sondern als einen zwar eigenartigen Menschen, aber durchaus und in erster Linie als Menschen studieren und beurteilen zu lernen.

Am folgenden Nachmittag hielt das kleine Boot, das uns zu dem Märchensitz des Herrn Wakefield hinüberrudern sollte, am Zollhausquai. Eine ausgesuchte koreanische Vierermannschaft, auf deren Sweeters sich die Insignien eines vornehmen englischen Jachtklubs befinden, nimmt uns in Empfang. Ehe die Leute abstoßen, setzen sie sich ihre roten, wollenen Zipfelmützen auf, damit der Herr vom anderen Ufer aus durch das Glas gleich seine Barke erkennen kann, und dann rudern sie uns mit einer Akkuratesse, die ich bei Koreanern vorher für unmöglich gehalten hatte, in 40 Minuten hinüber nach der Landzunge, die das Hafenbecken von Gensan gegen die große Bai abschließt, und auf der das Besitztum des Engländers gelegen ist. Er erwartet uns auf seiner kleinen Landungsbrücke stehend und winkt uns schon von weitem zu. Mag er ein Sonderling sein, Geschmack besitzt er, das sieht man auf den ersten Blick! In die innere Seite der Landzunge ist ein kleines Hafenbecken eingezirkelt. Rings um dieses herum liegt das Besitztum. Die Baulichkeiten liegen nach der Spitze der Landzunge hin.

Das Hauptgebäude, auf das wir zuschreiten, ist in altenglischem Stil erbaut — einstöckig, das Entree ein dick aufsetzender Turm, der an die Tower-Dekorationen auf unseren Bühnen erinnert. Im Entree empfängt uns die Dame des Hauses, eine vornehme, alte Dame mit leicht ergrautem Haar und eisernen, aber gütigen Zügen. Und nun das Haus selbst im Innern! Ich brauchte viele Seiten, wenn ich es ganz schildern wollte. Man begnüge sich einfach damit, zu erfahren, daß darin nichts fehlte, was für einen ausgesuchten Geschmack und für einen gediegenen und behaglichen Komfort notwendig oder auch nur wünschenswert gewesen wäre. Man hätte sich in London ein vornehmes Patrizierhaus einrichten und es direkt so, wie es ist, hierher nach Gensan setzen können. Dann hätte man es so gehabt, wie es hier in Wirklichkeit ist. In der Tat ist auch alles bis ins Einzelnste hinübergebracht worden, aber zur See und größtenteils auf eigenen Jachten, deren nicht weniger denn drei in dem kleinen Hafen liegen. Als „Our little kingdom“ bezeichnete uns die Dame des Hauses, die die eigentliche Seele des Ganzen zu sein scheint, ihr Besitztum, und sie hat recht; sie hat eigentlich dort alles en miniature, was dazu

gehört: Eigene Schiffe, eigenes Land, eigenen Hafen, eigene Untertanen, die in äußerst reinlichen Hütten angesiedelt sind und gehorchen müssen, daß alles nur so am Schnürchen geht, eigene Herden, die an den Hängen der Hügel weiden, eigene Jagdgründe, eigene Fischerei, eigene Werkstätten — — — ja in der Tat, man fragt sich, wie war denn das möglich, hier alles aufzubauen, die Häuser, den Garten anzulegen, eine eigene Wasserleitung von den Hügeln auf Kilometer hinunterzuführen, die Halbinsel von der Moskitoplage zu befreien, die Leute alle anzulernen und was sonst dazu gehört? Wie viele europäische Instruktoren mögen hier wohl gearbeitet haben, um diese kleine heimliche Kulturoase inmitten entsetzlichster Unkultur zu schaffen! Wie viele Ingenieure haben hier wohl abgemessen, kalkuliert, gebaut! Wie viele Handwerker europäischer Schule sind wohl hierher gezogen worden, um wieder zu verschwinden, als alles fertig war — — — fehlgeschossen! Hier gab es an Instruktoren, Ingenieuren, Meistern und geschulten Handwerkern ursprünglich nur zwei: Die Mutter für Garten, Landwirtschaft und Inneres, den Sohn für Bauten und Handwerk! Und von Fertigsein soll auch jetzt noch keine Rede sein. Man arbeitet daran immer weiter, aus reiner Freude am eigenen Schaffen. Man arbeitet um der Arbeit willen, und wenn die Arbeit einmal nicht mehr recht schmecken will, dann fährt man mit der eigenen Jacht nach Wladiwostok, was in zwei oder drei Tagen geschehen ist, und ist mit dem transsibirischen Luxuszug in 18 Tagen in London, oder man lenkt den Kiel des Schiffes zu einer — ich weiß nicht wievielten — Weltumsegelung quer über den Ozean, so herum oder so herum.

Ein richtiges Verständnis für das, was hier im kleinen geleistet wird, erhält man erst, wenn man ein zweistöckiges Gebäude betritt, das ausschließlich den technischen Liebhabereien dieses bewundernswerten Sportsmannes zu dienen hat. Es steht von oben bis unten voll von Handmaschinen, auf denen sich so ungefähr alle Handwerke bis zur subtilsten Feinmechanik ausüben lassen, die es gibt. Mit wenigen fertigen Maschinen wurde begonnen. Die später notwendig gewordenen Maschinen sind eigenes Fabrikat. Fehlt doch selbst eine kleine Eisengießerei nicht!

Die Park- und Gartenanlagen sind bewundernswert. Nicht jeder „jungfräuliche" Boden gibt ohne weiteres Erträge. Zumal in Korea haben die meisten Gartenbauversuche der Europäer, die ich sprach, mit Fiasko geendet. Und was finden wir hier: Birnen, Erdbeeren, Strauchobst, Blumen in Hülle und Fülle, fast alle Blumen der Saison, wie bei uns zu Hause. Mein Gott, wir träumen hier oder werden doch glauben, geträumt zu haben, wenn unser Besuch zu Ende ist. Zunächst läßt uns der herrliche Geschmack der Erdbeeren und dann später beim Tee in dem molligen Speisezimmer, den wir auf ledergepolsterten Sesseln einnehmen — ein wie lange entbehrter Genuß! — der herrliche Kuchen, was sage ich, die feinste Konditortorte nicht an einen bloßen Traum glauben.

Wir besteigen die Hügel, die zu dem Besitztum gehören, und lassen uns eine Zeitlang von den milder werdenden Strahlen der Sonne blenden, die bald hinter den steilen Bergwänden über Gensan versinken wird. Herr Wakefield kennt Land und Leute. Wir erzählen von Flick und Flock. Wir sprechen von unseren Plänen, darunter von dem, den Versuch zu wagen, uns auf die Landstraße nach Wladiwostok zu setzen und zu den Russen zu stoßen, von denen wir uns mehr Entgegenkommen versprechen, als von den Japanern. Er faßt mich bei der Hand und sagt mir:

„Zügel, Zügel! Ich kenne sie beide, die Japaner und die Russen, und ich kenne vor allen Dingen die Koreaner dort oben im Norden. Wie mancher ist schon zu Friedenszeiten dort hingegangen und ist nicht wiedergekehrt! Ich bin genau so wie Sie veranlagt, nur immer vorwärts und keine Furcht. Aber auch ich wäre von einem Jagdausflug einmal kaum wiedergekehrt, wenn ich mich nicht auf meine eigenen treuen Leute hätte verlassen können. Und dabei spreche ich die Landessprache! Schon der Weg nach Soul ist zu diesen Zeiten sehr, sehr bedenklich. Gar im Norden sind jetzt die Koreaner aufgebracht und durch den Krieg verwildert. Sie hassen beide, die Japaner und die Europäer, und bei diesen machen sie keinen Unterschied zwischen Russen und anderen. Den Japanern aber trotzen wollen, halte ich erst recht für verfehlt. Als ich hierher kam, haben sie

mir nachgestellt und keine Ruhe gelassen, bis sie bis ins einzelne wußten, was ich hier wollte. Sie haben es sich schwere Gelder kosten lassen und sind mir ins Land hineingefolgt bis zum chinesischen Meere. Ich habe ihnen alles, aber auch alles gesagt und gezeigt. Jetzt lassen sie mich einigermaßen zufrieden. Ihnen können sie noch so gute Versicherungen geben; was wollen Sie tun, wenn Ihnen unterwegs etwas passiert? Wer ist es schließlich gewesen, Japaner oder Koreaner? Nein, ich rate Ihnen dringend, nicht nach dem Norden zu reisen, auch nicht etwa zum Yalu oder nach Pjöngyang. Das einzige, das Sie jetzt allenfalls wagen können, ist die Reise über Land nach Soul, und selbst die ist ein großes Wagestück! Glauben Sie mir, ich verstehe, was Sie wollen, aber gerade darum rate ich Ihnen, wie ich meinem besten Freunde raten würde!"

Und diesen Mann verketzert die Welt als „spleenig"! Sieht so der Unsinn aus? O nein, du fauler Philister, denkfaul bist du und böswillig, wenn du so etwas nachplapperst! Reich genug, um in Europa, wenn sie es wollen, das Leben eines Krösus zu führen, fliehen Mutter und Sohn in die weltferne Einsamkeit von Gensan, um ganz für sich allein ein Leben süßer Arbeit und arbeitsfrohen Erfolges zu genießen im stillen, in das sie nur selten und ausnahmsweise einen Fremden hineinsehen lassen, und sie hüten so sorgsam ihr Pathmos, daß sie selbst diese wenigen Fremden bitten, ihnen ihr Geheimnis nicht auf einer indiskreten Trockenplatte zu entführen. Liegt darin nicht Stil? Ist das nicht Lebensauffassung? — allerdings eine Lebensauffassung, die sich nur reiche Leute gestatten können, bei denen ihr Vorhandensein aber um so mehr auffällt, als der Sinn der reichen Welt gewöhnlich nach etwas anderem trachtet. Um so etwas zu erfahren, muß man also erst nach Gensan reisen! Schade, daß der alte Diogenes nicht mehr lebt!

Übrigens bringt doch hin und wieder ein seltener internationaler Besuch eine kleine Abwechslung in das trauliche Stillleben. Namentlich die russischen Kriegsschiffe haben die Robinsoninsel bald entdeckt, und schon deshalb braucht die Besitzer die Russenfurcht, die jetzt in Gensan grassiert, nicht allzusehr zu quälen. Auch kann sich das Haus der Ehre rühmen, den Bruder

unseres Kaisers beherbergt und bewirtet zu haben, und Frau Wakefield erzählte mir mit besonderem Stolze, daß ihr Sohn gelegentlich einer mit dem Prinzen Heinrich gemeinsam von hier aus unternommenen Jagdpartie mit diesem sogar unter einem und demselben Moskitonetze geschlafen habe. — — —

Als die Vierermannschaft uns gegen Abend wieder nach unserer Chinesenhütte zurückrudert, und als wir an die uns bevorstehende Landreise denken, ist es uns, als wenn wir ein Paradies verloren hätten. Indessen trösten wir uns zunächst mit den paradiesischen Erdbeeren, die die gütige Wirtin uns hat einpacken lassen, einigermaßen und so gut, wie wir es verstehen.

* * *

Wie lange sitzen wir schon in diesem Nest, dem Gensan! Bald werden es vierzehn Tage, und wir sind heute eigentlich kaum weiter mit unseren Vorbereitungen zur Landreise vorgeschritten, als zu der Zeit, da wir ankamen. Denn es fehlt uns bisher noch am wichtigsten Reiseutensil, dem Dolmetscher. Unser Transportmaterial ist auch noch nicht beisammen. Zwar hat jeder von uns sein Reittier, und Herr Mannheimer, der liebenswürdige Hafenmeister, hat uns, wie gesagt, sechs Kuli besorgt, die wir für die Reise nach Soul engagiert haben. Aber wir haben noch kein einziges Tragtier. Wenigstens steht jetzt schon fest, das wir nach Soul reiten. Denn gestern ist die Meldung eingetroffen, daß russische Patrouillen bereits wieder in den Bergen nördlich von Gensan gesehen worden sind. Zu den Russen selbst aber als Überläufer zu gehen — ein reizvoller Plan! — haben wir wieder aufgegeben. Er erschien uns schließlich doch als zu abenteuerlich, und außerdem war der größte Teil unseres Gepäcks in Japan geblieben. Wir hätten riskiert, daß



Fig. 45.
Getriebene Urne aus Bronze (Korea).

wir über Sibirien hätten nach Hause reisen müssen, ohne jemals von unseren Sachen das Geringste wiederzusehen. Um nach Pjöngyang hinüber zu kommen, wie wir ebenfalls in Erwägung gezogen hatten, sind die Schwierigkeiten zu groß. Unsere Kulis würden uns dorthin nicht folgen. Hielt es doch schon jetzt schwer genug, sie zu der Reise nach Soul zu veranlassen.

Wir sind entschlossen, auch ohne Dolmetscher loszureiten. Herr Mannheimer erbietet sich, uns auf dem ersten Tagemarsch zu begleiten, um uns über die ersten Schwierigkeiten der Landreise mit seinen Sprachkenntnissen hinwegzuhelfen. Wir beabsichtigen, an unserem ersten Reisetage ein buddhistisches Kloster aufzusuchen, das etwa 60 koreanische Li von Gensan entfernt liegt, Sag wang sa, wohin sich die Damen der wenigen in Gensan wohnenden Europäer geflüchtet haben, weil täglich ein Besuch der Russen zu Wasser oder zu Lande droht.

Einen großen Zank gab es zwischen unseren Tragkulis, als sie sich am Abend vor der Abreise darüber einigen sollten, wie unser Geld transportiert werden sollte. Wir hatten zwar mit den Kulis vereinbart, daß sie unterwegs nur denjenigen Teil ihrer Löhnung erhalten sollten, der notwendig ist, um ihre Verpflegung zu bestreiten. Der Rest sollte in Soul bezahlt werden. Somit brauchten wir nur für etwa 400 Mark in koreanischer Münze mitzunehmen. Aber woher das Portemonnaie nehmen, das imstande wäre, 400 Mark koreanischer Münze zu fassen? Wenn das koreanische Geld auch nicht wie das der Spartaner aus Eisen besteht, so daß man zu seiner Fortbewegung eines Wagens bedurft hätte — ein Unterfangen, das in Korea wegen des gänzlichen Mangels an fahrbaren Straßen schlechterdings unmöglich gewesen wäre — so besteht es doch aus Messingmünzen, deren zu jenen Zeiten ca. 400 auf die Mark gingen. Die fragliche Summe hätte, wenn wir sie in dieser Münze mitgenommen hätten, wohl an die zwei Zentner gewogen. Nun gibt es zwar auch noch Nickelmünzen in Korea, die selbstverständlich wesentlich weniger wiegen. Aber mit diesen koreanischen Nickelmünzen ist es so eine Sache. Der Koreaner nimmt zunächst an, daß jede dieser Nikelmünzen falsch ist, und nicht mit Unrecht. Denn die findigen japanischen Geschäftsleute haben derartige Nickelmünzen

in Japan geradezu fabrikmäßig gefälscht und sie größtenteils mit Hilfe chinesischer Mittelleute nach Korea hinübergeschmuggelt. So kommt es, daß tatsächlich an die 80 % des koreanischen Nickelgeldes Fälschungen sind. Ferner aber wird mit dem Kurs dieser Nickelmünzen im Verhältnis zu dem Kupferkäsch ein derartiger Unfug getrieben, daß eine zuverlässige Berechnung nach Nickelmünzen kaum möglich ist. Das Nickelgeld hat fast überall von Dorf zu Dorf einen veränderten Kurs. Nur sehr ungern entschließen wir uns daher, die Hälfte des mitzunehmenden Geldes in Nickel umzuwechseln und verfahren beim Umwechseln mit größter Rigorosität, indem wir zum nicht geringen Ärger unseres japanischen Umwechslers von dem Vormann unserer Kulis die sämtlichen eingewechselten Münzen auf ihre Echtheit durchprüfen lassen. So hoffen wir wenigstens zu vermeiden, daß unsere Kulis, wenn wir sie in dieser Münze bezahlen, etwa behaupten, es seien Fälschungen. Wir können ihnen stets vorhalten: „Ihr selbst habt sie ja in Gensan eingewechselt!" Mithin bleibt nur noch ca. ein Zentner Geld übrig, der eine volle Eselslast abgegeben hätte. Ich muß in der Tat noch einen Kuli engagieren, der die Hälfte des Geldes trägt, während die andere Hälfte schließlich, da sich die Kulis untereinander nicht einigen können, diktatorisch und gleichmäßig auf die übrigen Kulis verteilt wird. Ich tröste meine Träger mit dem Hinweis, daß Geld ja eine Ware ist, die bei eifriger Benutzung täglich weniger wird.

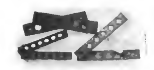


Fig. 46.
Formen aus Holz (zum Formen von koreanischem Zuckergebäck).

Siebentes Kapitel.

Der erste Tag der Landreise.

Abmarsch von Gensan. — In letzter Minute noch ein Dolmetscher. — Die gestörte Marschordnung. — Handelsgeschäfte in Wönsan. — Der Esel und der Boy — der Boy und der Esel. — „Ka-ka!". — Auf der Heerstraße. — Nächtlicher Marsch und Ankunft bei An-bjön. — Das erste Nachtquartier im Koreanischen Gasthaus.

Der Morgen des Aufbruches kam. Unser chinesischer Hauswirt, der unter so eigenartigen Umständen während unserer Anwesenheit das Recht eingebüßt hatte, sein eigenes Grundstück zu betreten, traut sich auch jetzt noch nicht heran, sondern steht nur in respektvoller Entfernung in einem Nebengrundstück und schickt einen Vertreter hinüber, der befugt ist, die Miete für die Zeit unserer Anwesenheit in Empfang zu nehmen. Wir wollten bereits um 6 Uhr morgens aufbrechen oder vielmehr hatten unseren Kulis gegenüber den Aufbruch auf diese Zeit festgesetzt, schon in der zuverlässigen Erwartung, daß wir doch nicht vor 9 Uhr wegkommen würden, die Zeit, die Herr Mannheimer als die zum Abmarsch günstigste angegeben hat. Die Kulis treten denn auch tatsächlich nicht vor 6 Uhr an. Es geht an die Verteilung der Traglasten. Ich habe noch niemals Träger gehabt, die so ungeschickt waren in der Befestigung der ihnen allerdings ungewohnten Gegenstände auf ihren Holzgestellen, die sie auf dem Rücken tragen, wie diese Koreaner. Als wir beim Packen sind, erscheint plötzlich ein Koreaner mit langem, schwarzen Voll-

Fig. 47. Keule aus Holz. Koreanisches Hausgerät, dient als Waffe.

bart und verhältnismäßig anständig gekleidet auf dem Hofe mit einem Zettelchen in der Hand, auf dem mir Herr Mannheimer mitteilt, daß er den Überbringer in letzter Minute aufgetrieben hätte, der bereit sei, mich als Dolmetscher zu begleiten. Ich bin glücklich, auf diese Weise wenigstens jemanden gefunden zu haben, der, wenn auch nur einige wenige Worte, Englisch spricht. Der Dolmetscher wird sofort in die Funktionen eines Karawanenführers eingewiesen, doch stellt sich bald heraus, daß er wohl befehlen will, aber nicht kann. Er stolziert zwischen den Kulis hin und her, wie August der Dumme im Zirkus, und hindert mehr, als daß er nützt, so daß ich ihn nach seinem ersten Debüt beiseite schiebe und auf eine Treppenstufe niederdrücke, damit er nur still sitzt und durch seine Arbeitswilligkeit nicht diejenigen Dispositonen stört, die ich vor seinem Auftauchen bereits getroffen habe.

Einer bei solchen Gelegenheiten bereits zur Gewohnheit gewordenen Energie und diverser mehr oder weniger temperierten Fußtritten verdanke ich es schließlich, daß das unnütze Chor von Trägern bereits um 8 Uhr so weit ist, daß alles aufgepackt und zum Abmarsch bereit ist. Ich schicke noch schnell zu Herrn Mannheimer voraus, um ihm sagen zu lassen, wir ritten bereits los, er möge nur nachkommen. Ich weiß aus früherer Praxis, daß wir unterwegs doch sicher noch verschiedene Male werden halten müssen, weil bei Beginn eines Marsches sich stets noch trotz aller guten Vorbereitungen gar manches herausstellt, an das man vorher nicht gedacht hat. Langsam werden die Reittiere und die Kulis aus dem Gehöft herausgeführt. Als wir heraustreten, ist die erste angenehme Überraschung für uns die, daß Flick und Flock im Reisekostüm auf der Bank im Garten der Polizeistation bereit sitzen, um uns zu erwarten und um uns mit ihrer liebenswürdigen Gesellschaft eventuell bis Soul und weiter zu beglücken. Bereits erheben sie sich von ihren Sitzen. Da ich sie fixiere, zupft sich Flick schnell noch einmal an dem blonden Büschel seines schwarzen Vollbarts, und Flock holt eiligst aus seinem Ledertäschchen die schwarze Brille hervor. Wahrscheinlich verfolgt er dasselbe Prinzip wie der Vogel Strauß, der vor den Verfolgern den Kopf in den Sand steckt und, wenn er selbst nichts mehr sieht, denkt, die anderen sehen ihn auch nicht.

Wir kümmern uns zunächst nicht weiter um die beiden. Der Abmarsch erfolgt ziemlich stolz, wir beiden Europäer voran auf unseren Ponys, die ebenfalls die Bedeutung des Augenblicks zu würdigen wissen und bereits während des Sattelns einen kleinen Zweikampf miteinander bestanden haben. Dann folgt der Dolmetscher. Er trägt die photographische Ausrüstung und das Martinigewehr. Sodann kommen die Kulis, als erster der mit dem Geldsack und als letzter derjenige, der die Schreibmaschine



Auf dem Marsche.

trägt. Über der Schreibmaschine thronen, in einem Strohsack eingebunden, aus dem nur die Köpfe noch hervorsehen, unsere drei Truthühner als letzte Reliquie unseres aus Japan mitgenommenen Hühnerbestandes, den wir unterwegs peu à peu aufgegessen haben. Wir kommen an dem Krämerladen unseres chinesischen Hauswirts und Pferdehändlers vorbei, der wenigstens vor seinen Landsleuten „das Gesicht" wahren will und uns mit tiefen Verbeugungen und lauten Segenswünschen für die Reise

verabschiedet. Was er dabei gedacht haben mag, habe ich nicht erforschen können.

Nachdem wir das chinesische Settlement hinter uns haben, ziehen wir durch die Japanerstadt. Die Geschäftsleute, bei denen wir während unserer Anwesenheit in Gensan unsere kleinen Einkäufe besorgt haben, stehen vor ihren Läden. Die zahlreiche Einquartierung, die gerade einmal Ruhetag zu haben scheint, beteiligt sich am Maulaffenfeilhalten. Vielfach begegnen wir höhnischem Lächeln und spöttischer Gleichgültigkeit. Aber auch manch freundlicher Gruß wird uns zum Abschied zu teil, der freundlichste von unserem Bankier, bei dem wir unser Geld eingewechselt haben — wie muß der uns übers Ohr gehauen haben! Mehr aber noch, als unsere Karawane erregen die Gefühle der japanischen Bewohnerschaft Gensans Flick und Flock, die in gemessener Entfernung hinter uns hergehen und mehr als einen Bückling einheimsen und mehr als ein Wonneschlürfen vernehmen, mit dem der Japaner denjenigen, den er hochachtet, als dem Ausdruck seiner vollkommensten Devotion zu begrüßen pflegt. In der Tat, im Japaner steckt viel mehr Respekt vor dem Vertreter der Obrigkeit, als selbst im Deutschen. Zumal die Polizei erfreut sich beim Japaner einer erheblichen Wertschätzung, und man ist überrascht, das geflügelte Wort Eugen Richters auch in Japan und in den japanischen Kolonien bestätigt zu finden, das da besagt: „Der Gendarm regiert."

Bereits als wir durch die japanische Niederlassung hindurch sind, lehrt uns ein Blick nach rückwärts, daß unsere Karawane, die man beim Abmarsch vielleicht mit einer Schlange hätte vergleichen können, mittlerweile bereits den Schwanz verloren hat. Der eine Kuli, der uns noch am meisten nahe geblieben ist, sitzt vor einem Japanerladen und wickelt sich eben seine Fußlappen auf. Ein anderer, den wir eben noch mit den Blicken erhaschen können, steht in einem vertraulichen Gespräch begriffen mit mehreren koreanischen Rickschakulis, denen er nach koreanischer Höflichkeit Rede und Antwort stehen muß über Woher, Wohin und Zweck der Reise, und der Dolmetscher hat sogar meine Flinte in der Hand und ist eben im Begriff, sie einer Anzahl neugieriger japanischer Infanteristen zur Begut-

achtung herumzureichen. Der Rest der Karawane ist nicht mehr zu sehen. Da mein Pony, das sich immer noch nicht an das Alleingehen gewöhnen will, seinen Kampfgenossen von vorhin nicht verlassen will, so sehr ich ihn auch durch Zügel und Peitsche nötige, den Weg, den er zurückgelegt hat, mit mir zusammen noch einmal zu wagen, so gebe ich als der Klügere nach, steige ab und drücke einem gerade neugierig stehen bleibenden Koreaner den Zügel zum Halten in die Hand. Dann laufe ich zurück, nehme dem Japaner, der eben mit meiner Flinte Zielübungen anstellt, das Gewehr ab und will gerade meinen Dolmetscher in etwas energischer Weise zur Rede stellen. Der Anlauf, den ich dazu nehme, hat bereits die allerdings nach früheren Erfahrungen nicht ganz unerwartete Wirkung, daß er stolpert und die Beine in die Luft steckt, ein Anblick, der zum Glück meiner Koreaner stets und in jedem noch so oft wiederholten Fall die Wirkung besitzt, meinen Zorn um einige Grade abzukühlen. Schließlich gelingt es mir mit Hilfe des Dolmetschers, die Kulis wieder zusammenzuholen. Er soll ihnen einschärfen, daß sie beieinander zu bleiben hätten, und daß keiner ohne Erlaubnis zurückbleibt. Trotzdem die Kulis so viel nicht auf dem Rücken schleppen, tun sie doch, wie wenn sie wer weiß was für Lasten tragen, und selbst der Dolmetscher markiert den starken Mann, als er mit Ächzen den Gewehrriemen über seine rechte und die Apparattasche über seine linke Schulter wuchtet. Nun sie wieder alle beisammen sind, kann es ja glücklich nach einem Aufenthalt von einer Viertelstunde weitergehen. Um etwas sicherer zu sein, beauftrage ich den Dolmetscher, als Letzter zu gehen und jeden, dem es einfallen sollte, ohne Erlaubnis zurückzubleiben, zum Weitermarschieren anzustacheln.

In dieser Weise ziehen wir nun in die Koreanerstadt Wönsan ein. Wir haben ungefähr eine halbe Stunde zurückgelegt bis zu dem Marktplatz, und als wir dort ankommen, hat die Schlange schon wieder den Schwanz verloren. Diesmal aber dauert es erheblich länger, bis die Kulis uns erreichen. Denn als einer der Kulis, und zwar derjenige, der das Geld trägt, sich wiederum niedersetzt, um seine Fußlappen zu verändern, hockt sich auch der Dolmetscher in gewissenhafter Befolgung seines Auftrages, stets

der Letzte zu bleiben, nieder, und als die Kulis, die vorweg sind, sehen, daß bereits zwei am Wege hocken, denken sie wahrscheinlich, das sei das Signal für sie, um ein Gleiches zu tun, und so kommt es, daß die Karawane erst nach Verlauf einer weiteren halben Stunde bei uns anlangt. Der Dolmetscher eilt auf mich zu, um mir mitzuteilen, daß der Kuli, der das Geld schleppt, nicht mehr laufen könnte, da die Last zu schwer sei, und er sich infolgedessen schon zweimal seine Fußbandagen hätte lösen müssen. Da ich einsehe, daß wir auf diese Weise nicht weit kommen werden, so will ich schnell noch die Gelegenheit benutzen, um ein oder mehrere Tiere zu kaufen, da es mir scheint, ich werde mit diesen unvernünftigen Lebewesen weiter kommen, als mit den angeblich vernünftigen. Der Dolmetscher wird daher beauftragt, Umfrage zu halten, ob jemand da wäre, der einen Pony oder einen Esel zu verkaufen hätte. Er entledigt sich denn auch dieses Auftrages, indem er wahrscheinlich nach guter koreanischer Sitte an irgend einen der aus langen Pfeifen rauchenden Männer herantritt und ihm mit vielen Umschweifen erklärt, ich wollte ein Pferd oder einen Esel kaufen. Die Männer nehmen von dieser Tatsache Kenntnis, rühren sich aber nicht von der Stelle. Hätte ich auf den Dolmetscher warten wollen, dann wäre ich wahrscheinlich nach einer weiteren Stunde noch zu keinem irgendwie verzeichnenswerten Resultat gekommen. Zum Glück erscheint der kleine koreanische Pferdehändler, der mir bereits den Ankauf meiner beiden Reittiere vermittelt hatte. Er ist etwas intelligenter und begreift sofort, daß hier etwas zu verdienen ist. Er verkündet mit lauter Stimme mein Anliegen, und bereits traben nach verschiedenen Seiten unter Hintenanlassung aller sonst gewahrten Würde langbärtige und mit ihren Pfeifen in der Luft herumfuchtelnde Männer ab, die sich erinnern, daß in diesem oder jenem Stalle noch eine alte, durchgescheuerte Mähre stünde, die gerade gut genug wäre, um sie dem Fremden für vieles Geld aufzuhängen. So kommt es denn, daß zwar allerhand Tiere angebracht werden, von denen aber der erste Blick lehrt, daß sie den zweiten Reisetag voraussichtlich nicht mehr erleben werden. Während der Besichtigung hat sich natürlich eine sehr bedeutende Menschenmenge eingefunden, die uns

wie eine dichte Mauer umsteht, und die nicht weichen will, bis mein kleiner Dolmetscher, dessen eine Hälfte einst als spanisches Rohr auf Malacka grünte, während die andere die Rippen eines apanischen Ochsens einhüllte, ihnen mit lieblichem Zwitschern

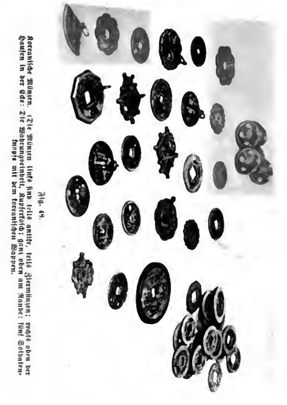


Fig. 49.
Koreanische Münzen. (Die Münzen links sind teils antike, teils Ziermünzen; rechts oben der Haufen in der Ecke: Die Währungseinheit, Kupferkäsch; ganz oben am Rande: fünf Soldatenknöpfe mit dem koreanischen Wappen.

direkt unter der Nase vorbeisaust und Gelegenheit zum Stolpern gibt. Während der Pausen, die sich in diesem erbaulichen Handelsgeschäft einstellen, wechsle ich noch die auf die einzelnen Kulis verteilten koreanischen Käschs, auch mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe, in Nickelmünzen um, und er-

leichtere auf diese Weise den Kulis das Gepäck nicht unerheblich in der allerdings törichten Annahme, sie würden nun etwas schneller und geschlossener marschieren. Wir können nicht hindern, daß währenddessen der Wall um uns herum wiederum dicker und dicker wird, und haben Mühe, uns wenigstens von Zeit zu Zeit den Kreis, in dem wir sitzen, durch einige geschickt gezielte Nasenstüber etwas zu erweitern. Um ihn zu sprengen, dazu bedarf es erst eines kräftigeren äußeren Anlasses, und dieser erscheint in Gestalt des Herrn Mannheimer, der mittlerweile ebenfalls aufgebrochen ist und uns eingeholt hat. Er ist schon ganz aufgeregt, als er uns inmitten dieses Knäuels von Menschen stehen sieht und glaubt, wir hätten irgend einen Streit. Um so erlösender wirkt auf ihn der Augenschein, demzufolge es sich nur um ein ganz harmloses Geschäft hier handelt. Da wir damit bald zu Ende zu sein glauben, so raten wir ihm, sich nicht in diesen Wust von Menschen ebenfalls noch zu verwickeln, sondern weiter zu reiten und uns eventuell außerhalb der Stadt zu erwarten. Wir rufen ihm ein flüchtiges Lebewohl zu und ahnen noch nicht, daß dies das letzte Lebewohl sein soll, mit dem wir uns von ihm verabschieden.

Fast schon geben wir die Hoffnung auf, ein brauchbares Tier zu erwerben, als unser findiger Pferdehändler zu guter Letzt, nachdem er in eigener Person auf die Suche gegangen war, doch noch ein Tierchen anbringt, das uns gleich bei seinem Auftreten mit einem traulichen „Y—a" empfängt, das jung und fehlerlos ist, und das wir für den für einen Esel in Korea ganz enormen Preis von 25 japanischen Yen erstehen. Schnell wird das Tierchen bepackt. Wiederum können die Kulis sich nicht einigen über die Verteilung des Gepäcks, so daß sie schließlich alle in einer Reihe auf die Erde niederhocken müssen, während ich selbst das Gepäck neu verteile. Drei gewöhnliche Traglasten habe ich ihnen nunmehr durch das Einwechseln von Nickelgeld und durch den Rücken des Esels abgenommen und bin jetzt wirklich davon überzeugt, daß unsere Weiterreise etwas flotter von statten gehen wird. Wir haben bei dem notwendigen Handel nahezu drei Stunden unserer kostbaren Zeit verloren, und es ist gar keine Aussicht mehr, das Kloster, das etwas abseits vom Wege liegt.

heute noch zu erreichen. Somit ergeben wir uns denn schon jetzt in unser Schicksal, auf den uns zugedachten guten Abendschmaus im Kloster, den Herr Mannheimer bei seiner Gattin für uns bestellt hat, verzichten zu müssen. Und so ziehen wir aus der Koreanerstadt hinaus, diesmal vorsichtshalber als die letzten. Der Dolmetscher muß als erster den Esel führen, und zu seiner Aufsicht wird unser chinesischer Boy neben ihn postiert. Dieser muß bei dem Mangel an Tieren zu Fuß laufen. Irgendwelche Last trägt er nicht außer seinem Sonnenschirm, den er über sein bezopftes Haupt hält, und der ihn stets dann, wenn es notwendig ist, am Zugreifen verhindert. Dafür ist er aber unter schwersten Strafandrohungen verantwortlich gemacht worden für unseren gläsernen Wasserfilter, den er säuberlich verpackt unterm Arme trägt, und den er auf diese Weise durch ganz Korea hindurch heil nach Tschemulpo befördern soll. Wir atmen einigermaßen auf, als wir die schmutzige Koreanerstadt hinter uns und die Reisfelder zur Rechten, das Wasser des Hafenbeckens zur Linken haben und vor uns die grünen Berge mit ihrem prächtigen Gewirr von Zacken und Spitzen und mit ihren tiefen Schlagschatten, die die Mittagssonne, die uns gerade ins Gesicht scheint, auf ihren Hängen erzeugt. Nur wenn wir den Blick rückwärts wenden, trübt sich unsere Laune ein wenig. Denn hinter uns marschieren Flick und Flock. —



Fig. 49. Halskette aus Knochenperlen.

Nach den bisherigen Erfahrungen wagen wir schon gar nicht mehr die kühne Hoffnung zu hegen, daß die Marschschwierigkeiten nunmehr beendet seien, nachdem wir tatsächlich auf dem Marsche sind. Das Elend mit den Tragkulis fängt bereits wieder an, als wir eben aus dem Weichbild von Koreanisch Wönsan heraus sind. Der Kuli, der das Geld trägt, fängt schon wieder das alte Spiel an, sich alle 10 Minuten niederzuhocken und an seinen Schuhen herumzubasteln. Ich bringe nun allerdings persönlich einigermaßen Zug in die Gesellschaft hinein, indem ich meine Frau bitte, sich unmittelbar hinter dem Dolmetscher und Boy zu halten, während ich mich an die Queu setze. Selbst diese einfachste Marschevolution hat ihre Schwierigkeiten insofern, als der Pony meiner Frau zu,

nächst nicht zu bewegen ist, allein weiter zu laufen, so daß der Packesel ihm vor die Nase gesetzt werden muß. Erst als das kurzgeschorene Schwänzchen unseres Grautieres ihm Kühlung um die Nüstern zu fächeln sich redlich bemüht, glaubt er sich auf der richtigen Fährte. Allerdings sind nun die Rollen insofern vertauscht, als der Pony meine Frau führt, anstatt umgekehrt. Es kommt hinzu, daß der Boy zeitweilig, wenn der Dolmetscher gerade von mir am Ende der Karawane gebraucht wird, die Zügel des Grautierchens nehmen muß. Dieses ist nun aber wohl an ein koreanisches Kostüm gewöhnt, nicht dagegen an ein chinesisches. Außerdem hält unser Boy, der als Kantonese und somit Großstädter keine Ahnung vom Umgang mit Tieren besitzt, unter dem linken Arm den Glasfilter, in der rechten Hand dagegen seinen aufgespannten Sonnenschirm krampfhaft fest. Da das Eselchen vor ihm scheut, so soll er vorangehen und es an langer Leine führen. Das Eselchen besitzt jedoch die Ungezogenheit, bisweilen vom Wegrande Gras wegzurupfen. Dann kann der Chinese aus Leibeskräften ziehen, das Tierchen ist nicht fortzubewegen. Selbstverständlich hält dann auch der Pony meiner Frau an, und es bedarf diverser Hiebe und späterhin eines Maulkorbes, um ihm die Unart des Grasfressens unterwegs zu stecken. Die Sache kompliziert sich noch weiter, wenn dann der Boy mit seinem Glasfilter unter dem linken Arm und dem aufgespannten Sonnenschirm in der rechten Faust gegen das Eselchen zu Felde zieht und versucht, dieses am Kopfe zu fassen. Bei seiner Ungeschicklichkeit im allgemeinen und seiner Hilflosigkeit angesichts des Filters und des Sonnenschirms im besonderen gelingt es ihm nun fast niemals, das Eselchen am Kopfe zu packen, die einzige Möglichkeit, wie man es zum Weitergehen bewegen kann. Sobald der aufgespannte Sonnenschirm und dahinter der Chinese sich dem Kopf des Eselchens nähert, stutzt dieses und sucht sich vor dem Angriff in der Weise zu schützen, daß es dem Chinesen seine Reversseite zukehrt. Da aber diese auch für den Pony meiner Frau die einzig interessante ist, so folgt auch dieses mit der Nase jener bewußten Reversseite, und der Chinese fängt nun einen Karussellauf an, um in demselben Tempo, mit dem das Eselchen ihm immer wieder die Reversseite zukehrt, um diese letztere

herumzutraben und es von hinten am Kopfe zu fassen. Dabei kommt ihm aber immer wieder der Pony in die Wege, so daß dieser Karussellauf zum allgemeinen Ergötzen sich mehrfach wiederholt, bis endlich einer der jüngeren koreanischen Träger, der sich späterhin als der aufgeweckteste von allen erweist, hinzuspringt. Von diesem läßt sich das Eselchen in seinem echt koreanischen Instinkt selbstverständlich am Haupte greifen, und nun kann die Karawane weitergehen. Dieser Aufenthalt, der mit ziemlicher Regelmäßigkeit wiederkehrt, trägt jedenfalls das Seinige dazu bei, um das Zusammenhalten der Karawane wenigstens einigermaßen zu erleichtern. Denn in der Zwischenzeit kann ich mit Aufbietung gehöriger Lungenkraft, und indem ich mit meiner Reitpeitsche von Zeit zu Zeit Löcher in die Luft haue, es erreichen, daß die Träger nach und nach sich wieder bei der Spitze des Zuges einfinden. Gewöhnlich glauben sie dann, nunmehr auch ihrerseits das Anrecht darauf zu haben, sich niederzuhocken und eine Pfeife zu rauchen, was ihnen aber insofern schlecht bekommt, als sie dann mit wütenden „Ka“-Rufen erneuten Ansporn zum Fortschritt erhalten, der den Koreanern eben auf allen Gebieten so dringend not tut.

Das Wörtchen „Ka“ ist übrigens einer der wichtigsten Brocken Koreanisch, die wir uns beeilt haben, angesichts der mangelnden Fähigkeiten unseres Dolmetschers uns anzueignen. „Ka“ bedeutet auf Deutsch „geh“, und wenn man dieser Aufforderung besonderen Nachdruck verleihen will, sagt man es zweimal „Ka-Ka“. Das ist ganz gemeines und ordinäres Kuli-Koreanisch, aber wenn man zu Kulis redet, muß man sich auch ihrer Sprache bedienen, um verstanden zu werden. Hätte ich für jedes Mal „Ka“-Rufen oder selbst auch nur für jedes Mal „Ka-Ka“-Rufen einen koreanischen Käsch bekommen, ich glaube, ich hätte trotz dieser geringen Münzeneinheit auf dieser Reise ein Vermögen sammeln können.

Somit kommt es denn, daß an diesem ersten Reisetage die wissenschaftliche Ausbeute und die geographischen Notizen, die ich mir vorgenommen habe, mit konsequenter Regelmäßigkeit zu nehmen, nicht sonderlich florieren. Wie gewöhnlich bei solchen Reisen hat man noch nicht wieder die richtigen Schätzungsmaße im Auge, und so erklärt es sich, daß man die Wege meist unter-

schätzt. Auch läßt sich an diesem ersten Reisetage in keiner Weise ein irgendwie regelmäßiges Tempo innehalten, auf Grund dessen man in der Lage wäre, einigermaßen korrekt zu beobachten. Ich habe überhaupt noch niemals solche Sorgen auf einer Expedition und solche Arbeit mit den Leuten gehabt, wie hier in Korea.

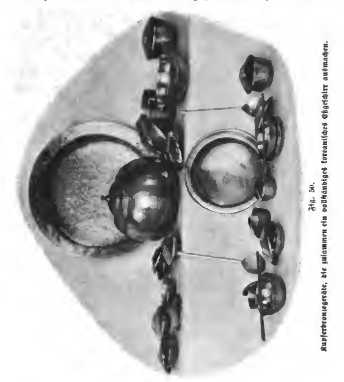


Fig. 50.
Kupferbronzegeräte, die zusammen ein vollständiges koreanisches Eßgeschirr ausmachen.

Die außerordentlichen Ereignisse des Vormittags und Mittags haben es mit sich gebracht, daß noch niemand an die Mahlzeit und an die Rast gedacht hat. Um so lebhafter werde ich daran erinnert, als plötzlich die ganze Karawane vor mir, ohne irgend etwas zu sagen, an einer am Wege gelegenen Hütte anhält, die sich als eine Art Wirtshaus herausstellt. Nun, der Hunger ist

ein mächtiger Gebieter, und auch bei uns stellt er sich ein. Wir machen daher Halt, wenngleich ich wegen unseres Nachtquartiers immer mehr Besorgnisse bekomme. Wir bleiben heute ganz erheblich hinter dem Ziele zurück, das wir uns gesetzt haben. Die Tatsache, daß der hungrige Mensch der gemeinste Egoist ist, läßt sich auch hier wieder beobachten, indem die Koreaner sich ohne weiteres an die Vertilgung ihres Gemisches von Reis und Bohnen, nebst Fisch- und Gemüsebeilage heranmachen, ein Gericht, das selbst meinem Chinesen Grausen erregt. Die Tiere dagegen werden einfach mit ihren Lasten draußen stehen gelassen, bis ich zwei von den faulsten Kulis, die aber beim Essen sich als die fleißigsten erweisen, an den Ohren nehme und vor die Tiere führe, damit sie sie absatteln und vor allen Dingen das Eselchen von seiner Last befreien. Die Tiere werden an dem Abhang eines Hügels mit langer Leine mitten im Grase angebunden und lassen es sich ebenso herzlich schmecken, wie die Menschen. Die Landschaft, durch die wir gezogen sind, war verhältnismäßig flach und zunächst nur mit niedrigen Hügeln durchsetzt. Wir sind fast die ganze Zeit zwischen Reisfeldern geritten. Wir kamen an zahlreichen Herbergen und Ackerdörfern vorbei. Auf den Feldern waren die Landleute damit beschäftigt, den Reis umzupflanzen. Unterwegs begegneten uns zahlreiche Wanderer. Teilweise wurden wir auch von denen überholt, die aus der Stadt vom Markte kamen und nun lässig auf den Rücken ihrer Ponys oder ihrer Eselchen saßen, mit denen sie ihre Waren nach der Stadt transportiert hatten. Verschiedene Versuche, unterwegs einen Ankauf von Tragtieren vorzunehmen, scheiterten. Unter den Wanderern, die uns entgegenkamen, befanden sich auch von Zeit zu Zeit Japaner. Gewöhnlich waren es drei oder vier Leute, die ihr Gepäck von einem Pony tragen ließen und selbst munter nebenher trabten. Wir befanden uns ja hier noch auf der Heerstraße, die Soul mit Gensan verbindet. Zu unserer Überraschung sahen wir, daß es meist Soldaten waren. Wir haben ja bereits in Fusan gesehen, wie ein Bataillon Infanterie, das nach Gensan bestimmt war, eingeschifft wurde, um nach Tschemulpo, das an der Westküste Koreas liegt und der Hafen von Soul ist, gebracht zu werden. Es ist nun interessant, zu sehen, wie diese Soldaten nicht in geschlossenen Kolonnen nach



Auf der Heerstraße zwischen Gensan und Söul.

Gensan gebracht werden, sondern in einzelnen kleinen Trupps von drei bis vier Mann, die durchaus nach Art des Landes reisen. Ich glaube nicht, daß diese Methode eines Truppenmarsches bisher in der europäischen Kriegsführung gehandhabt worden ist. Sie bedeutet aber eine bis in die äußersten Konsequenzen getriebene Anwendung des Moltkeschen Prinzips: „Getrennt marschieren, vereint schlagen!" Wir haben in den zwei Tagen, die wir zunächst der Heerstraße folgten, an ein halbes Hundert solcher Militärtrupps gezählt. Die Vorteile eines solchen Marsches, der selbstverständlich nur dann erfolgen kann, wenn das durchzogene Land ruhig ist, liegen auf der Hand. Sie liegen zunächst auf dem Gebiete der Verpflegung und finden darin ihre volle Rechtfertigung. Denn in den koreanischen Dörfern, die an der Heerstraße liegen, ist verhältnismäßig nur sehr wenig zu haben. Es bedürfte daher ein Transport von Truppen in geschlossenen Kolonnen einer vollständigen Organisation der Verpflegungsstationen, die stattfinden müßte, ehe die Truppen sich auf den Marsch begeben. Diese hat indessen ihre großen Schwierigkeiten. Denn es müßten ganze Proviantkolonnen vorausgehen. Es müßten Verpflegungsetappen eingerichtet werden, die wiederum die rückwärtigen Verbindungen aufrecht erhalten müßten. Kurz und gut, es wäre ein ganzer großer Apparat notwendig. Indem aber die Truppen in einzelne kleine Gruppen aufgelöst werden, ist es diesen möglich, zu reisen wie gewöhnliche Reisende, und es ist ihnen vor allen Dingen möglich, die zahlreichen am Wege liegenden Unterkunftshäuser als Verpflegungsstationen zu benutzen, die wohl für eine kleinere Zahl von Reisenden eingerichtet sind, aber ebenso wie die Truppen in der größten Verlegenheit wären, wenn sie sich plötzlich vor die Notwendigkeit gesetzt sähen, etwa auch nur einen Zug Infanterie zu verpflegen. Durch diese Vereinzelung auf dem Marsche wird also nicht nur die ganze Organisation der Verpflegungsetappen und Proviantkolonnen gespart, sondern es wird auch das durchzogene Land nicht mit denjenigen Beschwerden und Mißhelligkeiten überlastet, die größere Truppendurchzüge für die an der Marschstraße liegenden Ortschaften stets mit sich bringen und häufig zur Flucht der Anwohner Veranlassung geben, auch dann, wenn für die Requisitionen bares Geld bezahlt wird, wie

die Japaner es in Korea regelmäßig und mit großer Konsequenz tun. Man sieht auch aus dieser Maßnahme wiederum, wie die Japaner es sehr wohl verstehen, sich dem Bedürfnis ihres Koloniallandes in einem ganz erheblichen Maße anzupassen. Es ist mir übrigens unterwegs eine Beobachtung aufgefallen, die ich auch bereits in Südkorea gemacht habe, daß die japanischen Kolonisten in Korea ausschließlich Handelstreibende sind. Ich habe während meines ganzen Aufenthaltes in Korea nicht einen einzigen japanischen Bauern angesiedelt gefunden, den man in dem landläufigen Sinne als Kolonisten bezeichnen könnte. Wenn daher die Japaner stets der Welt glauben machen wollten, sie brauchten Korea als ein Kolonialland im eigentlichen Sinne des Wortes, das heißt, um in erster Linie der arbeitenden und namentlich landwirtschaftlich arbeitenden Bevölkerung Japans größere Expansionsgebiete zu eröffnen, so kennzeichnet sich das angesichts der Erfahrungen in Korea durchaus als eine Übertreibung, ja fast ist man versucht zu sagen, als eine Blasphemie.

Nach der Mittagsrast wird mit aller nur möglichen Beschleunigung aufgebrochen. Wir wollen wenigstens unbedingt einen größeren Ort erreichen, der im SSO. von Wönsan liegt: An-bjön (chinesisch Anbing). Wir haben allerdings noch nahezu 18 km bis dahin. Wir sind sehr schlecht marschiert. Unser Marsch betrug bis zur Mittagsrast nur erst etwa 12 km. Die Mittagsrast fand nachmittags gegen 1/24 Uhr statt. Um 4 Uhr brechen wir glücklich auf. An-bjön muß erreicht werden. Denn zwischen dem Ort unserer Mittagsrast und An-bjön gibt es kein Gasthaus mehr, wo wir hätten bleiben können. Wie ist nun das aber bei diesen elenden Kulioerhältnissen möglich? Nun, wir müssen es eben auf andere Weise einmal versuchen. Es wird also den Leuten eingeschärft, wir müßten unbedingt heute bis An-bjön kommen. Der Boy wird beauftragt, falls die Kulis nachbleiben sollten, bei ihnen zu bleiben und die Karawane nachzuführen. Es gilt eben einen Versuch. Ich selbst reite mit meiner Frau einfach los. Wir halten konsequent ein ganz gleichmäßiges Tempo inne, unbeirrt dadurch, daß der Abstand zwischen uns und unseren Leuten sich immer mehr und mehr vergrößert. Es heißt eben einfach vorwärts, mögen die anderen sehen, wie und wann

sie nachkommen. Als die Dunkelheit hereinbricht, steigen wir ab und nehmen die Zügel über den Arm. An der scharfen Brise, die plötzlich von links her zu uns hinüberweht, merken wir, daß wir uns wiederum der Küste nähern, die wir eine Zeitlang aus den Augen verloren hatten. Schließlich kommen wir an das Ufer eines Küstenflusses, an dem An-bjön liegt, und nun müssen wir noch etwa eine volle Stunde am Ufer des Flusses in südlicher Richtung weiter marschieren, bis wir schließlich gegen 8 Uhr Hundegebell von dem anderen Ufer des Flusses hören und eine Viertelstunde später an einer Brücke Halt machen, die hinüberführt nach der Stadt. Am Kopf der Brücke liegt ein koreanisches Gasthaus. Hier setzen wir uns todmüde unter der kleinen Veranda auf dem Lehmvorsprung nieder und lehnen uns aneinander an, um einzunicken, bis der Lärm unserer Leute uns wecken würde. Nahezu anderthalb Stunden bleiben wir so sitzen. Endlich, endlich kommt die Karawane. Es fehlt kein Mann und kein Stück. Das Experiment ist also geglückt. Leider hat das Gasthaus, an dem wir gehalten haben, keinen Platz für unsere Tiere. Somit müssen wir denn noch in der Dunkelheit über die halsbrecherische Brücke hinüber, um auf dem jenseitigen Ufer ein Nachtquartier zu beziehen. Am anderen Morgen, als wir wiederum über die Brücke hinüberreiten, merken wir erst, über welche Gefahren uns ein gütiger Engel in der Dunkelheit sicher geleitet hat. Denn die Brücke besteht eigentlich kaum mehr aus Holzböcken, über die Knüppel hinweggebunden sind, als vielmehr aus einer Kette von Löchern, und es ist ein wahres Wunder, daß nicht wir selbst und unsere Tiere sich in den Löchern die Beine gebrochen haben.

* * *

Zwar haben wir die halsbrecherische Brücke nun hinter uns, ohne uns den Hals gebrochen zu haben. Damit sind wir aber doch noch nicht am Ziele unseres heutigen ersten Reisetages der Landreise angelangt. Denn das Hundegebell, das uns die Nähe von An-bjön anzeigt, klingt noch aus der Ferne, und von den Lichtern, die uns von jenseits des Flusses herüberwinken, verlöscht nach und nach eins nach dem anderen, ein Zeichen dafür,

daß die Leute in An-bjön zu Bett gehen. Aber von rechts her tönt aus nächster Nähe Hundegebell. Also dort in dem Buschwerk am Flusse muß ein Dorf versteckt liegen. Ich leite daher die Karawane nach jener Richtung hin, und bald befinden wir uns auch inmitten von dunklen Schatten, die teils von Bäumen, teils von koreanischen Hütten herrühren. Wir gehen immer dem Hundegebell nach, das uns als Wegweiser dient; schließlich macht die Karawane Halt vor einem niedrigen, grauen Gebäude, angeblich einem Rasthause. Mensch und Tier heischen jetzt gleichermaßen gebieterisch ihr Recht auf Ruhe. Somit hämmern zu gleicher Zeit drei, vier Fäuste gegen die verschlossene Tür, die beiden Pferde wiehern, und das Eselchen macht ebenfalls sein Recht auf artige Behandlung geltend durch ein laut gebrülltes „Y—a", bis schließlich der schlaftrunkene Gastwirt ängstlich von innen an die Tür kommt und zunächst, ohne aufzumachen, sich erkundigt, wer denn die fremden Gäste wären. Ob dieses Argwohns erbost schreien die Kulis gleich durcheinander und schlagen wütend mit ihren Füßen erneut gegen die Tür, so daß dem armen Gastwirt schließlich nichts anderes übrig bleibt, als ohne Befriedigung seines Wissensdurstes zu öffnen. Er erscheint nur mit einem leichten Gewande bekleidet und einen Kienspan in der Hand haltend hinter der Türspalte, über die nächtliche Störung nicht sonderlich erfreut. Aber darauf wird keinerlei Rücksicht genommen. Schon hat einer der Kulis die Fensterläden, die das eigentliche Schlafgemach mit der Außenveranda der koreanischen Häuser verbindet, geöffnet. Bald flackert ein zweiter Kienspan auf, bald ein dritter, und im rötlichgelben Lichte der Fackeln entwickelt sich nun ein buntes Treiben, dessen Endzweck zunächst der ist, die Tiere von ihren Lasten zu befreien. Kaum fühlen sie sich davon frei, so drängen sie auch bereits in den Stall hinein, der gleichzeitig als Küche dient, und unser Chinese beeilt sich, ein Kohlenbecken in Brand zu setzen, während der weibliche Teil der Bewohnerschaft des Hauses damit beschäftigt ist, die in der Küche oder — was dasselbe ist — im Pferdestall befindliche Feuerstätte in Gang zu



Fig. 51.
Eiserne Schnecken, dienen als Riegel für die Türen der koreanischen Häuser.

setzen. Denn keinem koreanischen Pony würde es einfallen, die Bohnen, die es zur Abendmahlzeit bekommen soll, in rohem Zustande zu fressen. Sie müssen butterweich gekocht werden, und dann erst sind unsere Ponychen so freundlich, ihre Kauwerkzeuge in Bewegung zu setzen. In der Tat, ein verwöhntes Ponygeschlecht, für das extra erst gekocht werden muß!

In der Zwischenzeit haben wir uns mit den Räumlichkeiten vertraut gemacht, die uns als erstes Nachtquartier auf unserer koreanischen Überlandreise dienen sollen.

Der Raum, in den wir zuerst eingedrungen waren, ist — wie gesagt — zugleich Küche und Pferdestall. Das ganze Gebäude besteht, wenigstens sein vorderer Teil, nur aus zwei Räumlichkeiten, eben jener Küche und einem hochgelegenen Zimmer, das zur Aufnahme der fremden Gäste dienen soll. Natürlich ist es die Idee unserer Wirtsleute wie unserer Kulis, daß diese mit uns zusammen in jenem einen einzigen Raume schlafen sollen. Aber sehr bald wird ihnen klar gemacht, daß das nicht geht, und somit muß unser Quartierwirt sich dazu entschließen, daß er seine Frauen aus dem hinteren Gemach, das an das Vordergebäude anschließt, ausquartiert in die Küche, und daß er den Koreanern die bisherige Frauenkemenate anweist. Das erste, das geschieht, ehe unsere Sachen in unser Schlafzimmer hineingebracht werden, ist natürlich eine allgemeine Reinigung des Hauses, die dringend notwendig ist. Zunächst fliegen die dünnen Strohmatten, die den Fußboden bedecken, aus dem Gemach hinaus, und dann erfolgen mehrere Güsse Wasser auf den gestampften Estrich, um das Ungeziefer wenigstens einigermaßen hinauszuschwemmen. Die Spinnengewebe an den Wänden allerdings lassen wir sitzen als Wahrzeichen des Friedens. Nun ist der Ort so weit gereinigt, daß unsere Feldbetten hineingebracht und aufgeschlagen werden können. Irgendwo findet sich ein Haken oder ein Balkenast, an den der Strick angebunden wird, der unser Moskitonetz tragen soll. Nach ungefähr einer halben Stunde liegt

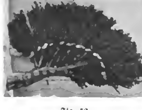


Fig. 52.
Koreanischer Besen aus Linsenstroh.

unser Lager fein säuberlich zurechtgemacht da. Mittlerweile hat der Boy auf der kleinen Veranda das Teewasser zum Kochen gebracht, und wir hätten die Sorgen des Augenblicks nunmehr leicht über einem Glase Tee vergessen können, wenn wir nicht die unangenehme Entdeckung gemacht hätten, daß der Abzug des Feuerherdes, auf dem soeben für unsere Ponys die Bohnen gekocht werden, direkt unter dem Fußboden unseres Zimmers entlang läuft und diesen nach und nach in eine recht mollige Wärme versetzt. Gerade an der Stelle, wo unsere Feldbetten stehen, ist der Fußboden bereits so warm, daß man kaum die Hand darauf legen kann. Wenn die Bohnen für die Ponys gar gekocht sein werden, dann können wir auf dem Fußboden des Schlafzimmers vielleicht schon Kuchen backen. In der Tat, das erstemal in unserem Leben, daß es uns irgendwo zu heiß unter den Füßen wird! Es bleibt uns nichts anderes übrig, als den ganzen Fußboden abzufühlen nach derjenigen Stelle, die noch verhältnismäßig am kühlsten ist. Wir finden sie in der entlegensten Ecke des Zimmers und sind gezwungen, nun nochmals die gesamte Feldbettenwirtschaft von vorn anzufangen, um unsere Feldbetten nebst Moskitonetz in jener Ecke unterzubringen.

Mittlerweile türmt sich eine neue Schwierigkeit auf. Der Kuli, den wir fortgeschickt haben ins Dorf, um Eier zu kaufen, kommt zurück und behauptet, nirgends wäre im ganzen Dorf auch nur ein einziges Ei aufzutreiben. Der koreanische Ausdruck dafür, daß es irgend etwas, was man haben will, nicht gibt, heißt „mola". Wir haben schon mehrfach die Erfahrung gemacht, daß dieses „mola" nichts weiter ist, als ein Ausdruck der Dickfelligkeit und der Faulheit. Heute abend ist freilich schlechterdings keinerlei Zeit mehr vorhanden, darüber irgendwelche Betrachtungen anzustellen oder eventuell selbst auf die Suche zu gehen, um dann tatsächlich Eier zu finden. Wir haben ja mehrere Büchsen Schweinefett mit uns, und außerdem verfügen wir noch über den größten Teil des Inhalts des in Japan gekauften Sackes Kartoffeln. Also werden schnell Kartoffeln geschält. Bald brodelt das Schweinefett im Topf über dem Kohlenbecken, und ein goldiggelbes Gericht, „pommes frits" mit rohem Schinken, und mehrere Gläser Tee entschädigen uns für den ermüdenden Tag. Wir begnügen uns

damit und verschieben das eigentliche Abkochen auf morgen früh. Es ist uns sehr angenehm, daß wir uns um die Verpflegung der Kulis nicht zu kümmern haben. Diese beköstigen sich ja verabredungsgemäß selbst. und es dauert auch nicht lange, da hocken sie sich um die kleinen, runden Tische herum und langen eifrig hinein in die metallenen Töpfe, in denen sich ein Gemisch von Bohnen und Reis befindet, sowie kleine grüne Zutaten, Eierschnittchen und sonstige Kleinigkeiten, die meisten in scharfen Saucen, die naturgemäß für unseren Geschmack nichts sind, getrocknete Fische, wie wir sie in Wönsan auf den Straßen haben liegen sehen, und andere schöne Sachen mehr. Auch der Boy bekommt ein solches Tischchen wohl frisiert vor sich hingesetzt, und es läuft ihm auch bereits das Wasser im Munde zusammen, als er die Hände zum lecker bereiteten Mahle erhebt. Der Boy ist von Natur gefräßig und außerdem gegenwärtig hungrig. Infolgedessen füllt er sich gleich einen großen Löffel mit Reis und Bohnen voll und läßt ihn im Munde verschwinden. Aber plötzlich verändert sich seine Physiognomie. Er springt mit dick aufgeblähten Backen aus seiner Hockstellung in die Höhe, läuft zur Veranda hinaus und speit das wunderschöne koreanische Essen hinaus auf die Straße. Schließlich kommt er zurück und erklärt mit Verzweiflung im Gesichtsausdruck:

„My no can iti!“

Was muß das für ein schlimmes koreanisches Gericht sein, wenn es selbst ein Chinese nicht vertilgen kann, der von Natur gefräßig und überdies noch hungrig ist! Es bleibt also nichts anderes übrig — wir müssen ihm einen kleinen Kochtopf abtreten für seinen persönlichen Gebrauch. Dann bekommt er von dem Schweineschinken, den wir uns ebenfalls noch aus Yokohama mitgenommen haben, ein Randstück heruntergeschnitten. Von unserem Kartoffelvorrat verabfolgen wir ihm eine Portion. Nun kann er sich beides in seinem Kochtopf braten. Das tut er auch und verspeist es mit gutem Appetit.

Wir sind so müde, daß uns die Augen zufallen, und liegen auch bereits im ersten Schlummer, als der Boy nochmals an unser Lager kommt und wehklagend erklärt:

„Master — master — my no can sleepi!“

Sein bißchen Pidjin-Englisch reicht nicht hin, um mir genau auseinanderzusetzen, warum er nicht schlafen kann. Somit bleibt nichts anderes übrig, als ich steige nochmals von meinem Lager auf, fahre in den Kimono hinein und gehe mit dem Boy nach der ehemaligen Frauenkemenate, in der er eigentlich mitsamt den Koreanern schlafen soll. Auch hier bemüht sich eine Kienfackel, den schwarzgerußten und von Spinnengeweben behangenen Raum einigermaßen zu erhellen. Die Helligkeit genügt, um zu sehen, daß auf dem Kang, eben jenem erhöhten Fußboden, unter dem hinweg das Feuer entlang streicht, nicht weniger denn sieben Menschen liegen. Es sind der Dolmetscher und unsere sechs Kulis, die sich den Magen mit jener schönen koreanischen Speise, die der Boy nicht essen konnte, vollgeschlagen haben, und die nun bereits den Schlaf des vollen Magens schnarchen, zum Ausgleich des heutigen, in der Tat recht heißen Tages. Da liegen sie nun — jene Sieben — geschichtet wie die Heringe! Der Kang ist nur wenige Meter lang und so breit, wie ein Mensch hoch ist. Auf dem Rücken nebeneinander können die Sieben schon nicht mehr liegen. Daher liegen sie alle auf der rechten Seite. Auf diese Weise passen sie grade nebeneinander hin. Aber auf die linke Seite drehen kann sich der einzelne schon wieder nicht. Dann muß schon die ganze Kolonne sich gleichzeitig wie auf Kommando mit auf die linke Seite legen. Wenn etwa einer auf der rechten, der andere auf der linken Seite liegen wollte, das würde schon nicht gehen. Hätte sich auch noch der Boy zu dieser Gesellschaft in Freundschaft gesellen wollen, so wäre ihm das allenfalls nur noch in der Weise möglich gewesen, daß er sich über die Kulirollschicht quer hinweggelegt hätte. Das war ihm wirklich nicht zuzumuten. Den Koreanern scheint allerdings die Schichtung à la Hering nichts auszumachen, denn sie schlafen und schnarchen. Und da der Kang, auf dem sie schlafen, wohl durchwärmt ist, und die Packung à la Hering das Ihrige dazu tut, um die Wärme festzuhalten und noch weitere Wärme zu erzeugen, so schwitzen sie. Wenn aber Koreaner schwitzen, dann verbreiten sie um sich ein Odeur, wie es eben ausschließlich schwitzende Koreaner produzieren können. Somit kehren wir zurück, der Boy und ich, und ich stelle meiner Frau die Eigenart der Situation vor, indem ich gleichzeitig

für unseren armen Boy um die Erlaubnis bitte, daß er in unserem Schlafzimmer mit liegen darf. Meine Frau hat denn auch Mitleid mit ihm, und somit darf er hier bei uns seinen Bettsack aufschlagen. Er packt ihn gerade auf die Stelle, auf der wir ursprünglich unsere Feldbetten aufgeschlagen hatten, und behauptet, wenn das so warm wäre, dann wäre das gerade recht schön. Ich mache ihm nach ausdrücklich klar, daß die ihm gewordene Erlaubnis ein Zeichen außerordentlichen Vertrauens und ganz besonderen Wohlwollens seitens seiner Herrschaft sei, und daß er sich sozusagen in einem Heiligtum befände, in dem er sich der größten Ehrerbietung und Zurückhaltung zu befleißigen hätte. Er bestätigt diese Auffassung auch in seinem Pidjin-Englisch so wohlberedt, wie es ihm nur möglich ist. Zwischen Versprechen und Ausführung gibt's aber einen Unterschied. Er führt denn auch sein Versprechen in der Weise aus, daß er die ganze Nacht hindurch andauernd schnarcht. Dreimal muß ich mich von meinem Lager erheben, um ihn zur Ruhe und Ordnung zu ermahnen. Aber immer wieder beginnt er zu schnarchen, zunächst mit sanftem Prusten, sozusagen im Adagio herumtastend, dann immer stärker werdend, und schließlich anschwellend bis zum Fortissimo eines Bergbaches. Diese Tätigkeit setzt er fort bis zum Morgengrauen, das ihn daran erinnert, daß er aufzustehen und das Teewasser zum Kochen zu bringen hat.

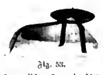


Fig. 53.
Koreanischer Kerzenleuchter aus Schmiedeeisen.

Achtes Kapitel.

Und aus Abend und Morgen wurde ein zweiter Tag.

Ein Morgenidyll. — Die Hotelrechnung. — Ein Königreich für ein Pferd! — Der Aufbruch. — Der verliebte Fuchs. — Waldesrauschen mit prosaischem Ende. — Mittagsrast. — Ein gestörtes Flußbad. — Drei Ausreißer. — Der Koreaner und sein Ochse.

Auch unter dem Moskitonetz regt es sich.

„Guten Morgen, Schatzelchen!“

„Guten Morgen, Liebling! Hast du gut geschlafen?“

„Ach so schön! — Aber weißt du was, Schatzelchen?“

„Na, was denn, Liebling?“

„Ich habe Hunger!“ Dabei gähnt Liebling und macht „U—ah!“ Als es feststand, daß Liebling sein Schatzelchen heiraten wollte hat Liebling sein Schatzelchen gefragt, ob es auch eine Frau ernähren könnte! Daraufhin hat Schatzelchen sich das überlegt, und dann hat es mit dem Brustton der Überzeugung laut und vernehmlich „Ja!“ gesagt. Jetzt hat Liebling Hunger! Da heißt es nicht bloß den Mund spitzen, sondern pfeifen! Vorher wird aber doch erst noch einmal der Mund gespitzt, ohne zu pfeifen. Liebling hat sein soeben noch zu einem „U—ah!“ weit geöffnetes



Fig. 54.
Koreanisches Kohlenbecken aus Messingbronze.

Mündchen mittlerweile wieder geschlossen und ebenfalls gespitzt, ohne zu pfeifen. Beide gespitzte Münder bewegen sich auch weiterhin noch, ohne zu pfeifen, in entgegenkommender Richtung, und das Resultat ist ein süßer Morgenkuß. —

„Bleib nur ruhig noch liegen, Liebling, ich besorge schon alles!"

„Guter Mann!" sagt Liebling, und dreht sich nochmals auf die rechte Seite, um den Hunger durch eine halbe Stunde Schlaf zu tröften. Zwar, daß Morgenstunde Gold im Munde hat, wissen Liebling und Schatzelchen beide. Aber sie haben bisher noch nicht gelernt, ihr das Gold aus dem Munde herauszunehmen. Und was nützt einem schließlich das Gold, das andere Leute im Munde haben?

Schatzelchen greift unterdessen zuerst unter sein Kopfkissen. Dieses besteht aus fünf Lagen: Zuoberst ein weißes Flanellaken, darunter das mit Reisspelt gefüllte japanische Kopfkissen, darunter der Sattel, darunter die Brieftasche mit dem Papiergeld und der geladene Revolver, darunter die Matratze des Feldbettes. Sein letzter Griff des Abends ist nach Brieftasche und geladenem Revolver, und sein erster Griff des Morgens ist nach den beiden selben Gegenständen. Schatzelchen sieht es nicht gern, wenn der geladene Revolver mit unter das Moskitonetz genommen wird. Aber was nützt der Revolver draußen, wenn etwas passieren sollte, und man kann ihn wegen des dummen Moskitonetzes nicht erreichen? Daher legt Schatzelchen offenkundig immer nur die Brieftasche unter das Kopfkissen. Aber der Revolver steckt darunter; nur sieht ihn Liebling nicht und kann darum so schön schlafen. Denn wenn nur Liebling bei Schatzelchen ist, dann können die bösen Koreaner ruhig kommen, dann passiert ihm nichts. Das weiß Liebling ganz genau! — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Schatzelchen!"

„Liebling!"

„Was wohl Herr Mannheimer denken mag, weshalb wir gestern abend nicht mehr nach Sagwangsa gekommen sind!"

„Ach ja, der gute Herr Mannheimer!"



„Wirklich ein guter Mann! Der schöne Salat, den er uns geschickt hat, und — weißt du, Schatzelchen (Liebling richtet sich dabei auf) mach' doch schnell Reis, und dazu essen wir die schönen, geschmorten Stachelbeeren auf, die uns Herr Mannheimer geschenkt hat — ja?"

„Ja, Liebling. — — Hat der verd— Boy wieder mal bloß ein Feuerbecken in Brand! Boy! — bring one pisi more stove disside!"

„One pieci more no got," antwortet der Boy.

„Have got! You luksi!"

„My before aski Koreaman — — no got!"

„Whoman you aski?"

„My aski houseman — — toki: „mola — mola!"

„Mola!" — wütet Schatzelchen — „You never toki ‚mola'!! Come on! My self wonshi looksee!"

Damit poltert Schatzelchen in den Pferdestall, vielmehr in die Küche, und sucht nach einem zweiten Kohlenbecken. Als die Tür aufgemacht wird, wiehern die Pferde, und der Esel erhebt sich von seinem Lager und stellt sich freßbereit an die Krippe. Auf dem vom Pferdefutterkochen in der Nacht recht heiß geheizten Herd aber ruht der Gastwirt noch mit seiner Familie. Über die Kessel sind Holzdeckel gelegt, dadurch ist eine Art Kang hergestellt worden. Auf ihm schlummert der Gastwirt mit seinen Weibern, Töchtern, Knecht und Magd, eng aneinandergepackt à la Hering, und kann sich erst gar nicht zurechtfinden, als Schatzelchen einen Holzscheit nimmt und mit diesem den Gastwirt an ungefährlicher Stelle wachpiekt. Auch gelingt es dem Hauswirt vorderhand nicht, aufzustehen. Erst müssen auch die Frauen und die Töchter und der Knecht und die Magd aufwachen, damit er aufkann. Denn sie liegen sich gegenseitig auf den Kleidern. Erst als die Magd, dann der Knecht, dann die Töchter, dann die Weiber aufgestanden sind, kann auch der Hauswirt in die Höhe, und da er Eile hat, so will er recht schnell aufstehen. Er liegt an dem äußersten Rande des Kang, und als nun das Gewicht der ihm am nächsten liegenden Frau nicht mehr auf seine Kleider drückt, verliert er den Halt und kippt in der Eile gleich platt vom Kang hinunter auf die Erde. Der Boy soll ihm verständlich machen, daß noch

ein Kohlenbecken gewünscht wird. Er schreibt ihm das Wort auf chinesisch auf einen Fetzen Papier. Der Gastwirt hockt sich damit nieder, studiert das Schriftzeichen eine Weile, dann erhebt er sich wieder langsam und sagt schließlich laut und vernehmlich „mola!" Im selben Augenblick klatscht auch schon nicht weniger laut und vernehmlich das Holzscheit, das Schatzelchen der Reinlichkeit halber zum Wecken benutzt hatte, auf einer tiefer gelegenen Rückenpartie des Wirtes, und Schatzelchen sagte dazu ebenfalls „mola", nur mit etwas anderer Betonung. Dann erinnert sich der Wirt zunächst jener Rückenpartie und überzeugt sich durch einen Handgriff davon, daß sie noch vorhanden ist. Daraufhin öffnet er die Tür nach dem Hofe und langt mit einem zweiten Handgriff ein zweites Kohlenbecken herein, eine Behendigkeit und Zauberei, für die ihn Schatzelchen mit einem erneuten Klaps belohnt, zu dem es wiederum „mola!" sagt, nur wiederum mit einer etwas anderen Betonung. Daraufhin erinnert sich der Wirt erneut jener Rückenpartie, indem er sich durch einen dritten Handgriff davon überzeugt, daß sie auch jetzt noch vorhanden ist, während Schatzelchen inzwischen das Kohlenbecken hinausträgt auf die Veranda, und der Boy grinsend Holzkohlen aufschleppt, um ein zweites Feuer anzuzünden. Liebling hat inzwischen wieder ein wenig gedämmert und fragt nun:



Fig. 55. Koreanisches Schreibgefäß aus geschnitztem Bambus.

„Schatzelchen, hast du noch ein Kohlenbecken bekommen?"

Schatzelchen antwortet: „Ja, Liebling, es brennt schon!"

„Ach, es brennt schon," antwortet Liebling und schläft wieder ein. Nach einer Weile, als Schatzelchen den Reis gewaschen und in einen Topf getan, dann so viel Wasser auf den Reis gegossen hat, daß es um zwei Drittel über dem Reis steht, und als der Boy den Reis aufs Feuer gesetzt hat, wacht Liebling wieder auf:

„Wenn nur die Frau vom Herrn Mannheimer nicht mit dem Essen auf uns gewartet hat!"

„Dann wartet sie eben noch, Liebling!"

„Ach ja," gähnt Liebling und schläft wieder ein Stückchen ein.

Aber wirklich, da sind wir wieder einmal recht schlecht weggekommen! Das gute Essen, das uns Herr Mannheimer in

Sagwangsa versprochen hatte, und statt dessen unser kümmerliches Nachtmahl von gestern abend! Und dabei hatte uns Frau Mannheimer etwas ganz Besonderes zugedacht! Denn wir stehen bei ihr in hohem Ansehen. Wegen der Russen, die täglich in Gensan erwartet wurden, und um derentwillen Herr Mannheimer schon die große neue deutsche Flagge vom Flaggenmast seines Hauses herunterwehen ließ, um dieser Russen willen hatte er seine Frau nach Sagwangsa in die Berge geschickt und so in Sicherheit gebracht. Er wohnte allein mit zwei koreanischen Dienstleuten in seinem Hause in Gensan. Seine Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit für uns war rührend und äußerte sich in der denkbar verschiedensten Art und Weise. Vor allen Dingen war er unermüdlich dabei, für uns den Dolmetscher zu spielen, und er versorgte uns regelmäßig mit grünem Gemüse und Gartenfrüchten, die in Gensan seltene Delikatessen waren. Besonders aber datiert seine Hilfsbereitschaft und sein Opfermut seit einem Tage, da er schweißtriefend und offenbar in Aufregung in unser Chinesenheim gelaufen kam. Er sprach, obwohl er wohl länger denn dreißig Jahre von der Heimat fern war, stets noch sein Deutsch mit leichtem jüdischen Akzent. Einer der wenigen Israeliten, die überhaupt „zur See" gegangen sind, wurde er vor etwa 30 Jahren an die koreanische Küste verschlagen, blieb hier, trat in den Dienst des koreanischen Seezolles und wurde koreanischer Hafenmeister von Gensan. Aber das israelitische Idiom hat er sich nie abgewöhnt. Wir haben ihn nur als einen wirklich „fainen" Mann kennen gelernt, und wenn wir uns im stillen manchmal über sein „faines Daitsch" freuten, so baten wir ihm diese Unart stets im stillen wieder ab, und so sei es auch diesmal. Aber es war doch zu allerliebst, als er aufgeregt den Hut in der Hand hielt und mit eiliger Verbeugung halb verlegen lächelnd also anhub:

„Verzain Se, Madame — hab' ich gar nicht gewußt, mit wem daß ich's habe ßu tun. Hab' ich mer erlaubt, Ihnen mitßubringen eine Tin mit eingemachte Stachelbeeren — hab' se selber eingekocht mit Zucker — Pfund auf Pfund! Entschuldigen Se, Madame! Hab' ich gar nicht gewußt — wieso! Hab' ich geschrieben zu meine Frau, was lebt gegenwärtig in Sagwangsa — in de Berge,

wo ich se hab' hingetan wegen de Russen! Hab' ich geschrieben, daß eingetroffen sind hier in Gensan zwai Daitsche, Herr und Madame! Was meine Frau ist, is se 'ne gebildete Frau, war se frieher Governeß in nur saine Häuser in Berlin, und hat se sich stets interessiert fürs Theater und für de Literatur. Es is ne saine, ne gebildete Frau, wo se mich hat geheiratet. Hat se mir sogleich geantwortet und gefragt, ich mechte ihr gleich schreiben, ob Se sind der beriehmte Schriftsteller, wo hat geschrieben aus China für de Vossesche Zeitung, was hat se gelesen stets in de sainen Familien, wo se gewesen is als Governeß. Nu mecht ich Se fragen, ob Se's sind! — —"

Seit der Zeit waren wir seine erklärten Lieblinge, und er hatte bereits seit Tagen vor der Abreise gesagt, er hätte schon seiner Frau nach Sagwangsa geschrieben, er würde mit uns eintreffen dann und dann in Sagwangsa, und sie möchte uns empfangen mit einem sainen Diner, den hohen Gästen angemessen. In der Tat — die hohen Gäste hatten schon ganz vergessen, wie ein gutes deutsches Diner schmeckte, und hätten sich so gern in Sagwangsa daran gelabt. Aber wie so oft in der Welt, so ging es auch hier: „Wenn der Hund mit der Wurst über'n Eckstein springt — — — —" Uns blieb nur das Nachsehen.

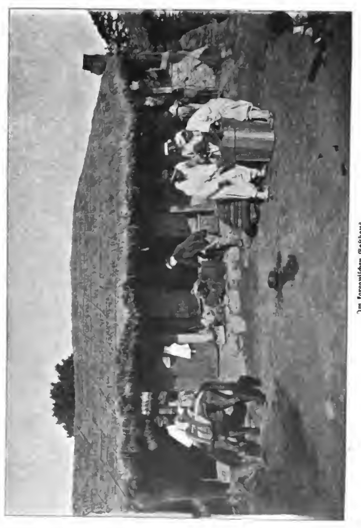
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Nun steh' ich aber auf!" ruft Liebling mit komischer Energie, und siehe da! Schon wackelt das Moskitonetz, und aus der dichten, weißen Wolke kraucht mein dunkelbrauner Lockenkopf hervor, die Äuglein sind noch ganz und gar vom Sandmann zugestreut und blinzeln so seltsam gegen das Licht!

„Komm Liebling, der Reis ist gar, und hier sind auch die Stachelbeeren unseres guten Herrn Mannheimer!"

* * *

Das Frühstück ist zu Ende. Wir haben es uns gut schmecken lassen, dasselbe tat der Rest unseres Hühnerhofes, unsere drei Puten. Diese thronen unterwegs auf dem Marsche in einem Strohsack locker eingebunden, aus dem sie nur oben mit den Köpfen herausschauen



Im koreanischen Gasthaus.

können, auf dem Rücken eines Kulis über der Schreibmaschine. Sie sehen dann mit ihren langen Hälsen so traurig vom Rücken des Kulis in die Welt hinunter, als hätten sie ein Bewußtsein davon, daß sie nur dazu dienen sollen, um aufgegessen zu werden. Wenn wir rasten, werden sie natürlich freigelassen und erregen dann stets die Neugierde der Bevölkerung. Sie erhalten dann einen Korb mit Reis hingestellt, sowie frisches Wasser. Aber es dauert immer erst eine Weile, bis sie so weit ihre Geistesgegenwart wieder erlangt haben, daß sie zulangen. Heute nacht haben sie im Pferdestall geschlafen und sehen ganz munter aus. Als sie



Fig [illegible]. Koreanischer Koffer aus Holz.
Schwarze Lackarbeit mit Messingbeschlägen.

jetzt zu fressen bekommen, fallen sie so gravitätisch gierig wie immer darüber her und besitzen sogar die Dreistigkeit, einen kleinen Ausflug ins Dorf zu unternehmen, von dem sie der Boy erst wieder einfangen muß. Zur Strafe kommen sie gleich wieder in ihren Strohsack. Darin hocken sie nun wieder ganz gelassen. Die Truthenne verschließt sich wie immer schweigend in sich selbst. Der Truthahn versucht noch einmal zu kolken. Nur der Puter vom dritten Geschlecht ist mit seiner Lage nicht recht einverstanden. Er schlägt in dem engen Sack so lange mit den Flügeln um sich, bis er bequem sitzt. Bisher hat er immer noch nicht verraten, ob er sich endgültig zu einem Hahn oder zu einer Henne entwickeln wird.

Auch unsere Kulis haben gefrühstückt und kommen nun einer nach dem anderen angetrottelt. Sie sehen so verschlafen aus, wie nur irgend möglich. Ihr Begehr ist wieder einmal Geld. Sie wollen ihr Essen bezahlen. Da auch wir dem Wirt ein Entgelt zahlen, obwohl wir nichts gegessen haben, so entwickelt sich hieraus gleich eine große gemeinschaftliche Aktion. Ich sagte schon, daß das Nachtquartier selbst in den koreanischen Jns nichts kostet. Nur muß man das Essen für die Menschen und das Vieh bezahlen. Somit wird der Wirt gerufen, und er geht an die Aufmachung der Rechnung. Das Geld scheint auf die Koreaner eine merkwürdige Anziehungskraft auszuüben. Denn kaum hat der stärkste der Kulis den schweren Geldsack mit den Kupferkäschs herangewuchtet, da wagen sich auch die Dorfinsassen, die bis dahin stets zurückhaltend in der Ferne den Fremdlingen auf der Veranda zugesehen haben, näher heran. Zunächst promenieren sie dicht bei uns vorüber und versuchen gelegentlich stehen zu bleiben. Ertönt dann ein barsches „ka", so gehen sie weiter. Dann aber, als das Abzählen des Geldes unsere Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nimmt, bleiben sie stehen. Andere, durch die ersten mutigen Pioniere angeregt, folgen nach, und bald sind wir umstanden von einem Wall



Fig. 57.
Aushängekranz einer koreanischen Speisewirtschaft, besteht aus farbigen Papierstreifen.

von Menschen, gerade so wie gestern auf dem Marktplatze von Wönsan beim Pferdehandel! Das „ka“, auch das gröbere „ka-ka!“ will nicht mehr helfen. So lege ich mir einen Riemen zurecht, um ihn gelegentlich schwingen zu können, wenn der Andrang zu arg wird. Die englischen Kenntnisse unseres Esels von Dolmetscher reichen natürlich wieder nicht hin, um die einfachsten Dinge zu übersetzen. Er nennt uns die allerverrücktesten Summen, die wir zu bezahlen haben. Schließlich mit Hilfe des Boys ergibt sich nach langem Rechnen und In-den-Sand-malen, daß die Ponys und der Esel für 320 Käsch aufgefressen haben. Der Map'hu bezw. Dolmetscher soll für zwei Mahlzeiten je 80 Käsch bezahlen, der Boy für die eine Mahlzeit gestern abend, die er nicht essen konnte, 80 Käsch. Außerdem haben wir heute morgen ein Dutzend Eier bekommen, die bekanntlich gestern abend „mola!“ waren — die Hennen sind sich offenbar über Nacht ihrer Pflichten gegen uns bewußt geworden — und zahlen dafür 120 Käsch. Ich erinnere daran, daß 7 Käsch auf den japanischen Sen und demnach etwa 3,5 Käsch auf den Pfennig gehen. Außerdem bekommt der Hauswirt von uns als Entgelt für Logis und den Kohlenverbrauch 200 Käsch, wofür er sehr dankbar ist.

Nun kommen die Kulis an die Reihe. Der Dolmetscher hat bereits von mir 4 Yen im voraus erhalten, so daß er bis auf weiteres keinen Lohn ausbezahlt erhält. Unterwegs stellt sich immer mehr und mehr heraus, daß Herr Kam oi sten als Dolmetscher unbrauchbar ist, und er wird daher allmählich immer mehr und mehr zu dem degradiert, was er eigentlich nur ist: zum Viehtreiber, zum Map'hu.

Bei der Buchführung über die Lohnzahlung bekommen wir auch die Namen unserer Kulis zu hören. Das sind natürlich nicht ihre richtigen Namen, sondern nur ihre „noms de guerre“ oder die Nummern, unter denen sie dienen. — „Vormann mit Tragkuli Nr. 1—5“: Hongka, Pak sa ban, Kang sa ban, Zim sa ban, Om sa ban, Tjöng sa ban.

Von ihnen erhält jeder vertragsmäßig für den Tag 500 Käsch. Ich zahle ihnen aber gegenwärtig nur die Hälfte in bar aus. Die andere Hälfte bekommen sie erst in Soul, damit sie noch

Geld für die Rückreise übrig haben. Also erhält jeder gegenwärtig nur 250 Käsch ausbezahlt. Zunächst beabsichtige ich meinen Vorrat an Kupfergeld nach Möglichkeit zu verringern, um so mehr, als der Dolmetscher mir heute morgen erklärt, der Kuli, der gestern das Geld getragen hätte, hätte sich die Füße wund gelaufen und könne nicht gut weiter marschieren. Die 200 Käsch genügen übrigens vollkommen für die Kulis. Sie bezahlen unterwegs durchschnittlich für die Mahlzeit 80 Käsch. Gewöhnlich ißt der Koreaner zweimal am Tage, nämlich morgens und abends. Aber selbst wenn unsere Kulis dreimal am Tage essen würden, würden sie doch nur 240 Käsch brauchen; sie behielten also immer noch zehn Käsch übrig für den Tabak. Außerdem ist es besser, sie schlagen sich des Mittags den Leib nicht so voll, denn dann werden sie immer fauler und können noch weniger marschieren, als sie jetzt schon tun. Unsere heutige Morgenrechnung macht also aus:

Logisgeld, gleichzeitig für Kohlenverbrauch	Käsch	200
Futtergeld für die drei Tiere	„	320
Das Essen des Dolmetschers, das von mir bezahlt wird	„	160
Das Essen des Boys — für eine Mahlzeit . . .	„	80
Ein Dutzend Eier	„	120
Tagelohn für die Kulis, d. h. die Hälfte davon in bar	„	1500
	Käsch	2380

Das sind also nach deutschem Gelde ungefähr Mk. 6,80, ein Posten, der an den folgenden Tagen vermutlich regelmäßig wieder erscheinen wird.

Das Geldgeschäft wickelt sich im ganzen ziemlich ruhig ab, wenn man davon absieht, daß der Lederriemen mehrmals in Tätigkeit treten muß. Auch hier auf dem Lande konnte ich feststellen, daß das Stolpern eine hervorragend entwickelte Tätigkeit der Koreaner bildet. Denn so oft der Riemen in der Luft herumschwirrte — er sollte gar nicht weh tun, er sollte nur wegscheuchen und traf auch gewöhnlich keinen Menschen — gleich quittierten die Koreaner dankend dafür, indem sie hintenüber kippten und die Beine in die Luft streckten. Selbst der Dolmetscher, der einmal aus Versehen in die lebende Mauer hineingeraten war, kippte

wie auf Kommando nach hinten über und streckte, wie die anderen die Beine in die Luft, als der Riemen schwirrte.

Um nicht auch heute wieder dieselben Unzuträglichkeiten auf dem Marsche zu haben wie gestern, beschloß ich, wenn es anginge, noch ein Tier zu mieten oder zu kaufen. Das ist aber nun beides, wie ich bereits aus Erfahrung weiß, in Korea keine Kleinigkeit. Immerhin versuchte ich es zunächst mit dem Mieten.

Es dauerte eine Weile, bis der Dolmetscher verstanden hatte, ich wollte hier im Dorfe ein Pferd oder einen Tragochsen mieten. Kaum aber hatte er kapiert, daß das für ihn eventuell eine Quelle neuer Arbeit werden würde, als er auch schon lächelnd „mola!“ antwortete. Noch lächelnd ließ er sich im nächsten Augenblick mittels der uns abgekehrten Seite seines Körpers auf den Erdboden nieder und streckt die Beine in die Höhe, als ihm auf das „mola!“ hin der Lederriemen eben unter der Nase vorbeischwirren sollte. Als er aufgestanden war, wußte er gleich, was er zu tun hatte, und ging auch ganz brav zu verschiedenen Koreanern, die sich vorher am Anblick unseres gefüllten Geldsackes erfreut hatten, um sie zu fragen, ob sie ein Pferd oder einen Tragochsen zu vermieten hätten. Doch überall hören wir nur „mola!“ Der Dolmetscher wagt es aber nicht, mir mit einem zweiten „mola!“ unter die Augen zu treten, sondern geht, wie er das schon öfters von mir gesehen hatte, stracks irgendwo in ein Gehöft hinein, gefolgt von dem Besitzer, der nun plötzlich munter wird, und es gelingt ihm schließlich auch, aus einem der Gehöfte zurückzukehren mit der frohen Botschaft, es seien zwei Pferde da. Der Bauer kommt und verlangt für den Tag und für das Pferd 2000 Käsch, das ist also der Tagelohn für vier Kulis. Nun geht das Handeln los. Schließlich nach einer halben Stunde etwa einigen wir uns auf 2400 Käsch für zwei Pferde und einen Treiber pro Tag. Ich bin schon froh, daß die Sache so glatt geht, da verlangt der Kerl das Geld bis Soul gleich im voraus. Das ist eine üble Sache! Was tun, wenn der Map'hu mit seinen Pferden mir morgen durchbrennt? Mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe, erkläre ich mich bereit, jeden einzelnen Tag im voraus zu bezahlen. Aber darauf will der Bauer nicht eingehen. Er lachte mich direkt aus und zieht mit irgendeiner frechen Be-

merkung mit seinen beiden Pferden wieder ab. Aber da kommt er schlecht bei mir an. Im nächsten Augenblicke schon habe ich ihn am Kragen, und hätte er nicht schleunigst gewohnheitsmäßig für seine Reversseite den Erdboden als Schild genommen, ich hätte ihm vielleicht sein dickes Fell um einen Härtegrad weicher gegerbt. So platzte meine Frau vor Lachen heraus, und mir blieb nichts anderes übrig, als mit zu lachen. Währenddessen erhebt sich der Koreaner und eilt seinen beiden Pferden nach, die bei dem plötzlichen Angriffe scheu geworden und aufs Feld hinausgelaufen sind.

Ratlos sitze ich nun erst eine Weile auf der Veranda. Ich lasse den Kulis sagen, wenn sie mir nicht hülfen, noch ein Tier zu bekommen, dann könnte ich ihnen auch nicht helfen und würde unterwegs jeden, der zurückbleiben oder das Marschtempo nicht innehalten sollte, mit meinem Lederriemen verprügeln. Die Kulis fragen auch in verschiedenen Gehöften des Dorfes noch nach Tragtieren an, aber überall hören sie nichts anderes als „mola-mola!"

Fig. 58. Messer einer koreanischen Tabak-Schneidemaschine.

Als wir so sitzen und uns erschöpft und ratlos ansehen, trippelt harmlos und nichts Böses ahnend ein Bäuerlein von auswärts ins Dorf hinein. Er führt an der Hand ein kleines Ponychen, nicht sonderlich stark, auch nur schmal gebaut und außerdem eine Stute. Aber es ist wenigstens ein Pferd! Er bleibt schon neugierig vor der Veranda stehen und betrachtet uns wie ein Weltwunder. Ich erhebe mich freundlich von meinem Sitze und lächele ihn an. Er freut sich darüber auch und lächelt wieder. Ich nähere mich ihm wohlwollend und streichle sein Ponychen über den Rücken und über den Schweif. Das Ponychen wiehert und peitscht mit dem Schweif die Luft. Mittlerweile kommt der Dolmetscher an, dann der Boy, dann die Kulis, und bald versammelt sich das ganze Dorf um uns. Das Bäuerlein bekommt es plötzlich mit der Angst. Es nimmt sein Pferdchen am Zaum und will weiter. Aber nein doch, warum denn? Das Pferd kannst du doch auch hier verkaufen! Aber er mißtraut der Sache und sagt nein, das könne er doch nicht. Aber da schreien gleich sechs Kulis auf ihn ein und drängen ihn, er solle

irgend einen Preis sagen. Man sieht es ihnen an, mit welcher Erwartung sie an seinem Munde hängen und sich danach sehnen, daß er den Mund auftut und einen Preis setzt. Schließlich öffnet er den Zaun seiner Zähne, und schon richten sich alle Blicke auf mich. Der Dolmetscher übersetzt, der Mann verlange für sein Pferdchen 30 japanische Dollar. Nun steht es wirklich schon fest, daß das Pferdchen feil ist. Diese Feststellung dauert sonst gewöhnlich mindestens eine halbe Stunde. Auch den Preis hat er schon gesagt; Gewinn von einer zweiten halben Stunde! Ich lasse mich aber auf japanische Münze nicht mehr ein. Ich will den Preis in koreanischen Käsch wissen, von denen ich so viel habe, und die ich gern des Gewichts wegen los sein will. Außerdem ist der Preis bei den Koreanern in ihrer eigenen Münze gewöhnlich wesentlich niedriger, als wenn sie ihn ins Japanische übersetzen. Der Preis, den der Bauer nun fordert, bleibt in der Tat schon nicht unwesentlich hinter 30 Yen zurück. Jetzt beginnt das Handeln. Mittlerweile wird das Pferdchen immer schon „zur Probe" säuberlich bepackt, und ich diktiere nun einfach, da der Koreaner sich allzulange besinnt, ob er ja oder nein sagen soll, daß der Preis ein mittlerer sein soll, nämlich 24 Yen. Das war denn entschieden mehr als reichlich bezahlt; ein Koreaner hätte das Pferdchen vielleicht um 14 Yen gekauft. Als der Koreaner immer noch nicht einschlagen will, nehme ich den Pony an die linke Hand, das Geld in die rechte Hand und halte ihm beides zur Wahl hin, das Geld natürlich näher, als den Strick. Schließlich greift der Koreaner nach dem Strick, dann aber ganz plötzlich mit beiden Händen nach dem Gelde, und nun löst sich die allgemeine Spannung in allgemeine Heiterkeit auf; man klopft dem Bäuerlein auf die Schultern und gratuliert ihm zu dem guten Verkauf, woraufhin er sich bewogen fühlt, an die Umstehenden den Inhalt seines Tabaksbeutels zu verteilen.

Nun herrscht Freude auf allen Seiten, besonders aber bei mir. Denn ich hoffe, daß wir heute nun wenigstens ein ordentliches Stück werden vorwärts kommen können.

Während gepackt und aufgeladen wird, studiere ich noch einmal die Karte und mache mir einige Notizen. Ich habe eine koreanische Karte bei mir, die natürlich keiner vernünftig lesen kann. Deshalb

schicke ich nach irgend einem Manne im Dorfe, der gut lesen kann, und bin höchst überrascht, als derselbe Koreaner erscheint, den ich vorher eben erst im Begriffe war zu verprügeln. Er hatte das aber, wie es schien, schon wieder vergessen. Man sagte mir, es sei der Schulze des Dorfes; geschmeichelt sieht er in die Karte hinein und liest mir die Ortsnamen vor, auf die ich hindeute, und die ich dann gleich in mein Notizbuch eintrage. Außer ihm sehen gleich noch verschiedene andere von vorn und mir über die



Wieder unterwegs.

Schulter in die Karte hinein, aus reiner Neugier. Denn sie können nicht lesen und wollen nur hören, wie schön der Schulze lesen kann. Aber sie bekommen jeder einen Klaps auf den Kopf. Da nehmen sie lächelnd den Kopf zurück und sind auch so guter Dinge. Schließlich halten sie uns zum Abschied beim Aufsteigen noch die Pferde, und dann geht es kurz nach neun Uhr mit frischem Mute weiter in der Richtung auf die Berge, die uns heute schon aus ziemlicher Nähe winken.

* * *

Es ist ein wundervoller Morgen heute! Wir reiten zunächst denselben Weg zurück, den wir gestern abend gekommen sind, bis zur Brücke, über die wir wieder hinüber müssen. Während uns gestern nacht ein Engel über Abgründe geleitet hat, muß uns heute, unsere eigene Vorsicht vor einem Unfall bewahren. Denn wir schweben jeden Augenblick in Gefahr, daß wir oder irgend ein Tragtier in die Löcher tritt oder durch die morschen Balken hindurchbricht. Als wir über die Brücke hinüber sind und gerade im Begriff stehen, unsern Weg von gestern wieder einzuschlagen, bemerke ich, wie meine Frau über etwas erschrickt. Ich frage was es gibt. Sie sagt mir aber nichts, und erst auf mein Drängen hin nimmt sie mir das Versprechen ab, nicht böse zu werden. Ich verspreche das und erwarte irgend etwas ganz Schlimmes zu hören, das meinem armen kleinen Weibchen das Gewissen drückt. Sie deutet aber nur auf das Gasthaus an der Brücke, wo wir gestern abend zuerst rasteten, aber kein Unterkommen fanden: Auf der Veranda, auf demselben Platze, wo wir uns gestern abend so eng aneinander geschmiegt hatten, sitzen jetzt — Flick und Flock.

Schweigend saßen sie auf den Matten, mit dem Anstand, den sie hatten, und schielten zu uns herüber, taten aber im übrigen so, als ob sie uns nicht sähen. Trotz des Protestes meiner Frau, die stets irgend einen Zwischenfall befürchtet, reite ich auf den Hof hinauf und rufe laut:

„How do you do, do you speak English?"

Der lange Flick faßt sich an die blonde Haarlocke seines sonst schwarzen Bartes, Flock dagegen, der schon wieder die schwarze Brille aufgesetzt hat, fühlt sich gemüßigt, zu antworten — natürlich: „I do no." Ich frage noch, ob sie schon gefrühstückt hätten; wir hätten einen langen Weg heute vor; da müßten sie gut beipacken, wenn sie mit wollten. Als Antwort erhalte ich wieder das stereotype: „I do no." Darauf mache ich eine groteske Verbeugung, wobei ich den Speichel einschlürfe, und wünsche ihnen: „I hope to see you again!" Als Antwort grunzt Flick irgend etwas in seinen schwarzen Bart mit der blonden Locke, und ich bin sicher, lange wird es nicht dauern, dann brechen auch sie auf.

Meine Frau atmet wieder auf, als ich bei ihr bin. Sie fürchtet die Japaner. In der Tat kann diese Art der Verfolgung auch weniger zartbesaitete Naturen nervös machen. Aber in diesem Falle ist Lachen besser angebracht als Trauern. Wir werden uns den schönen Morgen und die gute Laune durch Flick und Flock nicht verderben lassen. Das haben wir uns fest vorgenommen.

Auch ereignete sich gleich ein Zwischenfall, der uns Flick und Flock schnell vergessen läßt. Er wurde veranlaßt durch das neu gekaufte Pony. Die beiden Ponys, die meine Frau und ich reiten, waren heute übermütiger denn je. Es hatten ihnen die gekochten Bohnen offenbar ausgezeichnet geschmeckt, und als sie ins Freie geführt wurden, um aufgesattelt zu werden, bekamen sie gleich miteinander Streit. Wiehernd und auf den Hinterbeinen tanzend gingen sie aufeinander los, so daß der Dolmetscher alle Mühe hatte, sie mit Hilfe der Kulis wieder auseinander zu bringen. Später waren sie wieder ganz friedlich und ließen es sich auch gern gefallen, daß ich ihnen unter die Schabracke noch eine Strohdecke unterschnallte. Unser Sattelzeug war eigentlich für größere Pferde berechnet; zwar hatte ich bereits einige Löcher in die Riemen gestochen und die Gurten einigermaßen zum Passen gebracht. Aber beim Reiten wurden die Sättel doch immer wieder locker, so daß man alle Augenblicke Mühe hatte, sie immer wieder provisorisch festzumachen. Außerdem schwitzten die Tiere unter der ungewohnten Filzschabracke so stark, daß ich fürchtete, sie würden mit der Zeit Druckstellen auf dem Rücken bekommen. Somit kaufte ich dicke Strohdecken, die ihnen über den ganzen Rücken reichten, und ließ erst darüber die Sättel legen. Unvorsichtigerweise ließ nun der Dolmetscher, der das neu gekaufte Pferdchen führen sollte, dieses laufen, wie es wollte. Somit gelangte das Tierchen, als ich die Bekanntschaft mit Flick und Flock erneuerte, zufällig vor den Fuchs, den meine Frau ritt. Eine Weile ging das gut. Aber als ich eben von Flick und Flock zurückgekehrt war und eben erzählen wollte, stößt meine Frau einen Schrei aus, und ehe ich mich dessen versehe, steigt der Fuchs mit lautem Wiehern in die Höhe. Er wiehert so, als ob er mit meinem Braunen einen Zweikampf beginnen will, aber dieses Wiehern klingt doch etwas inniger. Dabei tanzt er auf beiden

Hinterbeinen, mit den Vorderbeinen wie ein Zirkuspferd in der Luft herumschlenkernd, während meine Frau ihn in die Mähne packt. In dieser stolzen Attitude nähert er sich dem Pferdeweibchen, das auch seinerseits seinem Liebeswerben nicht abgeneigt zu sein scheint. Sie steht bereits still und versucht zum Beweis der Gegenliebe mit den Hinterhufen auszukratzen, trotz der Last, die auf ihrem Rücken liegt, und wir hätten vielleicht hier auf offener Landstraße ein hippologisches Liebesidill erlebt, wenn ich nicht hurtig von meinem Braunen heruntergesprungen und dem Fuchs in die Zügel gefallen wäre, so daß er, ehe er sich versah, wieder auf alle vier Füße kam. Aber er wollte sich diese Störung von mir durchaus nicht gefallen lassen, biß nach mir und ging wieder wie Pegasus in die Höhe. Selbst die Kandare konnte ihm nicht imponieren. Da auch die Kulis, die ich zu Hilfe rief, sich nicht an ihn herantrauten, so blieb nichts anderes übrig, als ein beherzter Griff in die Nüstern mit dem Daumen und Mittelfinger. Erst unter dem Zwange dieses improvisierten Nasenringes bequemte sich Freund Fuchs dazu, nunmehr endgültig die Konkurrenz mit dem seligen Pegasus aufzugeben und mit allen vier Beinen wieder zur Mutter Erde herunterzukommen.

Als die Marschordnung erneut feststand, konnte es weitergehen. Zunächst reiten wir noch ein Stück am Flusse entlang. Dann verlassen wir das Flußtal und biegen zunächst in westlicher Richtung ab. Unser Weg führt uns über mehrere lehmige Erdfalten auf die Gebirgskette los, unterhalb deren Gensan liegt. Die Gebirgskette — übrigens die selbe, in der Sag wang sa liegt, — streicht ziemlich genau in westlicher Richtung. Wir können schon hier bemerken, daß sie sich vielleicht 20 bis 30 Kilometer landeinwärts mit einer zweiten Gebirgskette in spitzem Winkel vereinigt, die in den sogenannten Diamantbergen im Süden von An-bjöng ihre höchste Höhe erreicht.

Der Gebirgsstock zur Rechten heißt auf Koreanisch Tel-kol-san und Pung-nu-san, der zur Linken Tschong-nung-san — wenigstens heißen seine uns zugekehrten Ausläufer so.

Unser Ziel für die Mittagsrast soll sein der Ort Namsan. Von hier an sind es dann noch etwa 4 bis 5 Kilometer in die Berge bis Sagwangsa. Namsan soll von hier aus noch etwa

15 koreanische Li, also etwa 7 bis 8 Kilometer, entfernt sein. Indessen sind alle diese Entfernungsangaben nicht ganz zuverlässig. Zunächst sind wir, nachdem Flick und Flock, sowie der tragikomische Zwischenfall mit dem Fuchs und der Stute belacht und überwunden sind, entzückt von der Schönheit und Lieblichkeit der Landschaft, durch die wir hier reiten. Es dauert nicht lange, bis wir über Heideland zu reiten haben, das bestanden ist mit bunten Feldblumen, mit Heidekraut und Wacholder; dann reiten wir ein in einen Nadelwald von duftiger Schönheit. Die Sonne, die es im übrigen gut mit uns meint, aber hier im Innern lange nicht so aufdringlich ist, als an der Küste, haben wir im Rücken. Sie bescheint scharf die Konturen der Bäume. Es ist charakteristisch für die Nadelgewächse hier im fernen Osten, daß sie sich bemühen, nicht schlank und geradlinig zu wachsen, sondern in zierlichen Verkrümmungen und Schnörkeln. Auch haben die Äste, die sich oft fächerförmig ausbreiten, die Neigung, sich nicht nach oben zu verzweigen, sondern senken sich mit Vorliebe nach unten. So entsteht ein gleichzeitig bizarres und doch in seiner Konsequenz wohlgefälliges landschaftliches Milieu von ausgeprägt apartem Charakter, das das Auge gefangen nimmt. Dazu die Würze der Waldluft! Trotzdem es bereits zehn Uhr vormittags ist, liegt doch noch im Unterholz und über Spinngeweben, die sich von Nadelzweig zu Nadelzweig ranken, gleich einem Wurf Perlen der Tau in großen Tropfen, und das Gras und das Heidekraut und die Blumen lassen uns ihren schönsten Duft trinken, indem sie die Kelche und die Poren weit öffnen, um den lieben Tau einzuschlürfen, der ihnen den Regen ersetzen muß. Sattes, wollüstiges Waldesleben umgibt uns, und wir empfinden es mit vollen Zügen, solange wir können, das heißt so lange, bis der Wald zu Ende ist — — und das ist leider nur allzuschnell geschehen! Und doch hat die halbe Stunde Waldeszauber uns ahnen lassen, wie schön erst eine solche Reise in Korea sein muß, wenn man sich nicht jeden Augenblick wieder über irgend etwas ärgern muß. Nun der Waldeszauber vorbei ist, gleich verlangt auch die Prosa wieder gebieterisch ihr Recht.

Natürlich sind es wieder die Tragkulis, die Anlaß zum Ärger geben. Denn obwohl ich ihnen seit unserem Abmarsch von Gensan

die Lasten um nahezu die Hälfte erleichtert habe, und obwohl ich ihnen Prügel angedroht habe, wenn sie heute wieder zurückbleiben würden, hat die Karawane doch wieder nach etwa einer Stunde Marsch den Schwanz verloren. Man bedenke: seitdem unsere Kulis in Gensan nach mehrstündiger Prüfung zu dem Ergebnis gelangt waren, sechs von ihnen genügten, um unser Gepäck nach Soul zu tragen, hatte ich einen Esel und ein Pferd gekauft, die etwa drei volle Kulilasten trugen, wenn nicht mehr.



Symbolistische Vogelstangen an den Eingängen der Dörfer. Die Vogel sollen Ausschau halten nach den bösen Geistern, und diese verscheuchen, wenn sie ins Dorf eindringen wollen.

Weiterhin hatte ich in Wönsan schon eine schwere Menge Geld in Kupfergeld und Nickel umgewechselt. Ferner haben wir im Nachtquartier mehrere Pfund Kartoffeln und Vorräte verspeist, wir haben dort über 2000 Käsch beim Quartierwirt gelassen, wir haben für 24 japanische Dollars Kupferkäsch weggegeben, mit denen wir die Stute bezahlt haben — — und nun bleiben diese niederträchtigen faulen Kerle trotzdem wieder zurück! Nur drei haben mit uns Schritt gehalten, drei junge, kräftige Burschen, von denen namentlich der eine ein schmucker Kerl ist, der sicherlich

mancher koreanischen Schönheit den Kopf verdrehen könnte — — koreanische Schönheit — — habeat sibi! Ich habe unterwegs schon herausbekommen, wer eigentlich die Faulpelze sind. Zunächst ist es der Dolmetscher, der nur die Flinte und das Gewehr zu tragen hat, dann ist es der Kerl, der das Geld getragen hat — der stärkste von allen, und dann sind es noch zwei weitere, die jede Gelegenheit benutzen, um sich niederzuhocken, und die es ganz gewiß nicht nötig haben; denn sie tragen kaum 15 Kilo Gewicht! Nun, ich habe ihnen versprochen, ich würde sie alle zusammen verprügeln, wenn sie heute wieder zurückblieben. Tue ich es nicht, dann kann ich schelten und schimpfen, was ich will, dann ist meine Autorität dahin. Glücklicherweise kommen sie alle mit Abständen an. Infolgedessen nehme ich zunächst den ersten vor, der angewankt kommt mit Ächzen und Stöhnen, wie wenn ihn mindestens Zentnerlast drückte, und noch im Angesicht des schönen, grünen Waldes züchtige ich ihn eigenhändig mit dem Riemen. Mittlerweile ist der zweite Faulpelz herangekommen, der nun coram ordinem seine Ration bezieht, und schließlich kommt auch der dritte dran, der Riese mit dem Geldsack, der sich gleich schon wieder hinhockt, um angeblich seine Fußlappen zu lösen. Aber nichts da — noch ehe er sich von selbst in die geliebte Hockstellung niederlassen kann, habe ich ihn fest am Griff und mache von meinem patriarchalischen Züchtigungsrechte Gebrauch. Der große, starke Kerl läßt sich auch verprügeln wie ein Schulknabe, und die anderen freuen sich, wie nun auch er seine Portion Prügel bekommt, der große, ungeschlachte, feige, faule Kerl!



Fig. 59.
Koreanische Elstern.

Als letzter kommt der Dolmetscher. Ich hatte ihm gesagt, er sollte mit der Stute der Letzte bleiben und vor allen Dingen dafür sorgen, daß die faulen Kulis nachkämen. Damit entschuldigt

er sich. Aber er ist selbst viel weiter hinter dem faulsten Kuli zurückgeblieben, als er verantworten kann. Außerdem bin ich so im Zuge, daß auch er bei der Gelegenheit seine Portion gleich mit abbekommt. Allerdings entzieht er sich einer weitergehenden wohlverdienten Züchtigung, indem er stolpert und die Beine in die Luft streckt. Jetzt kommt nun aber für die Faulpelze noch die Hauptstrafe. Während die anderen eine Viertelstunde rasten konnten, müssen sie gleich weiter, voran der Dolmetscher mit der Stute (während er vorüberzieht, muß der schmucke Koreaner den Kopf des Fuchsen festhalten und aus dem Winde drehen), gleich hinterher marschieren müssen die drei faulen Kulis, dann kommen wir beide mit unseren Ponys, dann die drei munteren Kulis und schließlich der Boy, und so geht es weiter, während sich vom Waldessaume als die letzten, und doch als die allerunermüdlichsten, loslösen — — Flick und Flock.

Der Weg, auf dem wir einherwandeln, ist steinhart. Der Boden besteht aus Lehm, der von der Sonne trocken gebrannt ist. Bald haben wir den Rand des Hochplateaus erreicht, auf dem wir uns befinden, und nun senkt sich der Weg in einer Hohlform zum Tale, jenseits dessen in dunkelblauen Tinten sich der Gebirgszug straff aus der Umgebung heraushebt, an dessen südöstlichem Abhange Sag wang sa liegt. Unsere Leute, die noch der Meinung sind, wir wollen nach Sag wang sa, winken freudig nach dem Stückchen Hochwald hinüber, in dessen schattigem Grün das Kloster liegt. Die Lektionen, die sie erhalten haben, haben ihrer Fröhlichkeit weiter keinen Abbruch getan. Nachdem der Hohlweg passiert ist, der mit seinem Geröll den Hufen unserer Tiere einige Schwierigkeiten bereitet, bewegen wir uns auf der Sohle des Längstales, das sich am Fuß des nun zu unserer Rechten liegenden Höhenzuges hinzieht. Die Straße, auf der wir uns bewegen, verdient den Namen „Straße" noch durchaus. Es ist ja die eigentliche Heerstraße nach Soul, die wir hier noch benutzen, die aber dann später von der geplanten Reiseroute nach Südosten abschwenken wird, um den Weg über Hoi jang zu wählen, während wir einen direkten Weg in südöstlicher Richtung einschlagen wollen. Wir ziehen abwechselnd durch Gebüsch und durch Ackerland. Überall ist das Feld gut bebaut, und man sieht zahlreiche Land-

leute, teilweise sogar in ganzen Kolonnen, auf dem Felde. Gegen Mittag nach etwa vierstündigem Marsche kommen wir an das Ufer eines Flusses, der am Ping nu san entspringen dürfte.

Wir reiten wieder in ein Stück Wald hinein. Bei einer Wegbiegung bleibt der Blick überrascht haften an einem mächtigen, weitverzweigten Baume, in dessen Schatten zahlreiche koreanische Wanderer sich gelagert haben zur Mittagsrast. Der Tag ist mollig warm, und die Koreaner sind auch höflich genug, uns den



Arbeiterkolonne im Bohnenfeld.

herrlichen Baum mit seiner schattenspendenden Krone zu überlassen, als sie sehen, daß wir unsere Tiere halten lassen. Etwa einen Steinwurf hinter dem Baum beginnt der schon mehrfach genannte Ort Nam san, hinter dem der Weg nach Sag wan sa abzweigt. Es genügt ein freundliches „ka", um die Koreaner, die noch neugierig unseren frischgewählten Lagerplatz umstehen, zum Weitergehen zu veranlassen. Dann haben wir das Feld für uns allein und sehen uns zunächst einmal an diesem in der Tat idyllischen Plätzchen um. Der Laubträger steht gerade neben dem

seichten Flüßchen, dessen spärliches Gewässer über rundgewaschene Kieselsteine und Sand munter dahinplätschert. Die Ufer des Flüßchens sind mit grünem Gebüsch umstanden, und das würzige Gras, das in den Lichtungen zwischen den Sträuchern wächst, soll unseren Tieren gut schmecken. Sie werden abgesattelt und abgezäumt, sodann bekommen sie einen Strick um den Hals und werden an langen Leinen mitten im hohen Grase angebunden. Während die beiden Hengste wieder versuchen, sich zu beißen und mit den Vorderhufen aufeinander loszuschlagen, steckt das Eselchen vom ersten Augenblicke an, da ihm der Maulkorb abgenommen ist, seine Nase ins grüne Gras. Der Vorsicht halber wird die neugekaufte Stute von einem Kuli durch den Fluß hindurch geführt und auf dem anderen Ufer an einem Strauch befestigt, so daß also irgendwelchen donjuanistischen Attentaten seitens des Fuchses von vornherein ein Riegel vorgeschoben ist. Die vier Trachten Prügel, die heute vormittag ausgeteilt worden sind, haben offenbar noch nicht hingereicht, um die nun einmal unverbesserlichen drei faulen Kulis zu veranlassen, mit uns Schritt zu halten. Sie trotteln wieder einer nach dem anderen als langausgedehnter Schwanz der Karawane an, stellen ächzend ihre leichten Lasten nieder und wollen sich gleich schon wieder in den Sand hocken. Aber da gibt es zunächst kein Erbarmen, sie müssen, ehe sie ruhen dürfen, uns erst noch trockenes Holz zusammenlesen. In einiger Entfernung von dem Baume finden wir aus Steinen zusammengestellt eine Feuerstätte, unter die nur Feuer gemacht, und auf die nur die Töpfe aufgesetzt zu werden brauchen, um ein Diner auf ihr kochen zu können. Erst nachdem die drei faulen Kulis und der Dolmetscher einen tüchtigen Arm trockenes Holz herbeigebracht und das Feuer angezündet haben, erhalten sie mitsamt den drei fleißigen Kulis, die mit uns munter Schritt gehalten hatten, und die inzwischen ausruhen durften, nachdem sie die Tiere in Ordnung gebracht hatten, die Erlaubnis, gemeinsam in die Ortschaft zu gehen, um dort zu Mittag zu essen. Wir haben das Bedürfnis, an diesem idyllischen Plätzchen einmal mit uns allein zu sein, und entbinden daher auch den Boy von seinen weiteren Verpflichtungen. Er darf sich den Kulis und dem Dolmetscher anschließen, und alle acht versuchen, im Dorf etwas

zu essen zu bekommen; es braucht ja nicht gerade das Bohnengericht von gestern abend zu sein!

Als die Luft auf diese Weise von sämtlichen Asiaten rein ist, können wir auch an uns denken. Das glitzernde kühle Wasser neben uns hat es uns angetan. Ein Fußbad wird uns gute Dienste leisten. Während unsere Ponychen mit knirschenden Zähnen die frischen Halme zermalmen und gelegentlich vor Übermut im üppigen Grase ein Bad nehmen und sich wollüstig auf dem Rücken hin und her wälzen, fliegen Schuh und Strümpfe aus, und lustig waten Mann und Weib im plätschernden Wasser herum und haben dabei einen Spaß, wie damals, als sie noch Kinder waren und mit aufgekrempelten Hosen und züchtig hochgehobenem Röckchen im Dorfteich oder in der Wasserlache, die sich auf dem Hofe nach dem Platzregen zu bilden pflegte, herumzupatschen. Glücklicherweise ruht so lange der Verkehr auf der Landstraße — nur unsere inzwischen aus dem Strohsacke wieder befreiten drei Puter stehen am Ufer und sehen uns zu, bis dem männlichen Puter die Sache doch zu dumm wird, und er mittels eines mächtigen Rades, das er schlägt, und durch seine puterrote lange Nase dem Puterweibchen zu imponieren versucht. Bei dieser Gelegenheit kommt er dem Puter vom dritten Geschlecht wohl ein wenig zu nahe, oder woran das nun gelegen hat, ich weiß es nicht; kurz und gut, plötzlich bekommt auch der Puter vom dritten Geschlecht eine lange, puterrote Nase. Seine bis dahin sich so glatt an den Körper anfügenden Federn sträuben sich, der Hals rundet sich in jugendlicher Kraftfülle, und die Schwanzfedern stehen breit wie ein echtes rundes, buntes Rad, wie es eben nur ein männlicher Puter zu schlagen imstande ist. Nun ist es endlich heraus! Der Puter vom dritten Geschlecht ist ein Hahn — ein Hahn und nicht 'ne Henne! Diese so überaus glücklich gelungene Entdeckung wird uns noch des weiteren bestätigt. Denn plötzlich springt der bisherige Puter vom dritten Geschlecht mit kirschroter Kehle auf den alten Puter los, indem er andauernd Töne ausstößt, wie wenn man den Wischer schnell



Fig. 60.
Koreanische Nardenhalter aus Speckstein.

aus dem Flintenrohr herauszieht. Der alte Herr ist auf der anderen Seite nicht weniger faul. Er pariert den jugendlichen Puterhahn mit der Sicherheit und Würde eines bejahrten Kämpfers, der sich nun so lange schon im unbestrittenen Besitze eines seiner Zeit auch zweifellos im Nahkampfe mühsam ertrotzten Weibchens befindet. Er faßt den ehemaligen Puter vom dritten Geschlecht gleich bei der so plötzlich und unerwartet aufgeblähten und puterrot gewordenen Nase und zaust ihn hin und her, wobei der neu entdeckte Puterhahn ganz und gar das Radschlagen vergißt und wieder in seine ursprüngliche Federhaltung zurückschnappt, auch jämmerlich zu schreien anfängt und mit den Flügeln um sich schlägt, so daß durch diesen unerwarteten Zwischenfall unser Plätschern im Waldbache jäh unterbrochen wird. Beide eilen wir, zugleich schwankend und hilflos zusammenknickend, wenn wir auf einen etwas zu scharfen Kiesel treten, nach dem Ufer und mischen uns in den immer erbitterter werdenden Zweikampf. Der alte Puterhahn will sein Opfer gar nicht wieder loslassen, und ich muß ihm schließlich mit einem Bleistift den Schnabel aufzwingen, der das mittlerweile wieder ganz weiß gewordene Näschen des ehemaligen Puters vom dritten Geschlecht mit der ganzen Kraft eines aufs höchste gereizten und in seiner Familienehre gekränkten Eheherren festhält. Das hätte sich der junge Herr Puter auch sicher nicht träumen lassen, daß ihm in einer so schnellen, nasengreiflichen Weise beigebracht würde, wie wenig es sich für ihn schickt, eine rote Nase zu bekommen oder Rad zu schlagen und zu kolken, wenn gerade der alte Herr Puter einen schüchternen Versuch macht, durch die gleichen Mittel der Versuchung um sein ihm rechtmäßig angetrautes Eheweibchen zu werben. Er läuft daher, als er mit meiner Hilfe frei geworden ist, ein ganzes Stück davon und reibt sich seine halb abgebissene Nase im Sande und schreit und klagt so, daß wir zunächst versuchen, ihm mit Futter beizukommen. Aber er hat nicht einmal mehr dazu irgendwelche Neigung! Er schreit und klagt immer fort, so daß uns schließlich Mitleiden anwandelt, und wir in einem schnell gepflogenen Kriegsrate beschließen, ihn von seinen Schmerzen zu befreien, noch ehe er darüber schwermütig werden kann, daß jetzt nach seiner Entlarvung als Hahn für ihn kein Platz mehr im

Strohsack ist. Außerdem gibt ein junger Puter bekanntlich einen guten Braten, und so wird denn dieses idyllische Plätzchen da, wo es begrenzt wird von den Büschen, in denen die Ponys weiden, der Schauplatz einer regelrechten Enthauptung. Als der Boy zurückkommt, wird ihm der Delinquent übergeben mit dem Auftrage, an ihm das Amt des Henkers auszuüben. Der dumme Kerl will dem armen Puterhahn, der immer noch schreit und sich nicht trösten kann über seine halb abgebissene Nase, mit seinem Taschenmesser zu Leibe gehen, und rupft ihm auch schon bei lebendigem Leibe den Hals kahl. Natürlich, der Boy weiß nicht, wie ein Puter geschlachtet wird, und so erbarmt sich denn ein kurzer Schlag mit dem Beile der Leiden unseres guten armen Puterhähnchens, das es noch fertig bekommt, mit abgehacktem Kopfe bis in die Krone unseres schattenspendenden Baumes hinaufzufliegen, um dann entseelt hinunterzufallen ins Wasser. Der Boy soll ihn schnell wieder herausfischen. Da er aber wasserscheu ist und selbst nicht schnell genug ins Wasser hinein will, erinnere ich mich meiner ja immer noch hoch gestreiften Hosenbeine und ergreife schleunigst den Braten, der — nachdem er eben noch im Begriff gewesen war, uns davon zu fliegen — nun auch noch Anstalten trifft, uns davon zu schwimmen. An diesem Beispiele sieht man wieder einmal recht deutlich, wohin Kopflosigkeit führen kann.

Der Puter wird vom Boy, so lange er noch warm ist, gerupft. Währenddessen ist das Teewasser auf dem Steinherde heiß geworden, und bald schwelgen wir in den Genüssen unseres eiligst bereiteten Mittagmahles, bei dem auch den eingemachten Stachelbeeren des Herrn Mannheimer endgültig der Rest gegeben wird. Der Boy hat mittlerweile die Feldbetten aufgeklappt, und wir können uns daher noch eine kleine Stunde der Mittagsrast gönnen, während deren der Boy Auftrag hat, jeden vorbeigehenden und neugierig stehen bleibenden Koreaner mit einem freundlichen „ka“, und wenn er der Aufforderung nicht sofort Folge leisten sollte, sogar mit einem noch freundlicheren „ka-ka“ zu begrüßen. Sollte der Koreaner selbst nach dem dritten „ka“ sich nicht entfernen, dann erst darf der Boy uns wecken.

Als der Boy uns schließlich weckt, geschieht das merkwürdigerweise nicht deshalb, weil die Koreaner nicht der Aufforderung, sich zu entfernen, Folge leisten wollten, sondern weil sie in ihrem Gehorsam gar so weit gegangen sind, daß der Boy, als er die Häupter unserer längst vom Mittagessen zurückgekehrten Koreaner zählt, deren nur noch im ganzen vier zusammenaddieren kann. Ich will den Boy gerade wegen seiner Dummheit zur Rede stellen, als er mich weckt mit der, wie mir schien, gänzlich überflüssigen Meldung „Koreaman go on", bin aber nicht wenig erstaunt, als sich herausstellt, daß die drei faulen Tragkulis, die offenbar weniger Wert auf Lohn, als auf gute Behandlung legten, davongelaufen sind. Sogar ihre Traggestelle, auf denen sie das Gepäck geschleppt haben, haben sie dagelassen. Ihre Arbeitsscheu ging so weit, daß sie nicht einmal die paar Kilo, die sie noch zu tragen hatten, in einem so außerordentlich langsamen Marschtempo auf die Dauer zu tragen bereit waren. So ärgerlich dieser Zufall nun auch ist, so erfreut bin ich auf der anderen Seite, daß wenigstens die drei jungen und kräftigen Burschen, die sich bisher schon immer besonders ausgezeichnet haben, geblieben sind. Allerdings ziehen auch sie bedenkliche Gesichter im Hinblick darauf, daß sie nun wahrscheinlich die Traglasten der davongelaufenen Kulis mit auf ihren Rücken weiterschleppen müssen. Somit gehen wir zunächst sofort auf die Suche nach neuen Kulis. Der Dolmetscher wird wieder in den Ort hineingeschickt, aber in ganz Nam san ist kein Mensch aufzubringen, der bereit wäre, als Ersatz einzutreten. Auch bleibt die Umfrage nach Tieren im Orte unfruchtbar; wieder nur überall „mola-mola!", selbst als ich persönlich hingehe, um die ganze Autorität des weißen Mannes einzusetzen, die sich aber dem Mißtrauen und der Dickfelligkeit der Bauern von Nam san gegenüber doch als gleichgültig erweist. In der Tat, wenn auf einer solchen Reise überhaupt für Verzweiflung Platz vorhanden wäre, dann wäre ein Anlaß wie dieser dazu geeignet. Zunächst suche ich mich dessen zu vergewissern, daß nicht auch noch die zurückgebliebenen drei Kulis davonlaufen.



Fig. 61.
Kleiderhaken aus Draht und Fischbein.

Als Leute, die wenigstens dann über eine Portion Klugheit verfügen, wenn es sich um ihren eigenen Vorteil handelt, wissen sie die Situation auszunützen und verlangen eine Lohnaufbesserung, die ich ihnen zwar nicht in der Höhe, wie sie sie verlangen, gewähre; immerhin lege ich ihnen aber noch 100 Käsch pro Tag zu, so daß sie also von jetzt ab täglich nicht mehr 500, sondern 600 Käsch erhalten. Da mit den Bauern von Nam san absolut nichts anzustellen ist, und sie in ihrer Weigerung verharren, das überschüssige Gepäck selbst bis zum nächsten Nachtquartiere weiter zu befördern, so ist es schließlich noch immer das Geratenste, wir bleiben einmal ruhig an dem idyllischen Plätzchen unserer Mittagsrast sitzen und halten die sämtlichen Wanderer, die bei uns vorbeikommen, an. Vielleicht bietet sich dabei eine Gelegenheit für uns, auf diese Weise Kulis oder ein Tier zu bekommen — und für jene, einen Nebenverdienst mitzunehmen. Aber die Aussichten sind außerordentlich gering. Zwar fahren meine Kulis gleich immer wie Strauchdiebe auf die armen Vorübergehenden los, aber die meisten lassen sich überhaupt auf keine Verhandlungen ein, viele nehmen sogar gleich nach dem ersten Schreck, als sie unser Verlangen hören, Reißaus. Wir sehen es schon kommen; wir müssen die Vorliebe für diesen idyllischen Ort damit bezahlen, daß wir nun an ihn gebannt sind, womöglich nicht allein für diese Nacht, sondern auch noch für den folgenden Tag. Schon versuchen wir, uns mit diesem Gedanken vertraut zu machen, als vom Orte her ein freundliches „Muh!" zu uns herüberklingt, das Zeichen für uns, Obacht zu geben; denn es verkündet das Herannahen eines Wanderers, dem man wieder mit Geld und guten Worten zusetzen kann. In der Tat erscheint auch bald an unserem lauschigen Plätzchen der breitgestirnte Kopf eines Horntieres, das von selbst stehen bleibt, als es unserer ansichtig wird. Zwei Schritte hinterher folgt ein langaufgeschossener Koreaner, auf dem Kopfe den schwarzen Hut aus Bambusfasern, das tiefgebräunte Gesicht umrahmt mit einem schwarzen Vollbart; der übrige Teil des Körpers steckt in einem vielleicht vor langer Zeit einmal weiß gewesenen Gewande. Das Bäuerlein sieht ganz vertrauenerweckend aus. Zunächst geht es ihm, wie seinem Ochsen: es bleibt stehen und sieht sich das merkwürdige Zigeunerlager an.

In diesem Falle ist mir die angeborene Neugier nicht gerade unangenehm. Ich trete gleich, — nicht zu hastig, damit er nicht erschrickt, doch immerhin unverzagt auf den Fremdling zu und reiche ihm als Willkommengruß eine Handvoll Käsch hin.

Er weiß erst gar nicht, wie ihm geschieht, ob ihn etwa nicht ein Traum äfft, und wagt nicht, nach dem Gelde zu greifen. Schließlich mache ich seine Hand hohl und schütte ihm die Käsch hinein. Daraufhin überfliegt ein unendlich wohliges Grinsen sein bärtiges Gesicht. Er kommt sich offenbar vor wie der Hans im Glück, dem ein freundlicher Wanderer am Kreuzwege einen Schatz schenkte. Es bedarf danach auch keiner besonderen Anstrengungen, um ihn noch etwas wärmer werden zu lassen. Erst nachdem das geschehen ist, kommen wir mit unserem Anerbieten fragend heraus, ob er uns nicht mit seinem Ochsen unser Gepäck ein Stück weiterschleppen möchte. Nach dem Schrecken zu urteilen, den der Bauer bei dieser Offenbarung erhält, wäre er uns zweifellos mit seinem Ochsen stracks davongelaufen, wie seine Vorgänger, wenn wir gleich zu Anfang ohne die freundliche Einleitung mit unserem Wunsche herausgeplatzt wären. Auch jetzt hält es schwer für die Kulis, die ja alle ein gemeinsames Interesse daran besitzen, daß diese wichtige Persönlichkeit uns gewonnen und erhalten wird, sie zum Dableiben zu veranlassen. Nachdem das aber einmal geschehen ist, gelingt es auch nach und nach, zu einem Übereinkommen zu gelangen. Der Bauer behauptet zwar, er müsse nach Hause, erklärte sich aber schließlich doch bereit, uns bis zum nächsten größeren Orte, bis nach P'hjöng kang, zu bringen. Er verlangt pro Tag 1200 Käsch. Natürlich meint er dieses Angebot nicht ernst, und wir einigen uns auf 1000 Käsch pro Tag. Nachdem wir nunmehr glücklich dieser Sorge überhoben sind, wird schnell das Gepäck zusammengepackt. Sämtliche schwere und unhandliche Gegenstände kommen auf den Rücken des Ochsen, der mindestens vier Kulilasten schleppen kann. Zwar protestiert der Kuhmann anfangs ein wenig, am liebsten möchte er von seinem Ochsen nur eine einzige Kiste schleppen lassen, aber da er und der Ochse nun einmal unser sind, so wird ziemlich rücksichtslos verfahren. Das Tier bekommt seine gehörige Traglast, dafür wird unsere kleine Ponystute, die schon nach dem halben Tages-



Unser Lastochse und sein Treiber.

marsche stark ermüdet ist, entlastet, und auch die Lasten unserer Kulis werden noch wesentlich erleichtert. Wenn nun die Kuh ordentlich ausschreitet, dann sind ja hoffentlich die Transportschwierigkeiten fürs erste gehoben, und wir können in den nächsten Tagen wenigstens ordentlich vorwärts kommen.

Auch heute muß noch eine ordentliche Strecke zurückgelegt werden. Zwar ist es schon fünf Uhr, als wir aufbrechen, aber da haben wir wenigstens einen Vorteil, daß wir nicht in der Sonnenhitze zu marschieren brauchen. So geht es denn vorwärts, zunächst durch den Ort Nam san hindurch, der aus einigen zwanzig Bauernhäusern besteht. Unmittelbar hinter Nam san führte rechts ab der Weg nach Sag wang sa. Die Kulis wollen durchaus nach Sag wang sa. Wir nehmen aber den Weg geradeaus und beginnen nun von hieraus einen sanften Aufstieg in der Richtung nach dem schon früher erwähnten Paß zwischen den beiden Gebirgen Tschung nung san zur Linken und dem Pung nu san zur Rechten. Die Gegend zwischen den beiden Gebirgen ist ziemlich hügelig, aber gut bestanden. Allerdings sind Dörfer verhältnismäßig selten, und so müssen wir heute bis in den kühlen Mond hinein reiten, ehe wir unser Nachtquartier erreichen. Es ist schon acht Uhr abends, und das heute unbedeckte Nachtgestirn muß uns leuchten, als wir schließlich von einem bewaldeten Hügel aus hinuntersteigen zum Tale, wo zu beiden Seiten des Bächleins ein freundliches Dörfchen liegt, Yöng ji on mit Namen. Wir sind trotz allen Aufenthaltes heute doch etwa 30 Li marschiert. Die Entfernung von hier bis nach Wönsan beträgt, wie die Leute sagen, 80 Li; das würde auch nach meinen Aufzeichnungen ungefähr richtig sein.

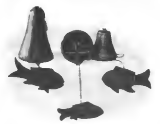


Fig. 62.
Koreanisches Glockenspiel (hängt an den Dachkanten. Der Wind setzt die Fischchen in Bewegung, die wiederum die kreuzförmigen Klöppel rühren).

Neuntes Kapitel.

Zum Ufer des Han Yiaul.

Neugierige Koreaner. — „Schlechtes Geld". — Flick und Flock auf Irrwegen. — Picknick im Walde. — Eintritt ins Gebirge. — Über Berg und Tal. — Herodias Garzetta. — Tscho tsu po. — Der Dolmetscher wird entlassen. — Auffallende Kursgrenze. — Hinauf zur Wasserscheide zwischen dem Japanischen und dem Gelben Meere. — Auf der Hochebene. — Die Wasserscheide. — Tigerjäger. — Kam bu lan. — Sonntag in den Bergen. — Wasserschöpfer. — Geschwindigkeitsberechnung. — Das gestohlene Beil. — P'hjöng kang. — Zum Tscho ron ku mok san. — Yong dam. — Reisfelder und Reismühle. — Über den Han Yiaul bis Tok yong ni.


Fig. 63. Koreanischer Steinadler.

Das Rasthaus in Yöng ji on, das uns die Nacht beherbergt hat, ist größer und besser eingerichtet als das gestrige bei Anbjön. Es gibt hier einen ordentlichen großen Pferdestall, auch besondere Räumlichkeiten für die Leute. Der Wirt ist in seinem Hauptberuf offenbar Bauer und verfügt selbst über einen großen Stall von Rindvieh, Eseln und Pferden. Aber neugierig sind die Menschen hier, daß es kaum zu sagen ist. Schon gestern abend, als wir beim Schein der Laterne unsere

Siebensachen auskramten und dazu übergingen, uns mit Hilfe von vielem Seifenschaum vom Staube des Tages zu entledigen, umstanden uns die schnell zusammengelaufenen Dorfbewohner wie mit einer festen Mauer, und als es einem der Keckſten von ihnen gelungen war, mit dem Finger ein wenig Seifenschaum zu erwischen, um ihn auf seinen Geschmack hin zu prüfen, fühlten auch die anderen das dringende Bedürfnis, ihre Finger nach den soeben eingeseiften Stellen auszustrecken, um ebenfalls zu versuchen, wie dieses



Neugierige vor der Veranda.

merkwürdige, weiße Zeug da schmeckte. Aber Herr Om ſa han, der schmucke, junge Tragkuli, den wir als den geschicktesten zu allerhand persönlichen Handreichungen heranzuziehen pflegen, hat sich bereits so mit unseren Gewohnheiten vertraut gemacht, daß er weiß, daß derartige Zudringlichkeiten sich nicht schicken, und auf sein freundliches Zureden hin ziehen sich die Neugierigen zurück. Als wir aber nach stattgefundener Waschung von der Veranda aus in das Innere des Hauses treten, stehen sie im Dunkel des Hofes und beobachten uns durch die Hintertür. Ebenso ist es auch heute

morgen wieder beim Aufbruch. In der Tat, glücklich ist man dann erst wieder, wenn man unterwegs auf dem Marsche ist und die Natur genießen kann, die ein gütiger Gott hier an ein so merkwürdiges Volk verschenkt hat.

Einige Schwierigkeiten bereitet heute die Abwicklung des Geldgeschäftes. Die Kulis erhalten von heute ab zum ersten Male 800 Käsch ausgezahlt, aber durch die vielfachen großen Ausgaben ist nun unser Kupfergeld schon derartig zusammengeschmolzen, daß wir den Rest uns für kleine Einkäufe unterwegs aufbewahren wollen und den Kulis ihre Löhne in Nickelmünzen aufzählen. Diese hatten wir in Gensan zum Tageskurse von 19 Kupferkäsch auf das Viertelyangstück, das eigentlich 25 Käsch wert ist, eingewechselt; 20 derartiger Nickelstücke machen einen koreanischen Dollar aus, der ungefähr wieder die Hälfte eines Yen ist. Der koreanische Dollar selbst ist untergeteilt in 5 Yang, und der Yang wieder in 4 Viertelyangstücke. Nominell soll nun der Yang 100 Käsch haben, aber wegen des schlechten Rufes, in dem die Nickelmünzen stehen, werden sie in Gensan nur zum Kurswert von 19 Käsch gehandelt. Als die Kulis die Viertelyangstücke sehen, ziehen sie zunächst schiefe Mäuler, und als sie ihren Lohn abgezählt erhalten haben, kommen sie einer nach dem anderen wieder mit einer Hand voll Viertelyangstücken und behaupten, das wäre schlechtes Geld. Unbesehen nehmen wir das angeblich schlechte Geld wieder zurück, werfen es in den Beutel hinein und beginnen aufs neue — natürlich aus demselben Beutel heraus — auszuzahlen. Darunter sind nun natürlich wieder angeblich schlechte Stücken, aber schon weniger, die wir mit derselben Gelassenheit wieder zurücknehmen, wieder in den Beutel fallen lassen, um aus demselben Beutel heraus erneut auszuzahlen. Als diese Prozedur noch mehrfach vor sich gegangen ist, sind die Leute befriedigt. Nach sorgfältiger Prüfung haben sie nun alle nur gutes Geld bekommen, obgleich wir uns zuletzt gar nicht mehr die Mühe machten, das Geld erst wieder in den Beutel fallen zu lassen und zu mischen, um es dann erst wieder aus dem Beutel herauszunehmen, sondern einfach in der Hand behielten und gleich wieder zum Auszahlen benutzten. Ohne daß behauptet wird, die Hälfte der Nickelstücken sei schlechtes Geld, geht es nun einmal

nicht ab. Wenn der Beutel leer ist, wird sich herausgestellt haben, daß das Geld doch alles gut war. —

Der Aufbruch und Abmarsch erfolgte heute zum ersten Male pünktlich und ohne Zwischenfälle. Unser Kuhmann bewährt sich prächtig. Wir vermissen die drei entlaufenen faulen Kulis ganz und gar nicht, und der Tragochse ist für uns insofern von großer Wichtigkeit, als er in gleichmäßigen langen Schritten ohne Aufenthalt ausgreift und somit in die Geschwindigkeit der Marschbewegung eine Ständigkeit und Gleichmäßigkeit hineinbringt, die für alle Beteiligten gleich wohltätig ist.

Unser Nachtquartier lag in einem Tale an einem Bächlein, dessen Ufer von Bäumen beschattet sind. Jenseits des Baches führt der Weg etwa einen Kilometer weit durch Kiefernwald. Das Gelände wird jetzt immer bergiger. Wir schicken uns an, den Paß zu übersteigen, auf dem man über die östlichste Gebirgsmauer hinwegsteigt. Vorerst aber steigen wir nochmals hinab zu einem großen Ackerdorfe, Tsing nöng schi won, das idyllisch in einem Talkessel liegt und umrahmt ist von gut bewaldeten Höhen. Hier herrscht emsiges Leben. Auf ihren Eselchen bringen die Leute die erste Körnerernte vom Felde nach dem Dorfe hinein, und hier ist ein Bauer schon damit beschäftigt, seine Pflüge in Ordnung zu bringen, um den Boden erneut zur Aufnahme der zweiten Aussaat vorzubereiten. Man hat in Korea zwei Ernten; denn so kalt der Winter ist, so warm ist der Sommer. Auch sieht man hier und da schon Leute, die im Begriffe stehen, das in der ersten Ernte eingebrachte Getreide, und zwar unmittelbar auf der Straße, auszudreschen. Ein mächtiger Baum überschattet eine der niedrigen Bauernhütten. An einem Querast ist mit langen Stricken eine Schaukel befestigt, und auffallend sauber gekleidete Kinder vergnügen sich mit Schaukeln — wie bei uns zu Hause. Die Sonne hat ihnen die Wangen gebräunt, aber es ist ein verhältnismäßig hellfarbiges Geschlecht, diese Koreaner, und selbst die liebe Sonne war nicht imstande, das blühende Rot auf den Wangen vollständig wegzubrennen. Wir wollen uns das anmutige Bild aus der Nähe ansehen, aber o weh, die Kleinen laufen furchtsam davon, als sie die weißen Teufel auf sich zukommen sehen.



Ackerdorf, im Vordergrund Koreaner mit Pflügen.

Eine recht freundliche Überraschung sollte uns der heutige Marsch bereiten. Schon als wir heute morgen abmarschierten, sahen wir uns erstaunt um nach Flick und Flock, die durchaus nicht mehr zu sehen waren. Allerdings sollten wir, als wir unterwegs waren, nicht mehr lange auf ihren angenehmen Anblick warten, denn als wir in Tsing yöng schi won einbogen, sahen wir gerade, wie sie in demselben Augenblicke, als wir in das Dorf einzogen, bereits vor uns auf der anderen Seite des Dorfes wieder hinauszogen, nachdem sie sich schnell noch einmal nach uns umgesehen hatten. Das war offenbar der Erfolg unseres gestrigen Wiedersehens in der Herberge an der Brücke gewesen. Es hat ihnen offenbar nicht mehr gepaßt, sich von mir anulken zu lassen, und so haben sie sich zu einer Änderung ihrer Taktik entschlossen. Während sie bisher uns ständig auf dem Fuße folgten, sind sie heute vor uns aufgebrochen und sehen sich nun von Zeit zu Zeit um, ob wir auch nachkommen. Nachdem die drei faulen Kulis weggelaufen waren, ist von den Faulpelzen nur noch der Dolmetscher übrig geblieben. Ich lasse ihn jetzt stets mit dem Eselchen an der Spitze marschieren, erstens um ihn ständig im Auge zu haben, und zweitens deshalb, weil ich nach meiner Berechnung heute an die Stelle kommen muß, wo der direkte Weg nach Soul, den ich einschlagen will, von der Heerstraße, auf der wir uns ja immer noch befinden, abzweigt. Der Zufall nun will es, daß sich heute bald nach dem Aufbruch herausstellt, daß die kleine Stute schlecht gepackt ist. Die Kulis haben die eine Seite ihres Packsattels zu schwer geladen, und so rutscht ihr der Sattel unter den Leib. Ich bleibe daher mit zwei Kulis zurück und bringe den Sattel wieder in Ordnung. Darüber ist Zeit hingegangen, und der Dolmetscher ist währenddessen schon vorausgegangen und befindet sich bereits außer Sehweite, als wir nachkommen. Nach einiger Zeit kommen wir nun auch tatsächlich an die Weggabelung. Ausdrücklich stellen wir durch Nachfragen bei einigen Wanderern, die uns begegnen, fest, welches der direkte Weg nach Soul ist, und daß kein Irrtum vorliegt. Dann wandern wir in der Annahme, daß der Dolmetscher mit seinem Tier auf dem richtigen Wege bereits vorausgewandert ist, wohlgemut weiter. Eigentlich hätte der Dolmetscher natürlich an der Weggabelung warten müssen, damit auch wir

ja den richtigen Weg nehmen, aber diese Schlauheit trauen wir ihm bei seiner angeborenen Borniertheit nicht zu. Indessen schlagen wir ein einigermaßen beschleunigtes Tempo ein, um ihn wieder einzuholen. So marschieren wir wohl eine volle Stunde, wenn nicht länger, und immer noch ist von dem Dolmetscher nichts zu sehen. Auch wollte ihm keiner von den Wanderern, die uns entgegenkamen, begegnet sein. Schließlich komme ich zu der festen Überzeugung, daß der Dolmetscher in seiner Dummheit die Heerstraße weitergegangen ist. Was bleibt da übrig? Ich nehme mein Pferdchen fest beim Zügel, lasse die Karawane unter der Führung meiner Frau weiterziehen und galoppiere querfeldein, um über Wiesen und Felder hinweg nach der Heerstraße hinüber zu kommen und den Dolmetscher abzuschneiden. Mein armes Pferdchen kommt unter dem schweren Reiter und bei der ungewohnten Gangart gehörig in Schweiß, aber zähe hält es durch, und nach einer guten halben Stunde habe ich die Heerstraße wieder erreicht; doch nirgends ist irgend etwas von einem Dolmetscher zu sehen. Ich kann mir schwerlich denken, daß der Dolmetscher bei seiner bekannten Trägheit schon weiter voraus sein soll und reite daher die ganze Straße wieder zurück bis zu der Gabelung, an der unser Weg sich abgezweigt hat. Hier sitzen zwei Wanderer am Wegrain und bedeuten mir, daß ein Mann mit einem Esel nunmehr auf dem richtigen Wege entlang gezogen ist. Nochmals fühlt mein Pferdchen die Peitsche, nochmals geht es teils im Trabe, teils Galopp auf dem schon einmal zurückgelegten Wege vorwärts, aber nichts vom Dolmetscher und von der Karawane ist zu sehen. Ich bin bereits dicht bei dem Dorfe Näh pön yi, wo ich die Karawane verlassen habe, und muß eben über eine kleine Talsenkung hinweg. Da stutzt mein Pferdchen; denn quer über den Weg hinweg liegt ein Mann und schläft. Bei näherer Betrachtung entpuppt er sich als einer meiner Kulis. Als er aufwacht, stellt sich heraus, daß ihn meine Frau dort als Verbindungsmann zurückgelassen hat. Er wollte nun das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und die Wartezeit auch zu seinem Privatvergnügen, nämlich zu dem in Korea so allseitig beliebten Schlafen, ausnutzen. Um aber sicher zu gehen, daß ich nicht an ihm vorbeiritte, hatte er sich gleich quer über den Weg

hinweggelegt. Er erzählte mir auch, der Map'hu sei voraus. Er hatte also offenbar selbst den Irrtum bemerkt, war schon, während ich querfeldein ritt, bis zur Weggabelung zurückgelaufen und dann auf dem richtigen Wege weitergezogen. Ich nehme nun den Kuli in schnellem Tempo weiter mit. Etwa zwei Kilometer weiter hockt wiederum ein Verbindungsmann an einer Weggabelung, der nun ebenfalls mit aufgerollt wird. Ohne daß ich ihr je eine Silbe davon gesagt hatte, hatte mein Frauchen in diesem Falle gehandelt wie ein Offizier, der seine Taktik inne hat, bei einer solchen Gelegenheit hätte handeln müssen, und so erreichten wir auch selbander nach einer weiteren Stunde bei dem Dorfe Kom son tong den anderen Teil der Karawane wieder, bei der sich auch der Dolmetscher befand, der nun einen ganz gehörigen Rüffel bezog. Wofür wir ihm aber bei aller ihm eigenen Borniertheit dankbar sein mußten, das stellte sich erst später heraus: Flick und Flock nämlich waren, offenbar, als sie sahen, daß der Dolmetscher als der erste Mann der Karawane auf der Heerstraße weiterzog, inzwischen auch die Heerstraße unbesorgt weitergewandert und hatten nicht gemerkt, wie dieser umgekehrt war. Nun saßen sie wahrscheinlich noch irgendwo an der Heerstraße und warteten, ihrer neuen Taktik zufolge, bis wir nachkommen würden. Die Hauptsache für uns aber ist die, wir sind sie nunmehr hoffentlich endgültig los und können also, durch sie ungestört und in vollen Zügen die Naturschönheit genießen, in die wir im Begriff stehen, nunmehr endgültig einzudringen.

Wir haben uns vorgenommen, die Vormittage tüchtig auszunutzen, und haben auch einen nahezu sechsstündigen Marsch hinter uns, als die Mittagshitze uns zwingt, Halt zu machen. Wer will es uns verdenken, daß wir uns für die Mittagsrast die schönsten Plätze aussuchen? Allerdings sind wir gezwungen, stets in der Nähe von Dörfern zu rasten, weil die Kulis mit ihrer Verpflegung auf die in den Ortschaften liegenden Gasthäuser angewiesen sind. Für die heutige Mittagsrast haben wir uns ein Stückchen Hochwald auserkoren, das unmittelbar über einem der zahlreichen Ackerdörfer gelegen ist, an denen wir heute vorbeikamen. Von dem Hügel aus, den der Wald bedeckt, sehen wir

direkt hinunter auf die Strohdächer des Dorfes Son ka mei kol. An langen Leinen werden die Tiere am Waldrande mitten in hohem Grase angebunden, und nachdem die Kulis uns aus dem Dorfe in einer geliehenen Bütte Wasser hinaufgebracht haben, wird in einem schnell gegrabenen Feuerloch dürres Holz angezündet, und in unserem größten Kochtopf, einer jener in Ostasien so beliebten tiefen, runden Eisenpfannen, wird unser Puterbraten aufs Feuer gestellt, den wir aber mangels eines Bratofens



Bauerndorf Son ka mei kol.

kochen müssen. Unterdessen konstruieren wir uns, da der verhältnismäßig lichte Wald nicht genügend Schatten spendet, aus Decken und Gummimantel eine Art Zeltdach, überlassen den kochenden Puter der Obhut unseres Chinesen und strecken uns schnell noch, wenn auch nur für ein Viertelstündchen, auf unsere Feldbetten. Aber siehe da, aus einer Viertelstunde wurden deren fünf, und als wir uns schließlich wach gähnten, hatte der Puter in der Pfanne immer noch keine Anstalten getroffen, sich uns zuliebe zu erweichen. Schließlich kochte er zwei Stunden und wurde

immer noch nicht weich. Somit begnügten wir uns damit, die Bouillon zu trinken und das zähe Fleisch von den Knochen abzunagen, eine mühselige Arbeit, bei der wir uns das Versprechen gaben, die beiden anderen Puter definitiv am Leben zu lassen, damit sie uns nicht in der Pfanne dieselbe Enttäuschung bereiteten, wie unser nunmehr endgültig abgetaner ehemaliger Puter vom dritten Geschlecht.

Freilich, der gute Weg, den wir bisher, solange wir die Straße entlangzogen, gehabt haben, ist vorbei. Wir wandern jetzt eigentlich nur noch einher auf Saumpfaden, auf denen wir über die zahlreichen Hügel und an deren Hängen entlang steigen, die hinüberführen zum Hochgebirge, in das wir einzudringen eben im Begriffe sind. Die Landschaft wird jetzt geradezu romantisch. Der Weg zieht sich an einem Gebirgsflusse entlang, der wenigstens dem Namen, An bjöng gang, nach zu urteilen, der Oberlauf des Flusses sein muß, über den wir bei An bjöng auf jener halsbrecherischen Brücke hinübergezogen sind. Übrigens ist vielleicht auch nicht unwichtig, festzustellen, daß der Fluß an verschiedenen Stellen seines Laufes verschiedene Namen führt, deren letzter Teil das Wort „Mul", zu deutsch „Wasser" ist, während der erste Teil gewöhnlich identisch ist mit den Flurnamen der gerade durchflossenen Fluren. Der Fluß durchbricht hier das Gebirge, das an den Durchschnittsstellen teils aus Schiefer, teils aus Konglomeratstein besteht, in einem nach und nach immer romantischer werdenden tiefen Einschnitt. Die Partie gehört zu einer der schönsten und anmutigsten, die ich je gesehen habe. Allerdings muß man den teilweise geradezu gefährlichen Weg schon mit in Kauf nehmen. Da, wo das Tal sich schluchtartig verengert, führt der Weg auf einem aus dem Gestein herausgehauenen schmalen Absatz entlang. Wer nicht schwindelfrei ist, muß absteigen, zumal die Tiere, die an die breiten Lasten gewöhnt sind, auch dann, wenn sie nur einen Reiter auf dem Rücken haben, an der äußersten Kante des Pfades entlang gehen, während etwa 50 Meter unter uns das grüne Wasser pfeilschnell über den harten Felsengrund hinwegschießt und über Kaskaden schäumend sich überstürzt. Wenn dann der schmale Pfad direkt senkrecht über dem Wasser aufhört und hinaufsteigt auf die hohen Uferränder selbst, hört er fast auf



Gebirgslandschaft.

das zu sein, was man selbst noch als Pfad bezeichnen kann. Teilweise besteht er aus treppenförmigen Abstufungen. Die Stufen sind oft einen halben Meter hoch, und es ist bewundernswert, wie die kleinen Tierchen geschickt und ohne zu zögern von einer Stufe auf die andere hinaufspringen und beim Absteigen sich mit dem Hinterteil geradezu auf die obere Stufe niederhocken, um dann mit den Vorderfüßen hinunterzureichen auf die tiefer gelegene Stufe und den Rest des Körpers langsam nachgleiten zu lassen, während der Mensch Mühe hat, auf diesen Wegen und zwischen den Felsen und dem Geröll, das überdies noch den Pfad bedeckt, sich hindurch zu arbeiten. Da, wo das Tal sich dann verbreitert, ist es bedeckt von blühenden Blumen. Man ist überrascht, fast dieselbe Flora hier zu finden wie bei uns: Wacholder, wilde Rosen, blaue Feldlilien, Hirtentäschlein, Sumpfdotterblumen und wie alle die lieben Bekannten von daheim heißen mögen. Sie alle begrüßen wir hier wieder und pflücken im Vorbeigehen gern einen Strauß, um das Kopfzeug unserer Ponychens damit zu schmücken.

Wirklich atmen wir auf, als nach vielfachem Auf und Nieder die Schlucht sich wiederum zu einer Talmulde mit sanften Rändern erweitert, als wir wieder Bohnenfelder in gleichmäßigem Grün daliegen sehen, und als auch unmittelbar neben dem Wasser die im saftigen Grün daliegenden Saatkämpe erscheinen, in denen die Reispflanzen gezogen werden, die hier und da auch schon auf den jetzt gewöhnlich nur kleine Wassertümpel darstellenden Reisfeldern gesteckt werden. Ein ständiger Gast der Reisfelder ist der in großen Mengen vorkommende Reiher, von dem die häufigere Art eine mit stahlblauem Gefieder ist, während der seltenere und wegen seines Federschmuckes am höchsten geschätzte Reiher ein schneeweißes Gewand besitzt. Von ihm, dem über ganz Ostasien verbreiteten Silberreiher — vermutlich der kleine Silberreiher, Herodias Garzetta — sahen wir nur einige wenige Exemplare. Er ist derjenige, der jene kostbaren, schlanken Kopffedern besitzt, die in Ostasien einen der wertvollsten Handelsartikel bilden und in Europa als einer der edelsten Hutschmucke geschätzt werden. Dagegen sehen wir um so häufiger einen Reiher von hellstahlblauem Gefieder, der offenbar zur Familie Fischreiher gehört, und

der in Korea ständig die Reisfelder nach Fischen und Amphibien abpatrouilliert. Aufrichtig bedauerte ich bei dieser Gelegenheit, daß ich keine Schrotflinte mit hatte. Mehrfache Versuche, einen Reiher mit der Kugel zu erlegen, endeten mit Heiterkeit.

Die Nacht begann bereits sich zu senken, als wir noch immer auf Wegen, die häufig genug von hohen Hecken, von Eichenbüschen und Himbeergesträuch eingerahmt waren, auf Pfaden, die bisweilen noch recht steil und holprig waren, dahin zogen, ohne



Das Stecken der im Saatkamp gezogenen Reispflanzen.

Aussicht, bald an eine Ortschaft zu gelangen, wo wir hätten über Nacht bleiben können. Bereits in der Dämmerung kommen wir schließlich in einen Ort Buk peng yi, der aber nur aus Bauernhäusern besteht, wo wir nicht über Nacht bleiben können. Während wir auf die Karawane warten, die langsam nachkommt, regt sich ein Bienenschwarm so sehr über das Erscheinen der Fremdlinge auf, daß wir beide gezwungen sind, Pfeife und Reservepfeife in Brand zu setzen, um uns gegenseitig den Kopf mit Rauchwolken einzuhüllen. Noch eine halbe Stunde weiter soll ein Dorf

Tscho tsu po liegen. Nochmals setzt sich die Karawane in Bewegung, aber aus der halben Stunde wurden ein und eine halbe Stunde. Da der Himmel bewölkt ist, so muß eine Laterne angezündet werden, und unser Leitkuli muß als der Erste vorausgehen und jedesmal schreien, wenn irgendein Hindernis kommt. Wir passieren noch mehrere einzelne Gehöfte; die Gegend führt den Namen Pië na mo toa. Schließlich halten wir vor einem Haus und beeilen uns, so schnell wie möglich diesen anstrengenden Tag durch erlösenden Schlaf zu beschließen. —

Hier in Tscho tsu po war es, wo wir an unserer Karawane die letzte Amputation vornahmen, die nun endlich dazu führen sollte, die jämmerlichen Marschschwierigkeiten, die wir bisher mit unseren Leuten auszustehen hatten, zu beseitigen. Herr Kam oi sten, unser Dolmetscher, hatte durch sein hervorragendes Talent zur Trottelei in den drei Tagen unseres Marsches den endgültigen Beweis dafür erbracht, daß er nicht nur als Dolmetscher gänzlich unfähig war, da sein Wortschatz im Englischen mit den Worten „yes“, „no“ und etwa sechs anderen sozusagen erschöpft war. Aber auch als Map'hu und Eselstreiber hatte er sich als gänzlich unfähig erwiesen; und wenn wir ihm auch als Verdienst anrechneten, daß er durch seine Unfähigkeit es verschuldet hatte, daß wir von der Flick- und Flockplage befreit waren, so hatte das Hauptverdienst daran doch der blinde Zufall, und für Herrn Kam oi sten blieb, um als mildernder Umstand zu dienen, wenig genug übrig. Das Maß kam aber zum Überlaufen, als der sogenannte Dolmetscher heute bei der Aufstellung der Hotelrechnung versuchte, uns regelrecht in seine Tasche hinein zu betrügen. Zunächst versuchte er uns, als wir ihn beauftragten, die Rechnung aufzustellen, in eindringlicher Rede, von der aber nicht das Geringste zu verstehen war, irgend etwas klar zu machen. Als wir ihm sagten, er solle uns die Summe nennen, die wir zu bezahlen hätten, nannte er uns zunächst ganz abenteuerliche Zahlen, wie immer, und als wir mangels jeder Verständigungsmöglichkeit ihm schließlich den Geldsack hinreichten, damit er uns die Summe hinzählen sollte, die wir der Wirtin schuldig waren, zählte er mehr als das Doppelte dessen auf, was wir an den ersten Tagen zu zahlen hatten. Wir hatten bisher die Zahlung an unsere



Die Karawane in den Bergen.

Quartierwirte stets durch seine Hand gehen lassen. Ich vermutete sofort, daß er versuchen wollte, uns mehr abzunehmen, um alsdann den überschießenden Betrag in seine eigene Tasche fließen zu lassen. Infolgedessen beauftragte ich ihn, inzwischen seinen Esel zu bepacken, und ging mit der Wirtin, unserem Leibkuli Om sa ban, sowie dem Boy abseits. Om sa ban verstand ein wenig Chinesisch zu schreiben. Somit mußte er sich mitsamt dem Boy und der Wirtin auf die Erde hocken, und nun ging die Verständigung unter Umgehung des Dolmetschers folgendermaßen vor sich: Ich sprach mit dem Boy auf Pidjen-Englisch, der Boy schrieb die Frage auf Chinesisch mit einem Holzstäbchen in den Sand, der Koreaner gab sie auf Koreanisch an die Wirtin weiter, schrieb dann die Antwort seinerseits in den Sand und der Chinese übersetzte sie mir in Pidjen-Englisch. Mehrfache Versuche des Herrn Kam oi sten, der offenbar Unheil witterte, sich in die Unterhaltung einzumischen, erfuhren indessen energische Zurückweisung durch den gemessenen Auftrag, sich um das Auffatteln seines Esels zu bekümmern. Nach und nach bekamen wir dann auch die Summe heraus, die die Wirtin verlangte. Bei dieser Gelegenheit ergab sich allerdings eine Neuigkeit, nämlich die, daß in dieser Gegend, und zwar angeblich nunmehr bis nach Soul hin, die Viertelyangstückchen nicht mehr 19 Käsch, sondern volle 25 Käsch galten. Wir hatten also eine Münzkursgrenze überschritten. In dem Gebiet, in das wir nunmehr eingedrungen waren, galt nicht mehr der schlechte Kurswert des koreanischen Nickelgeldes, der seine Existenz dem Einfluß der Japanerkolonie in Gensan zu verdanken hatte. Die Folge davon hätte natürlich die sein müssen, daß die Preise hier um die Differenz billiger sein mußten, als in den bisherigen Nachtquartieren. Sie kamen aber schließlich auf dasselbe hinaus, da die Sachen hier in demselben Verhältnis teurer waren, wie der Wert des Viertelyangstückes hier gegenüber dem Gensankurs höher war. Ein Unterschied wäre nur dann gewesen, wenn wir in Kupferkäsch bezahlt hätten. Da wir aber in Nickelmünzen bezahlten, so blieb sich die Summe im ganzen gleich. Der Dolmetscher aber hatte diese scheinbar größere Teuerung, die hier herrschen sollte, dazu benutzt, um uns nun gleich das Doppelte des Rechnungsbetrages abzuverlangen. Er wunderte sich dann

auch gar nicht sehr, als ich ihn nach dieser Entdeckung mit Worten und pantomimisch aufforderte, schleunigst nach Gensan zurückzukehren. Einen Honorarvorschuß von vier Yen hatte er bereits erhalten. Das waren über acht koreanische Dollar, wesentlich mehr, als bis zum heutigen Tage zu verlangen hatte. Ich ließ ihm den Überschuß als Reisegeld nach Gensan. Schuldbewußt nahm auch der Dolmetscher schleunigst sein Päckchen und wanderte den Weg zurück, den wir gekommen waren.

Damit war allerdings die Dolmetscherfrage noch nicht ganz aus der Welt geschafft; denn Kam oi sten war kaum verschwunden,



Fig. 64—67: Tropfgefäße aus Porzellan und Ton, zum Anreiben der Tusche



Fig 68.
Gefäß aus geschnitztem Bambus zur Aufnahme der Schreibpinsel.

Fig. 69.
Schale mit Deckel aus Speckstein, zum Anreiben der Tusche.

Fig. 70.
Stempel aus geschnitztem Holz.

Fig. 64—70: Koreanische Schreibutensilien.

als einer der Kulis ängstlich zum Boy lief und ihn fragte, ob der Dolmetscher weggeschickt sei. Als ihm das bestätigt wurde, fehlte nicht viel, daß er angefangen hätte, zu weinen. Er kam zu mir und gestikulierte; auch die anderen beiden Kulis kamen und gestikulierten. Schließlich stellte sich heraus, daß der Dolmetscher auch noch den einen Kuli um 300 Käsch angeborgt hatte. Kurz entschlossen setzte ich mich auf mein Ponychen und galoppierte hinter dem Dolmetscher her, um ihm die 300 Käsch, mit denen er offenbar auch noch durchbrennen wollte, wieder abzunehmen. Ich ritt zurück bis zu dem Punkt, wo der Weg aus den Hügeln

heraustritt, ohne den Dolmetscher gefunden zu haben. Kein Zweifel, er hatte sich unterwegs versteckt. Ich durchsuchte daher zurückreitend eines der am Wege liegenden Gehöfte. In der Tat, dort saß auch der Dolmetscher auf dem Kang und zitterte vor Angst, als ich ihn herausholte und vor mir hergehen ließ. Als ich ihn zurückbrachte, fehlte nicht viel, daß die drei Kulis über ihn hergefallen wären. Er erklärte sofort, den Betrag schuldig zu sein, behauptete aber, er hätte kein Geld mehr, was ihm nicht geglaubt wurde. Wahrscheinlich hatte er es schon in Erwartung dessen, was ihm bevorstand, im Gehöft zurückgelassen, aus dem ich ihn herausgeholt hatte. Aber da half nichts. Er mußte sein Gepäckbündel an die Wirtin verpfänden, die ihm nun den Betrag von 300 Käsch vorschoß. Nicht zu beschreiben ist das glückselige Lächeln, das über das Gesicht des Kulis huschte, als er wieder in den Besitz seiner 300 Käsch gelangte. Als das Geld wieder beigebracht war, ließ ich den Dolmetscher wieder los in der festen Annahme, die Kulis würden ihm nun noch eine tüchtige Tracht Prügel verabfolgen. Doch zog der Ungetreue es vor, das Weite zu suchen, ehe es zu irgendwelchen Weiterungen dieser Art kommen konnte.

Eine unangenehme Rückwirkung besaß diese plötzliche Entlassung des Dolmetschers allerdings doch noch. Unser Kuhmann hatte sich nämlich unterwegs mit dem Dolmetscher ziemlich angefreundet und machte jetzt Schwierigkeiten, allein weiter mit zu ziehen. Die beiden hatten, glaube ich, eine gemeinsame Rückreise verabredet. Aber als der Kuhmann erst in den Besitz seines Tagelohnes gelangt war, hellte sich sein Antlitz auf, und die Aussicht auf mehr von dieser Sorte bewog ihn, seinen Entschluß doch wieder definitiv zu unseren Gunsten zu ändern. Selbstverständlich fing heute bei der Auszahlung des Lohnes wieder dasselbe Manöver an wie gestern. Von den Nickelmünzen wurde zuerst die Hälfte wieder als minderwertig zurückgegeben; als die Nickelmünzen aber das dritte oder vierte Mal wieder aufgezählt waren, ergab sich zur allgemeinen Befriedigung das Resultat, daß sie doch alle gut und richtig waren. Somit konnte dann schließlich, nachdem wir durch diese Zwischenfälle nahezu drei volle Stunden verloren hatten, der Aufbruch erfolgen, der heute leider erst gegen 10 Uhr in

der Richtung S 20 W erfolgte. Unser Weg führt uns ständig weiter im Tale des An bjöng gang, den wir noch mehrfach auf zum Teil lebensgefährlichen Brücken überschreiten. Nach einer halben Stunde passieren wir ein reizendes, im Flußtale gelegenes Dorf Cha säm, und nachdem wir eine weitere halbe Stunde durch Wald gewandert sind, ein anderes, Ssam bang. Andauernd haben wir zu steigen. Die Partien, durch die wir kommen, sind Gebirgspartien von großer Schönheit. Besonders glücklich sind



Bohnenfelder in den Gebirgstälern.

wir über das herrliche Grün der Wälder, die alle Höhen zur Rechten und zur Linken bedecken. Zu beiden Seiten des Weges liegen Hochgebirge, die vorwaltend nordsüdlich streichen. Unser Weg führt zwischen ihnen in einem Längstale hin, das sich hinaufzieht bis zu der Hochebene, zu der wir im Begriff sind, soeben über die letzten Terrassen hinweg hinaufzuklimmen, und die den Paß, sowie gleichzeitig die Wasserscheide bildet zwischen dem Japanischen und dem Gelben Meere.

Die Heerstraße, von der wir gestern abgezweigt sind, führt

in einem parallel und tiefer gelegenen Längstale hin zwischen dem Gebirge zu unserer Linken und den sogenannten Diamantbergen, die weiter östlich den beiden Gebirgsstöcken, zwischen denen wir hinziehen, parallel laufen und bis zu zirka 1850 Metern ansteigen sollen. Die Heerstraße führt über Hoi jang und Keum söng nach Soul, während unser Weg über einen nicht unbedeutenden Ort namens P'hjöng kang führt. Nachdem wir den Fluß bei den Dörfern Yak ssu p'ho und Ksu tang noch zweimal überschritten haben, steigen wir auf abschüssigem Wege zwischen Wald und Strauchwerk die zu unserer Linken gelegene Berglehne in die Höhe, während wir beobachten, daß der Flußlauf von der Hochebene, die den Paß bildet, und die noch etwa 200 Meter über uns liegen mag, die aber nach uns zu ihrem ziemlich steilen Terrassenrand kehrt, sich über diesen Terrassenrand hinweg zum Tale ergießt. Wir sind durch mehrere Schluchten und Hohlwege gekommen. Die Dörfer werden jetzt seltener. Wir kommen vorbei an einem völlig verlassenen, ziemlich großen Gehöft, das vielleicht auch eine Tempelanlage gewesen sein kann, jetzt aber nur noch Ruine ist; dann geht es nochmals in ein tief eingeschnittenes Erosionstal hinunter, und schließlich steigen wir zum letzten Male einen jener so schwer passierbaren, steinigen und steilen Pfade in die Höhe, um schließlich die oberste Terrassenstufe und damit die mehrfach erwähnte breite Hochebene zu erreichen, von der aus wir nun das ganze Gebirgspanorama vor unseren Augen liegen sehen. Wohin auch immer wir den Blick richten, von allen Seiten wird er begrenzt durch steile, zackige Bergspitzen und Bergmauern, und es gehört erst eine sorgfältige Orientierung dazu, um eine Übersicht zu gewinnen über das Streichen der einzelnen Gebirgszüge. Kein Zweifel, wir haben es hier zu tun mit einem durch mächtige vulkanische Wirkungen hoch aufgetürmten Berglande. Die Hochebene, auf die wir hinaufgestiegen sind, ist aufgeschüttet worden durch Denundationsprodukte, die von den Höhen herunter gekommen sind, und durch Verwitterungsprodukte jener zahlreichen scharfen, durch vulkanische Kräfte steil aufgerichteten Schichtenköpfe, die überall, soweit der Blick über die Hochebene schweift, scharf und nackt aus der Erddecke herausschauen. Diese selbst ist vollständig mit Gras bewachsen. Es sind schöne, prächtige und

quellenreiche Wiesenflächen, die diese Hochebene inmitten jenes Kranzes von Gebirgen bedecken. Allerdings die Bevölkerung ist hier oben ziemlich dünn geworden. Die Dörfer bestehen meistens nur aus einigen wenigen Hütten, und die Bewohner treiben wohl größtenteils Viehwirtschaft. Wenigstens sieht man nur wenige angebaute Felder, dafür aber ist die Luft so klar und rein, daß die Lungen sie begierig einsaugen, und es herrscht hier oben eine so angenehme Kühle, daß man unter ihrer Wirkung ganz die drückende Hitze vergißt, die uns in Gensan während der Haupttagesstunden nur ungern unsere Chinesenbehausung verlassen ließ. Wir halten unsere Mittagsrast bei einem kleinen Dörflein Schu ka liong, an einem Quellenbach des An bjöng gang, dessen Ufer bestanden sind von prächtigem, breitblättrigem Gras so hoch, daß von unserem Eselchen eben nur noch die langen Ohren zu sehen sind, als es darin steht und sich nach Herzenslust satt weidet. Die würzige Luft der Bergwiesen hat auch unseren Appetit gereizt, und der Boy hat schon so viel von der Kochkunst profitiert, daß er uns auf dem primitiven Herd in dem benachbarten Rasthaus selbständig ein kleines Mahl kocht. Während wir auf unseren aufgeklappten Feldbetten ausruhen, schweift der Blick hinauf zum Himmelszelt und bleibt hängen an zwei Steinadlern, die sich von einem Hochgebirge zum andern hinüber schwingen. Gerade über uns ziehen sie im Fluge einen Kreis, als ob auch sie sich das Zigeunerlager einmal genauer ansehen wollten, und schweben dann ohne sichtbaren Flügelschlag langsam weiter zu den blauen Bergspitzen, die so viele Meilen weit entfernt sind und bei der klaren Luft doch so nahe erscheinen, daß man glaubt, sie fast greifen zu können. Aber dort drüben jener charakteristische, spitze, oben flach abgebrochene Kegel im Norden, angeblich der Kok san, soll uns noch auf mehreren Tagesreisen als Landmarke dienen.

Nach dem Aufbruch haben wir noch einen Marsch von 3¼ Stunden zurückzulegen, bis wir die eigentliche Wasserscheide erreichen. Wesentliche Steigungen haben wir jetzt kaum noch zu überwinden. Wir kommen nur an zwei Ortschaften vorbei. Nach der ersten Stunde reiten wir durch den Ort Sa sul ma, wo eine kleine koreanische Garnison liegt. Durch den Ort hindurch fließt ein Nebenfluß des An bjöng gang, der Pul muk gol mul. Dieser

Ort, sowie der später durchzogene, namens Tu seng, ist nur von wenigen Feldern umgeben, dagegen sehen wir auf den Wiesen mehrfach weidende Rinderherden. Wir haben den angeblichen Kok san stets zu unserer Rechten. So oft auch eine der Vorhöhen ihn zeitweilig verdecken mag, immer steckt er sein bis in die Wolken hinausragendes Haupt wieder hervor und schimmert mit seinen tiefblauen Tinten zu uns herüber. Er ist zweifellos der höchste Berg des wohl gleichnamigen Gebirges. Schließlich, nachdem wir noch einige Hütten passiert haben, die den Namen

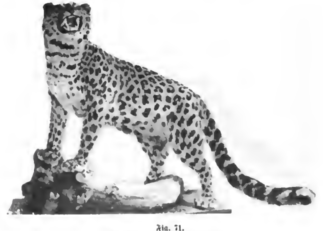


Fig. 71.
Koreanischer langhaariger Tiger.

Kal mu ke führen, haben wir die Wasserscheide zwischen dem Japanischen und dem Gelben Meere und damit zwischen dem Stromgebiet des An bjöng gang, sowie dem des Han gang erreicht. Das mächtigere Gebiet ist das des letzteren Flusses. Erst wenn man an dem einzelnen Baum steht, der hier auf der Wasserscheide das Wahrzeichen bildet, merkt man, daß man sich auf dieser selbst befindet. Eine Steintafel mit koreanischer und chinesischer Inschrift grüßt den Wanderer an dieser wichtigen Landmarke. Die Hochebene als solche erstreckt sich noch drei bis vier Kilometer weiter. Wir indessen reiten auf die Höhen los, die sie im Westen

begrenzen, und überschreiten bald ein plätscherndes Bächlein, das von dem Gebirge herunterkommt, das erste Wasser, das in der umgekehrten Richtung fließt, als die bisherigen. Wir steigen auf dem gegenüberliegenden Ufer des Bächleins noch einmal hinauf auf einen Hügel, der von niedrigem Buschholz bewachsen ist. Hier begegnet uns ein Angehöriger der in Korea ebenso berühmten wie berüchtigten Tigerjäger, die einen besonderen und bevorzugten Stand bilden, im Rufe großer Wildheit und Tapferkeit stehen und als eine Art Elitemiliz bei kriegerischen Ereignissen gern herangezogen werden. Sie sind es gewesen, die in früheren Jahrzehnten den ehemals chinesischen Herren des Landes am meisten zu schaffen machten. Sie stehen in dem Rufe, daß sie über eine geradezu bewunderungswerte Fähigkeit verfügen sollen im Umgange mit ihrer Schußwaffe. Durchaus glaubwürdige Zeugen erzählten mir, daß der koreanische Jäger die Schrotflinte nicht an die Wange legt, sondern mit dem Kolben auf den Erdboden stemmt, dann freihändig die Flinte ohne Benutzung von Visier und Korn richtet, während des Richtens mit der Lunte das Pulver auf der Pfanne entzündet, und daß er trotz dieser eigenen Art zu zielen selten sein Ziel verfehlt, ja selbst auf diese Weise den fliegenden Vogel aus der Luft herunterholt. Ich habe mich mit dem Jäger, der übrigens durchaus keinerlei Spuren von Wildheit mir gegenüber zeigte, sondern ein sehr freundliches und harmloses Männlein war, eine ganze Weile beschäftigt und mir von ihm seine sämtlichen interessanten Sachen, Jagdgerätschaften, die er trug, zeigen lassen, und war doch einigermaßen überrascht, daß er, als er mir die Flinte erklärte, diese in der Tat auf den Erdboden aufstemmte und eine Schachtel mit japanischen Streichhölzern herausholte, um mir klar zu



Fig. 72.
Bündel aus Tigerbarthaaren, wurden früher koreanischen Heerführern als Ordensauszeichnungen verliehen.

machen, wie er damit das Pulver auf der Pfanne entzündete. Seine Ausrüstung war übrigens nicht uninteressant. Er trug unter anderem eine Pulverflasche aus geschnitztem Holz. Dann hatte er eine Raubvogellocke, die aus einer Nußschale hergestellt und ebenfalls sehr niedlich geschnitzt war. Eine andere Locke war aus einem kleinen schwarzen Horn geschnitzt, und seine lederne Jagdtasche war ebenfalls mit koreanischen Ornamenten geritzt und bemalt. Trotzdem ich ihm für seine Ausrüstung einen ziemlich



Unser Quartier in Kam bu lan.

erheblichen Preis bot, war er nicht dazu zu bewegen, auch nur ein Stück davon zu verkaufen. Somit mußte ich mich begnügen, mir von ihm seine Herrlichkeiten ausführlich zeigen und erklären zu lassen. Als ich ihm zum Danke eine Hand voll Käsch gab, war er sogar noch so freundlich, mit mir hinunterzukommen zum Dorfe, zu dem wir von jenem Hügel steil hinabstiegen, und dort für uns Quartier zu machen. Dieses Dorf, Kam bu lan, ist eines der so zahlreichen reizend gelegenen Koreanerdörfer, die wir unter-

wegs trafen, vielleicht das idyllischste von allen. Es liegt tief unten in einem engen Talkessel, der bewässert wird von dem vorher überschrittenen Bächlein. Ein prächtiger Wald hochstämmiger Eichen aber, der sich an den dem Dorfe zugekehrten Abhang des Hügels anlehnt, gewährt den Häusern unten Schutz und Schirm. In der Tat, eine Anzahl Hütten sind direkt so gebaut, daß sie von den weit ausholenden Zweigen der Eichenbäume überschattet werden. Das Quartier ist verhältnismäßig sauber. Auch sind die Leute hier auffallend aufmerksam und flink. Wir konnten sogar ohne „mola“ Hühner und Eier kaufen, und als vor lauter Übermut die eben abgesattelten Fuchs und Brauner in feurigem Kampfe gegeneinander entbrannten, und unsere ängstlichen Kulis aus Furcht auch noch die Leinen der Halfter losließen, machte die ganze männliche Bevölkerung des Dorfes sich ein Vergnügen daraus, die beiden Kampfhengste auseinander zu bringen. Das hatte zwar zunächst nur den Erfolg, daß sie getrennt hinausgaloppierten aus dem Dorfe, und das ganze Dorf hinter ihnen her. Aber nach weniger denn fünf Minuten bereits brachte man uns die beiden Ausreißer zurück, die nun ganz so taten, als ob nichts vorgefallen wäre, und ihre Köpfe in die Krippen steckten, die soeben mit einem heißen Bohnengericht und Grashäcksel vollgeschüttet worden waren. Für ihre Hilfsbereitschaft entschädigten sich die Leute aus Kam bu lan dadurch, daß sie nun das Recht für sich in Anspruch nahmen, uns bei jeder einzelnen unserer Verrichtungen in der ungeniertesten Weise zu beobachten. Sogar als wir bereits unter dem Moskitonetz lagen, wagte noch ganz vorsichtig ein Finger aus Kam bu lan das Netz an der einen Ecke in die Höhe zu heben, damit man darunter sehen konnte. Daraufhin erfolgte allerdings ein energisches „ka-ka“, und der Boy erhielt Anweisung, sich mit seinem Lager als lebender Wall quer vor die der herrlichen Luft halber nach der Veranda hin offengelassene Tür zu legen.

Es ist Sonntagmorgen, und als wir in der Frühe aufwachen, haben wir nicht übel Lust, angesichts der Tatsache, daß wir uns das erste Mal in unserem Quartier einigermaßen gemütlich vorkommen, noch einmal einzunicken und womöglich einen Ruhetag eintreten zu lassen. Aber ganz Kam bu lan hat sich

schon wieder vor unserer Veranda versammelt und interessiert sich auf das Allerlebhafteste für die beiden Puter, die vom Boy hinausgelassen worden sind und im Kreise der weißgekleideten Menge einherstolzieren. Jedes Mal, wenn der Puterhahn Rad schlägt und dabei „flub" macht, wie wenn man von einer leeren Flasche schnell einen Pfropfen abzieht, bricht die ganze Gesellschaft in helles Lachen aus. Unter diesen Umständen ziehen wir es doch vor, gleich aufzustehen; nachdem wir uns in schönem, kühlem Gebirgswasser gewaschen haben, ist auch unsere Energie gleich wieder da, und wir beschließen sofort, bei unserer ursprünglichen Absicht zu bleiben und keinen Ruhetag eintreten zu lassen. Nachdem, wie allmorgendlich, zunächst mit Hilfe eines Schreibsachverständigen die koreanische Karte studiert worden ist, brechen wir auf, ziehen jenseits des Flüßchens noch ein Stück durch Wald hindurch, und als dieser sich lichtet und schließlich ganz aufhört, sehen wir, daß wir uns immer noch auf einer breiten Hochebene befinden, die im Norden, Westen und Süden von Gebirgsketten umsäumt ist. Gerade vor uns im Südwesten beobachten wir einen stumpfwinkeligen Kegel, dessen Seiten sehr gleichmäßig abfallen, und der uns für die weiteren Tagesstunden als Ziel dient. Unsere Wegrichtung hält sich ständig auf dem Mittel von S 15 W. Die Hochebene ist in diesem Teile vorzüglich angebaut, in den höher gelegenen Partien mit prächtig bestandenen Bohnenfeldern, in den tieferen dagegen mit Reis. Dieser ist, wahrscheinlich deshalb, weil der Südwestabhang des Gebirges über den größeren Teil Sonne verfügt, bereits wesentlich weiter vorgeschritten, als jenseits der Berge. Die Saatkampe sind schon aufgenommen, und die in ihnen gezogenen Reispflanzen in die wasserüberfluteten Reisfelder gesteckt. Eifrig sind die Bauern bei der Arbeit und sitzen teils in den Bohnenfeldern, um aus ihnen die zwischen die Bohnen gesäte Halmfrucht auszujäten, teils schöpfen sie aus dem Flüßchen oder aus den zahlreichen Kanälen Wasser auf die höher gelegenen Reisfelder. Sie bedienen sich dazu eines flachen Korbes, an dem auf beiden Seiten Stricke befestigt sind. Das Schöpfen selbst wird von zwei Männern bewerkstelligt, die sich gegenüber stehen und zwischen sich das Wasserloch haben, aus dem sie schöpfen. Die am hinteren Teile

des Korbes befestigten Seile werden beim Schöpfen stets straff gehalten, während die beiden am vorderen Korbende angeknüpften Seile schlaff sind, bis der Korb eingetaucht ist, dann aber straff angezogen werden, sobald zum Schwung ausgeholt wird, vermittels dessen gleichzeitig der Korb mit Wasser gefüllt, und das Wasser über den Damm des Feldes hinweggeschleudert wird. Das Schöpfen selbst geht genau im Gleichtakt vor sich. Ich habe mich mit der Uhr dabei gestellt und gezählt, daß die Leute in der



Bauern schöpfen in Körben Wasser auf die Reisfelder.

Minute 24 bis 25 mal den Korb schleuderten, ohne sich im geringsten dabei anzustrengen. Rechnet man, daß ein Korb drei Liter Wasser wirft, so würden das in der Minute 72 bis 75 Liter sein, also rund in der Viertelstunde ein Kubikmeter. In der Tat eine recht befriedigende Arbeitsleistung, die auch durchaus als rationell bezeichnet werden kann.

Da wir einmal bei Berechnungen sind, so will ich auch gleich meine Beobachtungen bezüglich unserer Marschgeschwindigkeit noch einfügen, für deren Berechnung ich den Schritt unseres Lastpferdes

als den gleichmäßigsten zugrunde legte. Dieser beträgt, wie vielfache Messungen ergaben, durchschnittlich 129 cm. Das Pferdchen machte in der Minute durchschnittlich 58 Schritte, das wären also 74,82 Meter, also in der Stunde 4,489, rund 4½ Kilometer. Diese Norm wurde auch bei der Konstruktion der Reiseroute angenommen. Unter den zahlreichen Dörfern, die wir passierten, hießen die größeren Schagen pa na mu scheng und Pe na mu ting. Gegen Mittag tritt eine Hügelkette von Süden her näher an das



Auf einer Furt über den Fluß.

Flüßchen heran, das sich mittlerweile bereits zu einem großen, stattlichen Flusse dank seiner zahlreichen Zuflüsse entwickelt hatte. Während aus Nordwest immer noch der Kok san herüber winkt, folgen wir der Windung des Flusses von dem Dorfe Tu su tion an und ziehen dann in vorwaltend südlicher Richtung hin. Nachdem die Hügelkette umgangen ist, gewinnen wir den Blick in ein ziemlich genau von Osten nach Westen streichendes, ebenfalls breites, fruchtbares und dicht bevölkertes Tal, auf das nun auch unser Weg losführt, während der stumpfwinkelige Kegel im

Süden 15 zu West erscheint. Trotzdem Mittagszeit ist, sind wir doch noch so frisch, daß wir munter weitermarschieren, meistenteils sogar zu Fuß. Nachdem wir noch mehrere Dörfer, darunter zwei Ortschaften, von denen die eine Pok ke, die andere Pok ke kori heißt, und eine Anzahl einzeln stehender Gehöfte passiert haben, ziehen wir dicht am Ufer des Flusses weiter. Dieser selbst hat sich in der Decke, die dieses fruchtbare Tal bedeckt, ein ziemlich gewundenes Bett mit steilen Uferrändern gegraben. Die Uferränder selbst fallen senkrecht ab und erinnern an die Lößlandschaften im nördlichen China. Zahlreiche Kinder stehen, mit Angelruten bewaffnet, am Flusse und stellen den Fischlein nach; doch habe ich nicht gesehen, daß ein Fisch angebissen hätte. Erst um ½3 Uhr machten wir Mittagsrast bei dem Dorfe Sche kio tong. Wir haben uns hierfür ein Fleckchen abseits vom Dorfe ausgesucht, das mit Haselgesträuch bewachsen ist, während einige oben fächerförmig ihre Äste ausbreitende Kiefern die Haselnußsträucher, sowie einen jener hier zahlreichen Bewässerungskanäle beschatten. Schnell werden Feuerlöcher gegraben und in Brand gesetzt. Bald brodelt das Wasser.

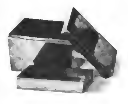


Fig. 73.
Koreanische Eßmenage aus Messing; das große Gefäß für den Reis, der Einsatz für Fisch und Gemüse in scharfer Sauce, darüber der Deckel.

Weil heute Sonntag ist, wird die letzte Büchse Kakao angebrochen, und die letzte 2-Pfundbüchse Schweineschmalz geöffnet. Der Boy hat unterdessen Kartoffeln geschält und klein geschnitten — unsere herrlichen Kartoffeln, die sich so trefflich unterwegs bewährt haben — und, unter Zischen und Brodeln bräunen sich die Pommes de terre frits. Leider sind uns die Eier ausgegangen, und da der Boy gerade in das Dorf geschickt wurde, um gutes Wasser zu besorgen, können wir den zahlreichen Neugierigen aus dem Dorfe nicht klarmachen, was wir wünschen. Infolgedessen bleibt nichts anderes übrig, als sich hinzuhocken, dann wieder aufzustehen, zu gackern wie eine Henne und zu tun, als ob man ein Ei gelegt hätte. Darob allgemeine Heiterkeit, und wir bekommen, merkwürdigerweise wieder ohne „mola“, einen Korb voll Eier. Kartoffeln und Eier sind in der Tat unsere Hauptnahrung auf

dieser Reise. Was haben wir uns nicht schon nach einem derben Stück Brot gesehnt!

Die Einwohner von Sche kio tong bemühen sich redlich, uns allerhand kleine Gefälligkeiten zu leisten, und doch sollte diese Mittagsrast einen nicht ganz freundlichen Abschluß finden; denn beim Einpacken suchten wir vergeblich nach unserem Beil, das wir zum Kleinmachen von Holz benutzt hatten. Es war nirgends zu finden. Offenbar hatte einer jener hilfsbereiten Koreaner vergessen, es liegen zu lassen. Als sich diese Tatsache herausstellte, wollte es natürlich keiner gewesen sein, und die bisher so zudringlichen, hilfsbereiten Herren Koreaner drückten sich schnell einer nach dem anderen. Damit gab ich mich aber nicht zufrieden, sondern schickte den Boy und Om sa ban in das Dorf hinein zum Vorsteher, damit dieser mir das Beil wieder beschaffen sollte. Aber dieser wollte davon nichts wissen und sagte nichts anderes als „mola, mola“. Das konnte mir natürlich nichts nützen. Inzwischen packten wir auf und zogen mit der ganzen Karawane in das Dorf hinein vor das Haus des Schulzen. Die bisher so Neugierigen hatten sich sämtlich in ihre Behausung zurückgezogen und vor lauter Angst die Türen und Fensterläden geschlossen. Selbst der Schulze hatte sich hinter seine geschlossenen Fensterläden geflüchtet. Um so mutiger traten jetzt unsere Kulis auf, besonders Om sa ban, der den Schulzen herausklopfte und ihm drohte, man würde ihn nach dem benachbarten P'hjöng kang mitnehmen und sein Dorf beim Mandarinen verklagen, wenn das Beil nicht wieder herbeigeschafft würde. Das Beil wurde nun allerdings nicht beschafft, wohl aber überreichte der Dorfschulze als Entschädigung dem Om sa ban den Betrag von einem Dollar koreanisch, den dieser in Anbetracht seiner Energie behalten und mit seinen Genossen in Tabak und Reiswein anlegen durfte.

Noch einmal schob sich uns ein Ausläufer des Gebirges in den Weg, den wir nach einer halben Stunde umgangen hatten. An seinem bewaldeten Westabhange liegt ein buddhistisches Kloster, und zwar dicht bei dem Orte P'hjöng kang hup, wo eine kleine koreanische Garnison liegt. Es ist das ein für koreanische Verhältnisse ganz stattlicher Ort, der auf den Karten schlechthin P'hjöng kang heißt, aber nicht zu verwechseln mit dem Orte, der

noch zirka 8 bis 9 Kilometer weiter südwestlich liegt, und der zum Unterschiede von P'hjöng kang hup bezeichnet wird als P'hjöng kang woni. Unmittelbar hinter P'hjöng kang hup treten wir ein in das bereits vorhin erwähnte breite Tal, das aus der Richtung von Tong ko kai herüberstreicht, und dem Tale, in dem wir bisher entlang gewandert sind, parallel läuft, um in seinem unteren Teile mit diesem zu konvergieren und sich mit ihm zwischen P'hjöng kang hup und P'hjöng kang woni zu vereinigen. Jenseits jenes Tales, ziemlich genau im Osten, sehen wir den Gebirgsstock, von dem bisher immer nur der oberste Spitzenkranz zu uns herübergesehen hatte, während der übrige Teil verdeckt war durch den niedrigen Gebirgsrücken zwischen den beiden Paralleltälern, sich erstmalig in seiner ganzen Steilheit straff aus dem Tale zu etwa 1200 Meter erheben. Wir reiten nun quer über die Ebene, die die Sohle des Tales ausfüllt, hinweg und zwar, indem wir etwa um 20 bis 30 Grad nach Westen umschwenken. Links von uns haben wir jenen straff aus der Ebene aufsteigenden Höhenzug, rechts von uns den Kok san und links voraus den stumpfwinkeligen, mehrfach erwähnten Kegel. Die Wege sind flach und eben. In einigen hundert Metern Entfernung vom Fuße des im Süden zu unserer Linken streichenden Gebirgszuges liegt P'hjöng kang woni, ein ziemlich großer Ort mit mehreren Rasthäusern. Eines davon beziehen wir. Auch hier gelingt es uns, Eier zu bekommen, aber o weh, als wir eines nach dem anderen öffnen, zeigt sich, daß sie bebrütet sind. In den meisten waren bereits der Schnabel und die Augen entwickelt. Diese Entdeckung hatte die eine gute Wirkung, daß uns der Appetit zum Essen



Fig. 74.
Koreanische Tauchergans, nicht nur an der Küste, sondern auch im Inlande auf den Feldern zu finden.

überhaupt verging. Da es so wie so spät geworden war, so legten wir uns heute „ungegessen“ nieder.

Am folgenden Tage führte uns der Weg andauernd auf der Sohle jenes breiten, gut bestandenen Tales entlang. Vor uns haben wir stets jenen stumpfwinkeligen Kegel, von dem wir nun auch den Namen feststellen können. Es ist der Scho ron ku mok san. So oft auch immer wir die Richtung ändern, um den Windungen des teilweise sich wieder verengernden Tales zu folgen,



Abkochen unter der Veranda des Rasthauses in Nae me gi.

stets bleibt die Richtung auf den Berg vorwaltend. Am Vormittag passieren wir die Orte Ka ni pi und P'hjöng meng to. Die Ortsbezeichnungen werden hier vielfach durch die Worte Scho ron eingeleitet. So heißt ein Dorf, bei dem sich eine Tempelanlage findet, Scho ron to rei si, und wenn man daran noch ein „mul“ hängt, so ist das der Name des Flusses, dem wir bisher gefolgt sind, dessen Ausschwenkung nach Südwesten wir aber nun nicht weiter folgen werden. Statt dessen überschreiten wir einen Ausläufer des Gebirges zu unserer Linken, indem wir das Tal eines

Nebenflüßchens emporsteigen. Bei den Dörfern Sching ning so ri und Sching gan sol, die von grünen Reisfeldern umgeben sind, wird der Weg wieder etwas steiler. Wir haben jetzt den Scho ron ku mok san rechts voraus, passieren um ½1 Uhr einen Ort, namens Ko mal und flüchten uns, da es zu regnen beginnt, kurz nach 1 Uhr unter die Veranda eines Rasthauses des Ortes Uae me gi, wo wir gezwungen sind, bis 5 Uhr den Regen abzuwarten. Wir teilen das Dach des Hauses mit mehreren Tonwarenhändlern, die die gewaltigen Töpfe, in einer fast mannshohen Pyramide zusammengebunden, auf ihren Traggestellen auf dem Rücken balancieren und mit dieser Last einen ebenso grotesken wie beängstigenden Eindruck machen. Gleich hinter dem Dorfe wird der Weg ziemlich steil. Auf der Höhe angelangt, bemerken wir, daß der Scho ron ku mok san zu unserer Linken liegen bleibt. Während der Fluß ihn im Südosten und Süden umschlingt, wandern wir einen Richtweg, der auf der Nord- und Ostseite des Berges herumführt. Demnach muß dieser seiner konischen Form entsprechend von allen Seiten gleichmäßig straff aus den ihn umgebenden Höhenformen herausragen. Wir reiten noch zwei Stunden in vorwaltend südwestlicher Richtung weiter, anfangs mit leichter Steigung, dann aber mit energischem Fall, und übernachten in einem großen Orte, der romantisch am Ufer des Flusses in einem von Hügeln eingeschlossenen Talkessel liegt, und bei dem wir den — wie wir vermuten — Tscho ron to rai si mul wieder erreichen. Kurz ehe wir nach dem kleinen Städtchen hinuntersteigen, müssen wir noch einer Hochzeitsgesellschaft ausweichen, die an einem Tori, der mit Blumen geschmückt ist, auf rotgedeckten Tischen Räucher-, Trank- und Speiseopfer darbringt. Der Ort selbst heißt Scho ron yong dam, während der Fluß uns als der Yong dam mul bezeichnet wird. Der allgemeinen Situation nach zu schließen ist er identisch mit dem Tscho ron to rei si mul, obgleich der größere Wasserreichtum die Möglichkeit nahelegt, daß dieser letztere sich im Süden des Tscho ron ku mok san mit dem Yong dam mul vereinigt hat. Weder die japanischen noch die koreanischen Karten geben zuverlässigen Aufschluß über die hydrographischen Verhältnisse dieser Gegend. Man ist auf Kombination angewiesen und tappt dabei ziemlich im Dunkeln.

Der folgende Tag sollte uns eine Strecke von etwa 40 Kilometern weiterbringen, bis über den Hanfluß hinweg. Bereits früh brachen wir auf und passierten nach einer Stunde die Dörfer Ka na gori und Sa ssul mak. Unser Weg führte uns in den ersten Stunden auf dem linken Ufer des Yong dam mul entlang, und zwar in vorwiegend südlicher Richtung. Trotzdem sein Tal ziemlich eng ist, ist es doch gut bevölkert. Später verlassen wir das Flußtal. Während der Yong dam mul in südlicher Richtung



Reismühle.

weiterfließt, folgen wir dem Laufe eines Nebenflüßchens, das aus Westen kommt. Die Dörfer, an denen wir vorbeikommen, heißen Tscho mo ke, Tae kweng, Ko rae kol, Tschung mal, To rang tschang kori, ungerechnet noch vier bis fünf vom Wege abseits liegende Dörfer, deren Namen nicht festzustellen waren, und die wir alle innerhalb einer Stunde passierten. Bei dem Dorfe To mae gi verengert sich das Tal, das überall trefflich angebaut ist. Das Wasser des Flüßchens wird hier benützt, um eine Reismühle in Betrieb zu setzen. Das unterschlägige Mühlrad besitzt eine Welle,

auf der Naben angebracht sind. Diese heben nach demselben System, wie es bei den Eisenhämmern auch bei uns angewendet wird, einen Hebelarm in die Höhe, an dessen langarmigem Ende ein Stampfkolben nach Art eines Hammers fest angemacht ist. Dieser längere Hebelarm reicht hinein in eine Hütte, in deren Boden Löcher gegraben und mit gestampftem Lehm ausgefüllt sind. In diese Löcher hinein kommt das Getreide und wird mittelst jener Mühlhämmer zu Schrot zerstampft. Übrigens ist das die einzige



Blick auf die Reisfelder von Ha kog.

derartige Mühle, der ich in Korea begegnet bin. Das Tal schwenkt in seinem Oberlaufe stark nach Süden herum. Das Wasser des Flusses ist hier in kunstgerechter Weise benutzt zum Bewässern der Reisfelder, in der Tat ein bewundernswertes Bewässerungssystem, das uns einen Begriff gibt von der Arbeitsamkeit und dem Fleiße des koreanischen Bauern. Nachdem man zunächst an den Küsten von den Koreanern nur den Eindruck eines schwächlichen, faulen und unzuverlässigen Menschenschlags erhalten hat, ist man gezwungen, hier im Inlande dieses Urteil in vieler

Beziehung zu korrigieren; auch darf man nicht vergessen, daß der Bauernstand in Korea das wirtschaftliche Rückgrat des Landes bildet, und daß er es vor allen Dingen ist, der die Hauptsteuerkraft des an sich nicht sonderlich kapitalkräftigen Landes ausmacht. Von Norden her mündet ein Nebenfluß ein und bildet an der Austrittsstelle mit den umliegenden Hügeln, die alle ein wenig



Wacholderbaum.

Wald zeigen, eine liebliche und eindrucksvolle Szenerie. Inmitten des Talkessels liegt auf einem niedrigen Hügel ein Dorf, Ha kog, das uns durch seine Lage verleitet, zu ihm hinaufzusteigen. Auf einem kleinen Plateau auf dem Hügel halten wir unsere Mittagsrast unter Bäumen, durch deren sich fächerartig nach unten verästelnde Zweige hindurch wir malerische Ausblicke genießen auf die



Pisok (Wegweiser) und Denkmal am Wege.

zu unseren Füßen ausgebreiteten Reisfelder. Unter den Bäumen, die uns Schatten spenden, befindet sich ein Wacholderbaum von nahezu drei Mannshöhen. Nach dem Aufbruch am Nachmittag führt der Weg wieder bergan. Bald können wir den Talschluß absehen, der gebildet wird durch einen niedrigen Höhenzug. Wir verlassen das Tal des Flüßchens und steigen über diesen Höhenzug hinweg, einem der zahlreichen Wegweiser oder Pisoks folgend, die aus Baumstämmen geschnitzt sind in der Weise, daß ihr oberes Ende einen Kopf darstellt, der mit seinen Grimmassen die bösen Geister verscheuchen soll. Nachdem wir den Höhenzug auf der anderen Seite wieder hinuntergestiegen sind, treffen wir ein bei einem Orte namens Ssu li wol, der fast nur aus Rasthäusern besteht. Da unsere Kulis in Ha kog nichts zu essen bekommen hatten, so halten wir hier schnell noch einmal eine Viertelstunde, um bei dieser Gelegenheit festzustellen, daß hier die Straße einmündet, die von der Bezirksstadt Yöng tschöng nach Soul führt. Sie folgt dem Laufe eines Flusses, den wir etwa 150 Meter hinter dem Dorfe überschreiten, des Yöng tschöng kori mul, eines Nebenflusses des Han. Wir folgen aber dem Tale dieses Flusses nicht, sondern reiten in vorwaltend südsüdwestlicher Richtung weiter über die Dörfer Kö ud je und Ssu gu me gi. Die Landschaft wird hier wesentlich flacher. Nur nach vorn beobachten wir eine scharf ausgesägte Gebirgskette, die den Horizont begrenzt. Nach etwa dreistündigem Marsche, auf dem wir noch das große Dorf Tong gae passiert haben, steigen wir von einem Sandhügel hinab und sind selbst überrascht, als wir uns am Ufer eines breiten, außerordentlich wasserreichen Flusses befinden, auf dem mehrere mit Menschen dicht besetzte Djunken in ziemlich schneller Fahrt, dem starken Gefälle entsprechend, talwärts fahren. Es ist der Han yiaul, der größte Nebenfluß des stärksten Stromes Koreas nächst dem Yalu, des Han gang. Der Übergang muß bewirkt werden mittels einer Fähre, die von dem gegenüberliegenden Nol mi aus bedient wird. Es dauert erst eine ganze Weile, bis der Fährmann drüben losmacht. Inzwischen hatte sich, als wir am Ufer warteten, eine offenbar irrsinnige Frau uns zugesellt, die andauernd vor sich her schimpfte, ohne daß wir indessen von ihr weiter Notiz nahmen. Schließlich erboste sie sich derartig, daß sie einen schweren Stein



Übersetzen über den Han giang.

aufhob und versuchte, ihn in den Kahn hineinzuschleudern, in den wir uns anschickten, unsere Tiere, unser Gepäck und uns selbst zu verstauen, ließ sich aber von dem Bootsmann, der sie offenbar kannte, ganz ruhig wegführen und hockte sich in den Sand, um erst dann wieder aufzuspringen und kreischend Steine nach uns zu werfen, als die Fähre sich in Bewegung setzte. Übrigens bewunderten wir die Geschicklichkeit unserer Tiere, die mit samt den Lasten, die sie auf dem Rücken trugen, in hohem Sprunge über



Fig. 75.
Koreanischer Steinadler.

die Bordwand des Kahnes hinwegsetzten, als ob sie dieses Manöver alle Tage ausführten. Drüben angelangt, mußten wir noch über eine Stunde marschieren, bis wir an ein Rasthaus kamen in dem Orte Tok yong ni. Auch hier lag eine kleine koreanische Besatzung, die bei unserem Eintreffen eines der koreanischen Rasthäuser umlagert hatte, wo ein koreanischer Bänkelsänger zu einem mandolinenartigen, dreisaitigen Instrument offenbar sehr lustige Lieder sang. Leider ließen sich die Soldaten durch unser Eintreffen in ihrer heiteren Beschäftigung stören und ersetzten sie durch desto nach-

haltenderes Maulaffenfeilhalten. Unsere Reiseroute divergiert erheblich mit dem Laufe des Han yiaul, der zunächst noch eine Strecke nach Nordwest weiterläuft, um sich dann mit dem von I tsch'höng dju herunterkommenden Han gang zu vereinigen, dessen Richtung dann bestimmend ist für den Unterlauf des Flusses. Der Han yiaul mündet in der Nähe von Soul. Tschong mal liegt seinerseits wieder an einem Nebenflusse des Han yiaul, der sich vermutlich einige Kilometer weiter unterhalb in diesen letzteren ergießt. Nach Angaben der Eingeborenen soll die große Provinzstadt Yang dju von hier aus noch 60 Li, also etwa 30 Kilometer, entfernt liegen, und die Entfernung bis Soul wird auf 110 Li, also etwa 55 Kilometer, angegeben. Die Richtigkeit dieser Angaben vorausgesetzt, hätten wir also bis Soul noch etwa eine und eine halbe Tagereise.



Fig. 76.
Die Schelle unseres Tragochsen.

Zehntes Kapitel.

Nach Soul.

Fröhliche Stimmung. — Rauchende Koreaner. — Voll des süßen Weines. — Frauenarbeit. — Artige Kinder. — Haremskunde. — „Gisaing“. — Goldreichtum des Landes. — Eine Eisenhütte. — Fischer. — Schlangenjagd. — Wieder auf der Heerstraße. — Haartracht. — Dörfer an der Heerstraße — Die erste Rickschah. — Zwei neue Flick und Flock. — Der erste Blick auf Soul. — Einzug in Soul. — Der Anschluß an die europäische Kultur ist wieder erreicht.



Fig. 77.
Schöpflöffel aus geflochtenem Reisig.

Nach den entsetzlichen Scherereien der ersten Marschtage hätten wir nicht vermutet, daß die Reise sich noch so genußreich gestalten würde, wie sie es getan hat. Das Wetter war uns mit Ausnahme eines einzigen Tages stets günstig, und wir nahmen auch, je mehr wir zu Tale stiegen, gern die Wärme mit in Kauf, die sich nun wieder ziemlich energisch geltend machte. Man kann sich kaum einen herrlicheren Naturgenuß vorstellen, als wenn man sanft von dem Rücken des Pferdes geschaukelt auf der Sohle jener breiten Täler durch Reisfelder dahinzieht, nun wieder auf glatten Wegen, deren Raine über und über bestanden sind mit bunten Blumen, während die reiche und zum Teil bizarre Gebirgsszenerie, von der man ständig rings umschlossen ist, dem Auge immer wieder neue Abwechslung und Überraschungen bereitet. Man findet sich darein, die allgemeinen und besonderen

kleineren und größeren Unzuträglichkeiten und Strapazen des Marsches mit dem nötigen Humor aufzunehmen. Aus tollem Übermut läßt man bisweilen dem Pony die Zügel und jagt jauchzend im Galopp dahin, oder man läßt der Abwechslung halber die Pferdchen allein laufen, um Arm in Arm singend oder von der Zukunft träumend tapfer nebeneinander auszuschreiten. Auch auf unsere Koreaner geht diese Stimmung bisweilen über, zumal wenn sie sich unbeobachtet fühlen; dann lassen auch sie ihre meist schwermütigen Lieder, die sie in der Fistellage singen, ertönen und schreiten im Rhythmus des Liedes munter vorwärts.



Landschaft nordöstlich von Soul.

Wenn sie müde werden, hocken sie sich wohl auch schnell einmal nieder, füllen den kleinen Metallkopf ihrer langrohrigen Pfeifen an mit landgewachsenem Tabak und stärken sich schnell einmal durch ein paar Lungen voll Tabakdampf, um dann mit frischen Kräften wieder auszuholen. Wir haben wirklich mit den drei jungen Burschen, die bei uns geblieben sind, Glück gehabt. Sie haben sich unterwegs bisher trefflich gehalten, und wir lassen ihnen gern diese und jene Freiheit. Vor allen Dingen ist das Rauchen ihre Passion; und sie können darin so schwelgen, daß sie vor lauter Rauchen ganz trunken werden und erst eine Weile schlafen müssen, um ihren Nikotinrausch wegzukurieren. Übrigens scheint der Koreaner an sich einen starken Hang zur Genußsucht

und zur Unmäßigkeit zu besitzen. Das gilt auch entschieden von den Leuten im Inlande. Oft genug finden wir irgendwo am Wege eine weiße Gestalt liegen, die — vom Markte zurückkehrend —, „voll des süßen Weines", den Weg nicht wieder nach Hause gefunden und sich gleich am Wege hingestreckt hat, um ihren Rausch auszuschlafen. Bei solchen Gelegenheiten lief natürlich auch unseren Koreanern stets das Wasser im Munde zusammen. Wehmütig schauten sie sich den von seligen Träumen Umgaukelten zu ihren



Voll des süßen Weines.

Füßen an, so daß ich bisweilen Mitleid empfand und zu einem Extrakäsch in den Säckel griff, damit auch sie sich gelegentlich einmal im Quartier die Seligkeit eines ordentlichen koreanischen Rausches verschaffen konnten. Überhaupt gestaltet sich der koreanische Herr der Schöpfung das Leben, wie es scheint, ziemlich gemütlich und überläßt die Arbeit gern dem weiblichen Teile seiner Familie, obgleich ich bei den koreanischen Bauern den ausgesprochenen Müßiggang nicht feststellen konnte, der beim Städter in so auffallendem Maße in die Erscheinung tritt. Das ist aber

sicher, daß auch hier auf dem Lande ohne die Frauen der größere Teil der Arbeit ungetan bliebe. Auf den Straßen und in den Höfen sind sie es, die mit schweren Holzhämmern das Getreide zerstampfen, das sie eben noch auf der Straße gedroschen haben'; und oft sieht man ganze Kolonnen von Frauen auf dem Felde arbeiten und jäten oder Reispflanzen stecken, während die gewöhnlich splitternackte Kinderwelt im Wasser herumpatscht oder im Straßenstaube spielt; eine niedliche, kleine Gesellschaft, diese



Koreanerin beim Reisstampfen.

Koreanerkinder, bei denen die sonnengebräunte Haut häufig nur noch sehr diskret unter der Kruste von Staub und Schmutz hervorlugt, die aber bei alledem sich schon so würdig und gemessen bewegt, wie wenn es alte Leute wären. Übrigens habe ich niemals in Ostasien, weder bei Chinesen noch bei Japanern oder auch bei Koreanern gesehen, daß Kinder gezüchtigt wurden. Sie scheinen von Natur mit hervorragender Artigkeit begabt zu sein, und die Liebe zu den Eltern wird ihnen von Kindheit auf als oberstes Sitten- und Religionsgesetz eingeprägt. In Korea ist

die Vielweiberei an der Tagesordnung, wie in ganz Ostasien. Freilich ist ihre Ausführung meistenteils eine Vermögensfrage; aber es gehört zu einem wohlhabenden Bauern, daß er außer über Pferde, Ochsen und Esel auch über einen je nach Geschmack und Reichtum mehr oder weniger gepflegten Harem verfügt. Die Hauptfrau ist ihm gewöhnlich schon in der Kindheit von den Eltern ausgesucht und zugesellt worden. Dann aber steht es ihm frei, noch Liebesheiraten zu machen, soviel er will oder kann.



Koreanische Kinder.

Bezüglich der Nebenfrauen gibt es keine Standes- oder Klassenunterschiede. In den Städten ist es so, daß die meisten Nebenfrauen hervorgehen aus einer Klasse, die den japanischen Geishas vergleichbar ist. Es wäre gänzlich verfehlt, unter ihnen etwa Dirnen zu verstehen. Diese bilden eine besondere Klasse für sich, die charakteristischerweise in Korea mit den Insassinnen der buddhistischen Nonnenklöster als auf einer Stufe stehend betrachtet wird. Die Geishaklasse und ihre Parallelen in China und Korea sind vielmehr eine Klasse von Hetären, die in allen Künsten

geübt sind. Tatsache ist es, daß ihnen die beste Frauenerziehung zuteil wird, über die das alte China, Japan und Korea verfügt. In Korea beschäftigen sich besondere Schulen mit der Ausbildung dieser „Gisaing", die die Mädchen schon als kleine Kinder meistenteils von armen Leuten kaufen und sie dann unterrichten im Lesen und Schreiben, in der alten klassischen koreanischen Literatur, im chinesischen Mandarinendialekt, im Spielen von Musikinstrumenten, im Tanzen, Singen und allen sonstigen, den korea-



Koreanischer Bauer (in der Mitte) mit seinen Frauen.

nischen Herren der Schöpfung gefallenden gesellschaftlichen Künsten. Zahlreiche Nebenfrauen hochgestellter Koreaner, ja selbst des Kaisers und der kaiserlichen Prinzen sind hervorgegangen aus der Klasse der Gisaings, aus deren chinesischer Parallele ja auch die Kaiserinwitwe von China entsprossen ist.

Der Weg nach Soul bietet auch rein landschaftlich noch mancherlei Interessantes. Wenn auch die Täler hier wesentlich breiter geworden sind, ebenso wie die Wege, so ist der Charakter der Landschaft doch immer noch vorwaltend gebirgig. Schon sind

es die steilen Berge, die die Hauptstadt Soul nach Osten hin begrenzen, und die uns den ganzen Morgen seit unserem Abmarsch von Tok yong ni als Wegweiser dienen. Bald hinter dem Orte Mol ton ko ge bleibt der letzte Höhenrücken, der uns den Blick auf diese Berge nahm, hinter uns.

Die Gegend hier gilt als besonders mineralreich. Am verbreitetsten ist zweifellos das Vorkommen von Gold. Auch wird an verschiedenen Stellen des Landes von Eingeborenen Gold gewonnen. Daß die Goldwäsche lohnend ist, beweisen die Exportziffern. Allein das exportierte Gold, das durch die Listen des koreanischen Seezolles gegangen ist, beläuft sich durchschnittlich auf eine halbe Million Pfund Sterling im Jahr. Aber zweifellos wird ein sehr bedeutender Mehrbetrag erreicht, wenn man alles das Gold hinzurechnen würde, das geschmuggelt wird. Die Summe des geschmuggelten Goldes allein würde vermutlich diejenige des auf regulärem Wege exportierten Edelmetalls im Werte wesentlich übersteigen. Gold ist ja ein Artikel, der sich sehr leicht schmuggeln läßt, und besonders die an den Küsten lebenden Chinesen gelten als Hauptschmuggler in diesem Artikel. Man sollte übrigens kaum glauben, daß Gold eines der verbreitetsten Metalle auf der Erde ist; und doch läuft die Frage gewöhnlich nur darauf hinaus, ob sein Vorkommen so dicht ist, daß sich ein Abbau lohnt. Hier in Korea ist dies auch noch nicht in allen Fällen trotz vielfacher Versuche festgestellt. Wohl erzielen zahlreiche einheimische Unternehmungen, die noch dazu mit primitivsten Methoden arbeiten, ihre Erträgnisse, aber von den ziemlich ausgedehnten Goldkonzessionen, die sich in deutschen, amerikanischen, englischen, französischen und neuerdings auch japanischen Händen befinden, florieren auffallenderweise nur die amerikanischen und japanischen Unternehmungen. Auf der großen deutschen Konzession bei Tong ko kai, auf die seinerzeit viele Hoffnungen gegründet wurden, ruht gegenwärtig der Betrieb, wie ich höre, ganz. Das Mißlingen dieser deutschen Unternehmung dürfte aber weniger dem Fehlen von Edelmetall, als anderen Umständen zuzuschreiben sein. Die Art, wie die Koreaner ihr Gold gewinnen, ist, wie ich schon sagte, sehr primitiv. Entweder wählen sie den Alluvialschotter, den sie in Mulden oder auf primitiv angelegten schiefen



Beim Getreidedreschen.

Ebenen durch ständiges Übergießen mit geschöpftem Wasser auswaschen, oder sie gehen den an den Berghängen zutage liegenden Quarzriffs zuleibe, indem sie das Gestein am liebsten an den Stellen, wo es bereits Witterungseinflüssen ausgesetzt gewesen ist, abbrechen oder absprengen. Die großen Stücke werden dann zunächst mit Hämmern zerklopft und auf Eisenplatten geschichtet, unter die Feuer gelegt wird. Diese Manipulation hat den Zweck, die Erze, die gewöhnlich stark mit Schwefelkies durchsetzt sind,



Denkmal am Wege.

vom Schwefel zu befreien und auf diese Weise spröde zu machen. Dann kommen die so gerösteten Steine in Mühlen, die teils durch Wasserkraft, teils durch Tiere getrieben werden, werden zu Pulver gemahlen und dann gewaschen, wobei sie in der gleichen Weise behandelt, d. h. ausgewaschen werden, wie der Alluvialschotter. Die Ausbeute ist natürlich bei dieser Methode, die die Anwendung von Chemikalien nicht kennt, sehr gering, immerhin aber doch lohnend genug, um zahlreichen Koreanern die Inbetriebhaltung ihrer Goldminen wünschenswert erscheinen zu lassen.



Koreanisches Eisenwerk, Eingeborenenbetrieb.

Allerdings ist auf diesen koreanischen Minen der Betrieb selten regelmäßig, da die Leute ihre Haupttätigkeit zunächst in der Bestellung des Landes suchen und erst dann an die Bearbeitung der zweifellos reichen Erdschätze herangehen, wenn ihnen die Landwirtschaft Zeit dazu läßt.

Dieses wohl gilt auch für den primitiven Hüttenbetrieb, an dem wir im Laufe des heutigen Vormittags vorbeikamen. Die Hütte liegt in der Nähe des Ortes Sang phu am ni, und zwar am Fuße eines Eisenberges, an dem das braune Eisenerz, von dem auch Stücke vielfach am Wege liegen, in ziemlicher Mächtigkeit ansteht. Der Ort und der Berg heißen Tscho san. Ich habe mir das gegenwärtig ruhende Werk etwas näher angesehen. Es liegt direkt am Wege und besteht in der Hauptsache nur aus einer roh aus Feldsteinen und Lehm zusammengemauerten Schmelzhütte, sowie einem gegenwärtig zum Schutz gegen Regen mit Stroh bedeckten Lager von eigenartigen schweren, runden, dickwandigen Tongefäßen, die offenbar zum Auffangen des geschmolzenen Erzes dienen. Der Schmelzofen selbst besteht in seinem wichtigsten Teile aus einem aus Lehm und Steinen gemauerten Troge. Offenbar wird in diesen das dem Anscheine nach sehr reiche Erz, mit Holzkohle vermengt, eingeschüttet, und das Ganze wird hierauf mit einer dicken Lehmschicht überdeckt. Der Steintrog hat dann nur noch zwei Löcher, die sich beide am Boden befinden; das eine ist an der Längsseite angebracht und führt in das Freie hinaus nach einer Vertiefung, in die die Tongefäße eingeschoben werden, die zur Aufnahme des flüssigen Metalls dienen. Vor die andere Öffnung wird dicht an das Gemisch von Erz und Holzkohle ein Kohlenfeuer gelegt, das dann ebenfalls mit Lehm überdeckt wird, während gleichzeitig ein Gebläse in Tätigkeit tritt, das die Luft durch das im Ofen befindliche Gemisch hindurch drückt und nach und nach das ganze Innere des Ofens in Glut versetzt. Der Blasebalg besteht aus einem länglichen Kasten, dessen eine Schmalseite an einer Holzstange befestigt ist, die durch ein Loch des gegenüber-


Fig. 78.
Tierfiguren aus gegossenem Eisen

liegenden schmalen Kastendeckels hindurchführt und mit Handgriffen versehen ist, so daß das Ganze wie der Kolben einer Dampfmaschine hin und her bewegt werden kann. In dem beweglichen Deckel befindet sich ein Loch, das mit einem Klappventil versehen ist, so daß beim Aufziehen die Luft in den Zylinder eintreten kann, während das Klappventil geschlossen wird, sobald der Kolben vorgestoßen wird. Dieser Blasebalg wird während des Schmelzprozesses ständig von Arbeitern hin und her geschoben,



Die Schmelzhütte.

bis das Ganze durchgebrannt und das Metall geschmolzen ist. Natürlich machen diese primitiven Schmelzöfenanlagen keine reine Arbeit. Das beweisen schon die zahlreichen herumliegenden Stücke von geschmolzenem Eisen, die mit Holzkohlenteilen versetzt sind. Ich habe mir eine Auswahl derartiger Stücke gesammelt, auch fand ich an der Hütte zwei ganz roh geformte und aus dem hier gewonnenen Eisen gegossene Pferdchen. Auch dem Schutzgeiste des Ortes hatte man neben der Hütte ein Tempelchen errichtet.

auf dessen Boden noch in kleinen Tonschalen Reste des letzten Speiseopfers zu sehen waren.

Unser Weg führt uns nun fast genau in südlicher Richtung immer auf die drei scharfen, charakteristischen Granitköpfe zu, die uns bis Soul als Wegmarke dienen sollen. Wir passieren ungefähr einen Kilometer hinter dem Hüttenwerk einen ziemlich großen Ort, namens Tschong mal, und wenige Minuten später das Dorf Tong do nae, das wiederum fast nur aus Rasthäusern besteht, vor denen als Zeichen des Gewerbes an Stangen Kränze herunterhängen, die aus langen, bunten Papierstreifen bestehen und mit koreanischen Schriftzeichen beklebt sind, die aus Goldpapier geschnitten sind und Segenswünsche bedeuten. Die Südrichtung waltet auch weiterhin vor. In einem Dorfe Tsi nang tei finden wir zum ersten Male wieder einen Krämerladen mit japanischen Kurzwaren und Konserven. Die Berge sind zu niedrigen Sandhügeln abgedacht, zwischen denen ein Flüßchen sanft entlang gleitet, dessen Ufer mit Strauchwerk bewachsen sind. Ein koreanischer Fischer geht mit einem aus feinstem Zwirn geknüpften Senknetz im Wasser seinem Gewerbe nach. Er hat seine Kleider abgeworfen, und während ein Gehilfe am Ufer steht und das eine Ende des Netzes festhält, beschreibt er mit dem anderen im Wasser einen Kreis. Gemeinschaftlich wird dann das Netz an das Ufer gezogen, und der Erfolg sind drei oder vier etwa fingerlange Fischlein, die in den Maschen des Netzes zappeln. Der Fluß erhält aus dem gut bewässerten Tale zahlreiche Zuflüsse, doch ist er sehr seicht und hat nur geringes Gefälle. Die Reisfelder sind hier nicht so zahlreich wie vorher, offenbar deshalb, weil der Boden hier wesentlich sandiger ist als in den bisher durchzogenen Tälern.



Fig. 79
Fischernetz aus Zwirn.



Koreanischer Fischer.



Beim Netzauslegen.

Auf dem Weitermarsch sehen wir in einem Bache, an dem wir gerade hinziehen, eine etwa anderthalb Meter lange Schlange schwimmen, die unser Interesse erregt. Ich mache den etwas gewagten Versuch, sie mit der Kugel zu schießen. Als der durch den Schuß aufgeworfene Schlamm weggespült worden ist, sehe ich



Die erbeuteten Schlangen.

zwar die Bleikugel auf dem sandigen Grunde des Bächleins liegen, aber die Schlange ist verschwunden. Plötzlich ruft meine Frau, die weiter abwärts steht: „Hier ist sie!" Ich springe hinzu und betäube das im Wasser munter sich fortschlängelnde Reptil mit einem Stockschlag und hole es aus dem Wasser heraus. Kurz darauf sehe ich an einer anderen Stelle einen Blutstreifen im

Wasser und entdecke nun erst die Schlange, auf die ich geschossen hatte. Die Kugel ist ihr mitten durch den Leib gegangen, die Schlange hat sich zusammengerollt und wird vom Wasser weiter getrieben. Ich beende durch einen Schlag auf den Kopf ihr Leiden und ziehe nun auch sie aus dem Wasser heraus. Da es so wie so Zeit zur Mittagsrast ist, so benutzen wir die Gelegenheit, um die beiden Schlangen abzuhäuten. Die Häute werden wir als Trophäen mit nach Hause nehmen. Unsere Kulis sind allerdings mit dieser Schlangentötung gar nicht recht einverstanden; denn nach ihrer Meinung wohnt in jedem Schlangenleibe ein Geist, und deshalb scheuen sie sich, eine Schlange zu töten.

Nach dem Aufbruch marschierten wir noch zirka drei Stunden weiter. Bei dem Dorfe Tok yöng stellen wir die Namen der drei Berge fest, die zusammen den Gebirgsstock im Süden vor uns ausmachen. Sie heißen von Nordwest nach Südost gezählt: Pul guk san, Sho rab san und Ko bok san. Nach einstündigem Marsch kommen wir an einen Ort namens Pol mal, und eine Viertelstunde später treffen wir bei einer buddhistischen Klosteranlage ein, die direkt am Fuße der Sandhügel liegt, die den östlichsten Ausläufer des Pul guk san darstellen. Das Kloster heißt Säm ni, und zwei in der Nähe liegende Ortschaften führen die Namen Sä mä und Tam nä. Nachdem wir durch die hier herandrängenden Sandhügel zu einem kurzen Ausweichen nach Osten gezwungen sind, treten wir damit hinaus in ein breites, ebenes Tal, das ziemlich genau nordöstlich verläuft. Hier kommen wir nun auch wieder auf die Heerstraße Gensan—Soul, die wir seinerzeit zwei Tagereisen hinter Gensan verlassen haben. Zwischen Tam nä und Hae gi mündet dann auch die Straße ein, die von der Bezirksstadt Yang dju nach Soul führt. Yang dju selbst, das am Nordostabhange des Pul guk san gelegen sein dürfte, bleibt einige Kilometer rechts von unserer Straße liegen, während wir auf dem nun wieder stärker begangenen Wege weiter ziehen in der Richtung nach Soul, wo wir morgen mittag eintreffen wollen. Verhältnismäßig früh beendigen wir daher heute unseren Tagesmarsch in Sang na mae, einem wohlhabenden Bauerndorfe. Da der Ort kein Rasthaus besitzt, so quartieren wir uns in einem Bauerngehöfte ein, das uns auch gastlich seine Tore öffnet.

Wir sind höchst erfreut, als wir unter der Innenveranda des Hofes bereits ganze Traggestelle bepackt sehen mit Feldfrüchten und vor allen Dingen zu fünf und fünf sauber mit Reisstroh zusammengebundenen frischen Eiern, die morgen schon in aller Frühe nach Soul gebracht werden sollen zum Markte. Man merkt es, wir sind in der Nähe der Hauptstadt des Landes angelangt. Bald winkt uns die Erlösung von den zahlreichen Strapazen und Entbehrungen des Marsches! Auch unsere Kulis denken daran, daß sie morgen wahrscheinlich das erste Mal in ihrem Leben einziehen werden in die Hauptstadt ihres Kaiserreiches, und benutzen die Gelegenheit,



Der Pul guk san.

um sich gegenseitig ihre Haartoilette aufzufrischen. Die männlichen Koreaner tragen, solange sie unverheiratet sind, Zöpfe. Die Verheirateten dagegen rasieren sich auf dem Haupte eine umfängliche Tonsur und binden über ihr das straffe, an den Seiten und hinten stehengebliebene, lang wachsende Haar mitten auf dem Kopfe zu einem Knoten fest. Die Haartracht erinnert lebhaft an diejenige der Schwälmer Bäuerinnen aus der Gegend von Treysa in Hessen. Als Rasiermesser dient ein kleines, dolchartiges Messer in Holzscheide, das so ziemlich jeder Koreaner im Gürtel trägt. Es wurde früher mit großer Sorgfalt und Liebe in Korea selbst erzeugt. In neuerer Zeit aber findet man fast nur noch überdies minderwertige japanische Importware. Die nur unter Zu-

hilfenahme von Wasser wegrasierten Haare werden sorgfältig auf einem Holzbrettchen gesammelt und späterhin aufs peinlichste bis zum letzten Rest verbrannt. Es geschieht das deshalb, damit keines von den Härchen in die Hände eines Unberufenen gelangt, der sonst als Besitzer eines Teiles vom Körper eines anderen



Bei der Toilette.

nach einer bei den meisten Naturvölkern der Erde verbreiteten Anschauung Macht gewinnen würde über den ehemaligen Besitzer, eine Macht, die sich nicht nur auf das Leben diesseits erstreckt, sondern auch noch auf die Geisterwelt, in der dann der auf diese Weise in die Gewalt eines anderen Gebannte ruhelos als irrender Geist herumwandern müßte. Zwei unserer Kulis sind, wie wir

uns schon aus ihrer Haartracht überzeugt haben, verheiratet; Om sa ban dagegen, unser Leibkuli, ist noch zu haben; denn er trägt einen prächtigen, fast armdicken, tiefschwarzen Zopf, um den ihn selbst Anna Csillag beneiden könnte.

In gehobener Stimmung erfolgt am anderen Morgen der Aufbruch. Die Erwartung der großen Stadt und vor allen Dingen der ersehnten Erholung nach den Strapazen der Landreise läßt uns alle Kräfte zusammenraffen. Wir haben vor uns



Dorf an der Heerstraße.

noch einen Marsch von etwa 20 Kilometern bis an die Stadtmauer von Soul. Gerade über uns, zu unserer Rechten, ragen die drei Bergkuppen empor, die uns gestern als Wegweiser dienten; und als wir etwa eine Stunde lang an ihrem Fuße hingewandert sind, nehmen wir eine leichte Schwenkung nach Westen vor und lassen bald die drei charakteristischen Spitzen hinter uns, die sich aber fortsetzen in einem ebenfalls bizarr ausgezackten, völlig nackten Basaltgebirge, das ständig zu unserer Rechten bleibt und die Kulissen abgibt, in deren Vordergrund sich dann die Hauptstadt des Landes

aufbaut. Die Straße ist stark begangen. Hochbeladene Ponykarawanen drängen hin zur Stadt, und ebenso zahlreich sind die Tiere, die von Soul aus heimwärts ziehen. Statt der Lasten, die sie trugen, sitzen jetzt die Map'hus auf den Packsätteln, auf denen sie nach Damenart Platz genommen haben und schaukelnd hin und her balancieren. Zahlreich sind auch die Dörfer, durch die wir kommen. Wir zählten davon eine stattliche Zahl. Oft liegen sie nur wenige Minuten auseinander. Dabei sind es große und bevölkerte Dörfer mit breiten Straßen, bisweilen von pittoresken Baumgruppen überragt. In dem Dorfe Wo tschong ku sehen wir zum ersten Male wieder eine japanische Etappe. Der Erfolg dieser Begegnung ist der, daß sich von nun an wiederum, wie schon in Schimonoseki, in Fusan und in Gensan, zwei Japaner an unsere Fersen heften, zwei neue Flick und Flock, von denen es fast scheint, als ob wir ihnen telegraphisch von Gensan her avisiert worden wären. Von den Orten, die wir passieren, heißen die wichtigsten Yuen jae mo ri und Tang su, sodann heißt eine ganze Gegend Ta ra kuan. Bei nicht weniger als vier Ortschaften kehrt dieser Name wieder. Gegen ein halb zehn Uhr vormittags nähern wir uns dem Fuße eines wie eine Säge ausgezackten Basaltkegels, der uns seine senkrecht abfallende Steilwand zukehrt, während an seinem Fuße eine buddhistische Tempelanlage sich bemüht, der Landschaft noch einen besonderen koreanischen Charakter aufzuprägen. Die Täler zwischen den Basaltkegeln sind angefüllt mit losem Sand, aus dem auch die das Tal umsäumenden Hügel und Felder bestehen. Bei Tscha nang dae holen wir noch einmal nach Süden aus, um den Fuß des steilen Gebirgszuges zu unserer Rechten zu umgehen. Bei San gal mu ni senden wir zum letzten Male den Blick zurück nach dem So rab san, der mit seiner sattelartigen Einsenkung soeben im Norden zu verschwinden gedenkt. Der lebhafte Verkehr auf der Straße verlangt jetzt unsere erhöhte Aufmerksamkeit, und wir können ein Lächeln der Befriedigung nicht unterdrücken, als wir in dem Orte Mu nä mi zum ersten Male wieder eine Rickschah halten sehen. Vor Begierde, vorwärts zu kommen, bin ich mit meiner Frau zusammen heute bereits scharf vorausgeritten. Als bei dem großen Dorfe Tschagan mu nä mi der Schatten eines allerliebsten, hoch-



Die letzten Berge vor Söul.



Im Waldesschatten.

stämmigen Nadelwaldes winkt, suchen wir hier Schutz vor der Mittagssonne, die es heute recht gut mit uns meint, und deren Wirkung noch unterstützt wird durch die helleuchtenden, kaum bewachsenen Sandhänge, die Licht und Wärme durch ihre weißen Reflexe vervielfachen. Eigentlich hätten wir klug getan, hier noch einmal Mittagsrast zu halten. Aber die Aussicht auf die Speisekammer des englischen Hotels in Soul verführte uns, von dieser Vorsichtsmaßregel Abstand zu nehmen. Somit marschierten wir in der Mittagshitze, als die Karawane sich bei uns wieder eingefunden hatte, weiter. Bei dem Dorfe Tschin gum dol führt der Weg in einem sandigen, gänzlich vegetationslosen Tale ziemlich steil die Bergkette zu unserer Rechten hinan. Nach etwa einstündigem Marsche erreichen wir den Sattel, der auf der Höhe malerisch von einem hochstämmigen Nadelwald bewachsen ist, und unter dessen Zweigen sich mehrere Teehäuser etabliert haben. Das Herz schlägt uns doch höher, als wir, oben angelangt, zum ersten Male den Blick genießen auf das Nordosttor von Soul. Allerdings noch trennt uns von ihm eine breite, schattenlose und sandige Talmulde von etwa zwei Kilometern Länge, in die wir jetzt hinuntersteigen. Von der Stadt selbst sehen wir noch nichts weiter, als das Stückchen Stadtmauer mit dem Tordach darüber. Schließlich sind wir am Tore angelangt, nachdem wir nochmals zu ihm hinauf eine kurze, aber ziemlich scharfe Steigung überwunden haben. Dann ziehen wir durch das Taug su mun hindurch; aber wir sind nicht wenig überrascht, als wir innerhalb der Stadtmauer uns befinden und nun der Blick erstmalig schweifen kann über die Hauptstadt des Landes hinweg, die aber noch ganz und gar nicht so aussehen will wie eine Stadt. Von dem Hügelkranze aus, auf dem das Tor liegt, sehen wir wohl die viele Kilometer lange Mauer vom Hügel schroff hinunterspringen zum Tale und an einer anderen Stelle wieder jäh hinaufsteigen über spitze Bergkegel, Täler und Hügel hinweg; aber der große Talkessel, den die Mauer einschließt, ist doch nicht zum zehnten Teile ausgefüllt mit Gebäuden, vielmehr macht die Stadt von hier aus denselben Eindruck, wie wenn eine verhältnismäßig dicht mit Dörfern besäte Ebene hier von einer hohen Mauer eingefriedigt

worden wäre. Wir ziehen auch von Häusergruppe zu Häusergruppe, bald zwischen Feldern, bald zwischen Gehöften entlang, und es dauert noch eine ganze Weile, bis wir an Straßenzüge kommen, denen man allenfalls städtischen Charakter zuerkennen kann. Aber nirgends hebt sich ein Bauwerk besonders heraus über die fahlen und grauen Stroh- und Ziegeldächer; und man muß erst etwa eine halbe Stunde geritten sein, um in Teile zu kommen, wo eine mehr oder weniger geschlossene Bauweise herrscht. Doch andere Zeichen sprechen dafür, daß man sich in der Hauptstadt Koreas befindet, so vor allen Dingen die elektrischen Leitungen und die Telephondrähte in den Straßen, in die wir nun eindringen, sowie der enorme Verkehr, der sich auf den breiten, un-

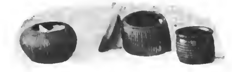


Fig. 8[illegible].
Gefäße, teils aus Bambus geschnitzt, teils aus Bindfaden geflochten und schwarz lackiert.

regelmäßigen, sandigen Wegen geltend macht, die zwischen den niedrigen Häuschen einherlaufen. Bald kommen wir auf eine der Hauptstraßen der Stadt, die mit Schienen belegt ist, und unsere Pferdchen stutzen, als auf ihnen ein elektrisch betriebener Straßenbahnwagen angerollt kommt. Er beweist, daß die Errungenschaften der europäischen Technik auch in der Hauptstadt Koreas begonnen haben, ihren siegreichen Einzug zu halten. Nach langem Hin- und Herfragen gelingt es uns, den Weg nach dem Hotel festzustellen. Wir müssen durch die ganze Stadt hindurchziehen und zu einem der Osttore wieder hinaus, und haben volle anderthalbe Stunde gebraucht, um zu dem englischen Hotel zu gelangen, das in der Nähe des neuen Kaiserpalastes, der vor wenigen Wochen abgebrannt ist, sowie des Gesandtschaftsviertels direkt unterhalb der Stadtmauer liegt, da, wo die Eisenbahn von Tschemulpo her einmündet. Während unsere Leute und Tiere eine koreanische

Herberge in der Nähe aufsuchen, reinigen wir uns schleunigst vom dem Staube der neuntägigen Tour, die wir nun hinter uns haben, und restaurieren uns durch ein — wenn auch etwas verspätetes — Tiffin; dann strecken wir uns müde auf unseren Lagern nieder — seit Kobe wieder die ersten europäischen Betten, in denen wir schlafen.



Fig. 81.
Topfbesen aus Nikko.

Elftes Kapitel.

Soul.

Briefe, die ihn erreichten. — Die Mandschu-Maru Fahrt. — Tierverkäufe. — Wohnungswechsel. — Das ewige Grammophon. — Krank. — Aufbruch. — Abreise von Soul. — Mit der Eisenbahn nach Tschemulpo. — Japanische Kolonien. — Eintreffen in Tschemulpo. — Kriegsgeschichten. — Korjetz und Warjak. — Commander Hirose. — Schlimme Fahrt. — Kunsan. — Mokp'ho. — Masamp'ho. — Fusan. — Freudiges Wiedersehen mit fünf Yen. — Eine aufregende Nacht. — Die Marschorder. — Nach Hause!



Fig. 82.
Koreanische Gebetmaschine.

In der Bambusbüchse stecken Bambusstäbchen mit Nummern. Der Betende kniet vor dem Altar nieder, stellt seine Frage oder sagt seinen Wunsch und schüttelt die Büchse bis ein Stäbchen herausfällt. Die Nummer sieht er in dem Buche nach und findet dort unter ihr die Verheißung.

Unter den Briefen, die für uns auf der Deutschen Minister-Residentur eingetroffen sind, befindet sich auch eine Depesche meines Kollegen aus Yokohama, den ich mit der Wahrnehmung meiner Interessen beim Generalstabe in meiner Abwesenheit beauftragt hatte. Die Depesche teilt mir mit, daß an die bereits seit Monaten „zugelassenen" Kriegskorrespondenten der dritten Abteilung, darunter mich, die Aufforderung ergangen sei, sich bereit zu halten, da ihre Überführung zur Armee Kurokis nach der Mandschurei bald vor

sich gehen würde. Nun — ich kannte bereits dieses „bald“ und legte daher der Depesche, die sofortige Rückkehr nach Japan verlangte, keine allzudringliche Bedeutung bei. Übrigens hatte man sich der drängenden Korrespondenten der zweiten Abteilung in sehr geschickter Weise derart entledigt, daß man sie teilnehmen ließ an einer Art parlamentarischer Studienfahrt, die mit dem den Russen abgenommenen Dampfer „Manshu Maru“ die Korea- und Mandschureiküste entlang unternommen werden sollte. Der Zweck dieser Studienfahrt war der, die Parteiführer des Parlamentes günstig zu stimmen für die Bewilligung der neuen von der Regierung geplanten Anleihen und Kredite. Auch die großen japanischen Industriellen und Bankiers befanden sich darunter. Ebenso lud man alle nicht näher, als unter der Bezeichnung „Kriegskorrespondent“ oder „Militärattachee“ zu klassifizierenden unruhigen Elemente im Lande auf, um ihnen wenigstens auf diese Weise etwas zu bieten, was nach Krieg schmeckte, wenn auch die Kanonaden, die diese Herren zu hören bekommen sollten, in der Hauptsache nur von den zahlreichen Pfropfen billiger und schlechter Sektmarken herrühren sollten, mit denen die Tafeln besetzt waren, die überall und bei jeder Landung als erste sturmbereite Festung dastanden und bei den Industriellen, Bankiers und Parlamentariern die gute Bewilligungsstimmung, bei den Kriegskorrespondenten und Militärattachees aber die Verpflichtung erzeugen sollten, sich noch weiterhin in dieser unwürdigen Weise von den Japanern stillschweigend an der Nase herumführen zu lassen, wie bisher. Unter diesen Umständen beschlossen wir zwar im Prinzip alsbald nach Japan zurückzukehren, aber nahmen uns doch noch reichlich Zeit, um unsere Karawane wieder aufzulösen und die Tiere zu verkaufen. Das ist nun aber — wie bekannt — immer schwieriger, als einzukaufen, und wenn man sich noch der Schwierigkeiten erinnert, die bereits dieses Geschäft uns in Gensan verursacht hatte, dann wird man verstehen können, wie wenig das schließliche Verkaufsresultat hier unsern Erwartungen entsprach.

Da unsere Leute aus Gensan gänzlich ortsunerfahren waren, und sich überdies insofern schlecht aufgeführt hatten, als sie die ihnen alsbald nach dem Eintreffen in Soul ausgezahlte zweite Hälfte ihres Lohnes, die ihnen unter anderm zur Rückreise nach

Gensan dienen sollte, in einer Nacht verjubelt hatten, so verzichteten wir darauf, sie noch länger als Kostgänger bei uns zu haben. Sie erhielten noch einige Zehrdollars zur Reise nach Gensan und wurden alsdann definitiv entlassen. Da die Lage des Hotels sich als ungünstig erwies, schon insofern, als früheren Erfahrungen entsprechend, die koreanischen Händler darauf warteten, daß die Reisenden, die gewöhnlich keine Zeit zu langen Verhandlungen hatten, schließlich ihnen ihre Tiere sozusagen schenkten, und



Blick auf Soul vom Bahnhof aus.

wir uns überdies noch einige Wochen in Soul aufhalten wollten, so entschlossen wir uns, das Quartier zu wechseln, und fanden auch ein kleines leerstehendes Haus — inmitten der Koreanerstadt geradezu eine Oase — als Dependence der Villa eines dort lebenden englischen Lehrers, eines Mr. Halifax, der an einer der ausländischen koreanischen Schulen Souls beschäftigt ist. Es wurde daher die Karawane nochmals vollzählig und nunmehr letztmalig beladen, ein Teil des Gepäcks wurde auf einen japanischen Karren gelegt, und so bewerkstelligten wir unsern Umzug zum Herrn

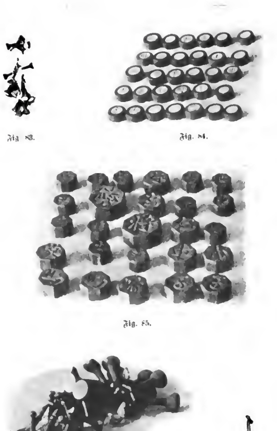


Fig. 83. Fig. 84.

Fig. 85.





Fig. 86. Fig. 87.

Fig. 83—87.
Koreanische Brettspiele


Fig. 88. Porzellangefäß z. Aufnahme der Schreibpinsel.

Fig. 89. Reibeisen.

Fig. 90. Täschchen zur Aufnahme des Eßbestecks für Schulkinder.

Fig. 91. Tabakdose aus Holz.

Fig. 92. Tischbürste.

Fig. 93. Garnwickel.

Fig. 88–93.
Koreanische Hausgeräte.

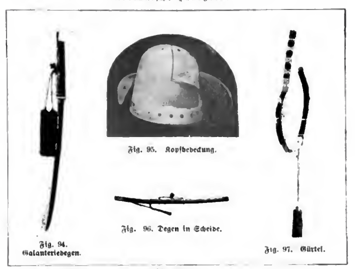

Fig. 94. Galanteriedegen.

Fig. 95. Kopfbedeckung.

Fig. 96. Degen in Scheide.

Fig. 97. Gürtel.

Fig. 94–97.
Teile der Galakleidung koreanischer Minister.

Halifax. Dieser hatte in jenen Tagen gerade ein kleines Grammophon erhalten, das seine Aufmerksamkeit in hohem Maße fesselte. Schon als wir mieten wollten, ertönte das Musikinstrument vernehmlich durch den Hof. Da wir Eile hatten, zu mieten, und Mr. Halifax schnell wieder zu seinem Grammophon kommen wollte, so vollzog sich das Mietgeschäft sehr schnell:

„Wir sind zwei Europäer und der Boy."

„Kostet den Tag zwei Dollar und einen halben."

„Dann haben wir drei Pferde und einen Esel."

„Den Tag pro Stück 25 Cents mehr."

„Dann haben wir Möbel natürlich nicht."

„Gibt Ihnen meine Frau."

„Aber zwei Puter?"

„Kosten nichts — nur wenn sie in den Garten laufen — das, was sie auffressen."

„Und was sonst noch fehlt?"

„Leiht Ihnen meine Frau."

„Thanks."

„All right! Excuse me, please — my Grammophone stops." — Weg war er!

Am Abend, als wir eingezogen waren, machte uns seine Frau ihren Besuch — eine Japanerin in europäischen Kleidern, mit europäischer Bildung, sowie einem halben Scheffel voll englischer Manieren. Sie lädt uns ein zum Diner. Vorher nehmen wir im Drawing Room Platz. Mr. Halifax sitzt vor seinem Grammophon. „Please smoke 'n Cigar — or 'n pipe — or 'n Cigarette." — Gerade ist „Linger longer lu" zu Ende. Mr. Halifax stellt Tabak, Zigarren und Zigaretten schnell auf den Tisch und setzt eine neue Platte und einen neuen Stahlstift auf. Jetzt kommt der „Yankee Dudel" an die Reihe. Die lange hagere Gestalt mit den dünnen Spinnenarmen breitet diese letzteren auseinander; die langen Beine fliegen in die Luft, und die Hüften wiegen sich mit der Grazie, wie sie etwa eine verschluckte Elle verleiht. Dann kommt ein „Sousa" an die Reihe und schließlich das Dinner. Aber die Tür zwischen Drawing Room und Dining Room bleibt offen, und nach der Suppe springt Mr. Halifax auf, sagt „Excuse me, please!" und legt eine neue Platte auf den Grammophondeckel



Bahnhof Soul der Soul-Tschemulpo-Eisenbahn.

und setzt einen neuen Stahlstift ein, und als er zurückkommt, sagt er immerzu: „Very nice — oh-h-h — very — very — nice!“ Das sagt er nach dem „fish“, nach dem „mutton-shop“, nach dem „beef-steak“, nach dem „pudding“ und nach den „fruits“. Ja, er läßt es sich nicht nehmen, zwischen den „fruits“ und den „fingerbowls“ noch einmal aufzuspringen und auszuwechseln. Da mittlerweile das Repertoire erschöpft ist, so fängt er wieder von vorne an und sagt wieder: „Very — very — nice!“ Dann gehen wir schlafen. Der Boy hat das Licht brennen lassen, und nun wimmelt unser Schlafzimmer von Myriaden von Moskitos. Vorsichtshalber haben wir unter dem großen braunen Moskitonetze der Frau Halifax noch unser eigenes Netz angebracht. Aber diese Tiere sind so findig wie die Reichspost und kommen, wie es scheint, selbst durch doppelte Maschen. Wir sind todmüde und ständig im Begriff, einzuschlafen. Aber wir kommen fürs erste über den Begriff nicht hinaus. Von drübenher schreit das Grammophon „dibeldumdibeldumdää“, und dazu gesellt sich von Zeit zu Zeit dicht an unserm Ohr ein Summen und Singen, das uns gern veranlaßt hätte, einen Dollar zu opfern, wenn es dafür aufgehört hätte; so aber veranlaßt es uns nur, uns durch Ohrfeigen und Kläpse selbst zu peinigen in der Hoffnung, daß zwischen Hand und Wange die Leiche eines Moskitos kleben bleiben wird. Dazu singt das Grammophon den Yankee Dudel, und unsere geistigen Augen sehen Herrn Halifax die Arme und Beine beängstigend schwingen und die Hüften beugen mit der Grazie, die eine verschluckte Elle verleiht. Es bleibt nichts anderes übrig, als eine Kerze und Streichhölzer unter das Moskitonetz zu holen, die Kerze anzuzünden, und während Frauchen leuchtet, macht Männchen Jagd auf alle im Netz sich gefangen habenden Moskitos und ruht nicht eher, als bis sie alle auf der Strecke liegen. Als die Kerze ausgeblasen ist und wieder mitsamt den Streichhölzern zum Bett hinauseskamotiert wird, macht sich ein anderer Moskito die Öffnung zunutze, um wiederum unter das Netz zu gelangen. Aber — — — Am andern Morgen habe ich Fieber, und alsbald stellt sich heraus, daß sich eine regelrechte Ruhr entwickelt — so eine liebe, gute alte Bekannte aus Marokko! Mehrere schreckliche Tage der Untätigkeit und Bettruhe — dazu



Fig. 98.
Koreanische Holzplatten zum Drucken.
Die Tafel in der Mitte dienen zum Liniieren von Schreibpapier, die beiden andern zum Bedrucken von Kleiderstoffen.

nichts als Reiswassersuppe und enorme Quanten Opiumtinktur! Alle weiteren Pläne bezüglich Souls müssen aufgegeben werden.

Als ich zum ersten Male wieder ausgehen kann und einen Einkauf besorgen will, hilft mir ein weißgekleideter besserer Koreaner mit seinen Sprachkenntnissen aus. Er entpuppt sich als ein Dolmetscher, der auf dem koreanischen Auswärtigen Amte tätig ist. Er besorgt mir denn auch einen Pferdehändler, der mir nach langem Handeln und Feilschen für meine lieb gewordenen Tierchen insgesamt etwa 30 Yen bezahlt — das Vierfache hatten sie gekostet. Aber ich schlage sie los, wie es geht. Denn nun steht der Entschluß fest — wir müssen fort von Korea — so bald wie möglich. Gelegenheit, sich hier auszukurieren, ist nicht, und

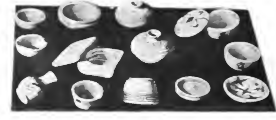


Fig. 99.
Farbenhalter, Tuscheschalen und Flakons aus Marmor und Speckstein.

einen kranken Mann soll mein Weib nicht von der Hochzeitsreise mit nach Hause bringen. Nun hätten wir von unserm Tierbestande nur noch unsere beiden Puter übrig. Die beiden lieben Tierchen, die wir so unendlich gern vor lauter Liebe aufgegessen hätten, wenn wir nicht befürchteten, sie würden sich dieser Liebkosung selbst zwischen unsern Zähnen noch mit unglaublicher Zähigkeit widersetzen, wie seinerzeit ihr Genosse vom dritten Geschlecht. Mistreß Halifax war es, die uns die weitere Sorge um unser Puterpärchen abnahm. Sie schwärmte geradezu dafür und bat und schmeichelte ausdrücklich, wir möchten ihr die Tierchen doch ja da lassen. Der uns dafür gebotene Kaufpreis wog gerade das auf, was wir Herrn Halifax für die Wohnung hätten bezahlen müssen. Da dieser wieder einmal bei seinem Grammophon un-

abkömmlich war, so rief Frau Halifax nur zum Fenster hinein, ob ihr Männchen mit diesem Arrangement einverstanden sei, worauf Herr Halifax, der gar nichts verstanden hatte, antwortete „Yes — a-o-u-h yes, my low!“ Damit war der Handel besiegelt. Nun hatten die beiden Ärmsten ihren Roman vollendet und konnten Eier legen und brüten, soviel ihnen Frau Halifax gestatten würde, und durften kolken und „klub“ machen, daß alle Koreaner mitsamt Frau Halifax sich vor Lachen schüttelten, und durften im Garten



Koreanischer Eisenbahnzug auf der Strecke Soul-Tschemulpo.

Gemüse abfressen, ohne es bezahlen zu müssen. Auch sie haben eine eigenartige Hochzeitsreise hinter sich: von Yokohama aus, wo wir sie aus zwei verschiedenen Ställen heraus verheirateten, nach Fusan, dann weiter nach Gensan, und schließlich noch auf dem Rücken des Kulis über der Schreibmaschine im Strohsack eingebunden thronend bis nach Soul, wo sie nun im Garten Halifax' der Sphärenmusik des Grammophons lauschen können bis an ihr seliges Ende. Frau Halifax hat entschieden einen besseren Bratofen, als wir ihn unterwegs besaßen, und außerdem habe ich ihr

noch ein gutes Rezept für ältere Puter hinterlassen: Fünf Stunden lang in geschlossenem Bratofen bei gelindem Feuer braten, vorher aussehnen, innen gut mit frischen Äpfeln füllen, die Brust mit geräucherten Speckscheiben belegen, in die Kropföffnung Füllsel, halb Schweine- und halb Kalbfleisch, mit eingeweichter Semmel locker gemacht und mit der gehackten Puterleber untermischt, das Ganze fleißig begießen und erst kurz vor dem Anrichten etwas Salz zugeben. — Hoffentlich befolgt sie es!

* * *



Fig. 100. Koreanischer Garnwickler.

Wir waren glücklich, als die Stunde des Aufbruchs gekommen war. Auf dem japanischen Postamte hatte ich die Abfahrt des nächsten japanischen Dampfers in der Richtung nach Fusan und Japan festgestellt. Am frühen Morgen des Reisetages wanderten wir denn wohlgemut wieder in Rickschahs nach dem uns zunächst gelegenen Bahnhof in Soul. Zwei hochbeladene Japanerkarren, die uns Frau Halifax telephonisch besorgt hatte, schleppten unser Gepäck, das durch eine mittlerweile zusammengekommene ethnologische Sammlung erheblich vergrößert worden war. Als wir auf der Station das Gepäck nach Tschemulpo expedierten, verrechnete sich der Japaner am Schalter sehr erheblich — natürlich zu seinen Gunsten — und es bedurfte erst des Dazwischentretens eines japanischen Polizisten, um ihn zur Herausgabe des zuviel berechneten Geldes zu veranlassen. Nach den großen Strapazen der Landreise erschien uns der Eisenbahnwaggon wie Abrahams Schoß, und voll erst kamen wir wieder in den Besitz des Bewußtseins, Menschen zu sein, als der Zug sich in Bewegung setzte. Er rollte vorbei an zahlreichen Stationen, gelangte nach wenigen Kilometern in das breite Tal des Han-Flusses und durchläuft dann eine mit niedrigen Hügeln durchsetzte, zum Teil recht sandige, aber mit zahlreichen Ackerdörfern besetzte Ebene. Charakteristisch für die Stationen ist der hölzerne Wasserturm, der überall in das Landschaftsbild hineinragt. Die Reisegesellschaft, die wir im Zuge antreffen, ist ziemlich gemischt und international — ein Attaché der chinesischen Gesandtschaft in Soul, mehrere trotz der euro-

päischen Kleidung auf den Bänken sich flegelnde Japaner, mit Öl frisierte Japanerinnen, die in ihren Zeitungen die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatze studieren. Hier an dieser Bahnstrecke kann man recht gut beobachten, wie die Japaner es ver-



Der charakteristische Wasserturm.

stehen, ihre Bahnlinien als Basis für die allmähliche Japanisierung des Landes zu benutzen. Überall an der Bahnstrecke findet man japanische Bautätigkeit — die japanischen Kolonien wachsen hier wie die Pilze aus der Erde hervor. Aber auch hier dieselbe auffallende Erscheinung wie auf der ganzen Reise bisher, wo auch



Japanerin im Coupé die Zeitung studierend.



Japanische Bautätigkeit an der Bahnstrecke.

immer Japaner als Ansiedler saßen: alles Händler und Kaufleute oder Kulis, aber kein einziger Ackerbaukolonist — eine Beobachtung mehr, die geeignet ist, die Hohlheit der japanischen Behauptung zu beweisen, daß Korea für Japan ein durchaus notwendiges Expansionsgebiet sei, dessen Notwendigkeit bedingt sei dadurch, daß der Grund und Boden in Japan selbst für die Ernährung der Bevölkerung nicht mehr ausreiche. Japan besitzt auf seiner



Japanische Etappe.

nördlichsten Insel Hokkaido noch viele Tausende von Quadratkilometern ungenutzten Landes, das aber von den japanischen Ackerbauern nicht geschätzt wird, weil diese überhaupt nicht auszuwandern pflegen. Ein Bedürfnis ist nach dieser Richtung hin nicht vorhanden, und für den Überschuß an Kulis bedarf es nicht des Erwerbs neuer Kolonien, zumal auch auf Formosa noch genügend Expansionsmöglichkeit vorhanden ist, und die Japaner sich nur ein Verdienst erwerben könnten, wenn sie dort erst ein-

mal mit der Kopfjägerei unter den bisher noch unbezwungenen Ureinwohnern fertig werden wollten.

Die Stationen an der Strecke Soul-Tschemulpo sind belegt mit japanischen Etappen. Ein Blick aus dem Coupéfenster erinnert uns an die jammervollen Hütten, die unser Nachtquartier waren. Bald genießen wir auch den ersten Blick auf Tschemulpo selbst, und nach noch nicht zwei Stunden Fahrt rollt der Zug ein auf den Bahnhof dieser einzigen Niederlassung in Korea, von der aus



Blick aus dem Zuge auf Tschemulpo.

die Europäer Handel treiben. Nur je ein einziges Handelshaus von einiger Bedeutung vertritt die drei Nationen Deutschland, Frankreich und England. Dafür aber gibt es Hunderte von japanischen Häusern und eine ausgedehnte chinesische Niederlassung. Recht alberne Weitläufigkeiten hat man wieder auf dem Zollamte durchzumachen. Man wird von Pontius zu Pilatus geschickt, ehe man die Erlaubnis erhält, sein Reisegepäck zum Dampfer bringen zu lassen. Zwei „Hotels“, nebenbei bemerkt: Budiken ersten Ranges, verkaufen unappetitliche und miserabel zubereitete Speisen, und

auch auf dem Dampfer werden wir noch zu leiden haben, allgemein gesprochen, weil es dort überhaupt keine europäische Verpflegung gibt — wir denken noch mit Schrecken an die Fahrt von Fusan nach Gensan — und im besondern, weil unsere Magenverhältnisse so wie so äußerste Schonung verlangen. Zur Vorsicht decken wir uns noch einigermaßen bei einem französischen Kaufmann mit Konserven ein. Dann lassen wir uns an Bord des japanischen Postdampfers rudern.



Der Hafen von Tschemulpo mit dem Zollamt.

Tschemulpo war ja seinerzeit auch der Schauplatz jener Einleitung zum Kriege, gelegentlich deren die Japaner zwei russische Kriegsschiffe, „Korjetz" und „Warjak", angriffen und zwangen, sich selbst in die Luft zu sprengen. Man ist gegenwärtig eifrig damit beschäftigt, den „Warjak" zu heben, aber bisher ohne Erfolg. Die Angelegenheit, über die wir hier einige Einzelheiten erfahren, war in der Tat nicht sonderlich ehrenvoll für die Japaner. Das Verhalten der Japaner in dieser Sache charakterisiert ihr Bestreben, selbst mit unlauteren Mitteln durchzusetzen, daß die ersten Schläge

des Krieges, auf die es für die von Japan benötigten Anleihen besonders ankam, zugunsten Japans ausfielen. Die beiden russischen Schiffe lagen vor Ausbruch des Krieges im Hafen von Tschemulpo und wurden auch rechtzeitig von Port Arthur telegraphisch benachrichtigt, daß der Ausbruch des Krieges bevorstehe und die Verhandlungen abgebrochen seien. Aber die Kommandanten erhielten die Depeschen nicht, weil die Japaner auf ihren Telegraphenlinien die Depeschen entgegen allem Völkerrecht nicht



„Korjez“ und „Warjak“ im Gefecht (nach japanischem Original).

mehr durchließen, sondern einfach unterschlugen. Nur so konnte es geschehen, daß die beiden der japanischen Flotte gegenüber selbstverständlich machtlosen russischen Schiffe wie aus heiterem Himmel von den Japanern die Aufforderung erhielten, den Hafen zu verlassen, da Kriegszustand herrsche, widrigenfalls die beiden Schiffe von den Japanern im Hafen selbst angegriffen werden würden. Es fragt sich, was geschehen wäre, wenn die russischen Kommandanten dieser Aufforderung nicht nachgekommen wären; im Hafen lagen mehrere Stationsschiffe europäischer Nationen,

und ein Angriff auf ein in einem neutralen Hafen liegendes Schiff wäre nicht allein eine Verletzung der Neutralität des betreffenden Landes, sondern auch eine Verletzung der völkerrechtlichen Anschauungen gewesen. Gleichviel, die Russen kamen der Aufforderung nach, wurden außerhalb des Hafens von dem japanischen Geschwader angegriffen, alsbald gefechtsunfähig gemacht und mußten in den Hafen zurückdampfen, wo sie sich dann selbst in die Luft sprengten.



Ausschiffung japanischer Truppen auf der Reede von Tschemulpo.

Überhaupt hört man hier wieder allerlei vom Krieg; ein japanischer Truppentransport ist angekommen. Der Dampfer liegt im Hafen, damit beschäftigt, die Truppen auszuschiffen. Unter anderm ist auch die Nachricht eingelaufen, daß das Wladiwostok-Geschwader unter Skrydloff erneut aus Wladiwostok ausgelaufen ist und dem Hafen von Gensan einen erneuten Besuch abgestattet hat, bei welcher Gelegenheit es die dortige japanische Niederlassung bombardiert hat. Auch Kriegsanekdoten gibt es hier, 13 Stück auf das Dutzend. Eine der charakteristischsten ist



Commander Hirose sucht seinen Midshipman (japanischer Bilderbogen).

die Geschichte vom Commander Hirose, der seinerzeit eines der Branderschiffe befehligte, die den Hafeneingang von Port Arthur blockieren sollten. Nachdem er sein Schiff angebohrt hatte, verließ er es mitsamt seinen wenigen Getreuen, die das Schiff bis in das Fahrwasser bugsiert hatten, und stieg hinab in den bereitgehaltenen Kahn. Als dieser schon unter dem konzentrierten Feuer der russischen Forts abstoßen wollte, merkte Hirose, daß



Admiral Makaroff auf der Brücke der sinkenden „Petropawlowsk" (japanischer Bilderbogen.)

sein Midshipman fehlte. Dreimal stieg er hinauf auf das schon sinkende Schiff, um den Kameraden zu suchen. Nachdem er nach dem dritten Male erfolglos wiederum in den Kahn gestiegen war, traf ihn eine russische Granate und warf ihn über Bord. Nur ein Teilchen seines Körpers, ein Ohrläppchen, fiel in den Kahn zurück. Es wurde als Reliquie behandelt, nach Tokio gebracht und dort mit vielem Pomp feierlich beigesetzt, während die Vorfahren Hiroses nach japanischer Sitte bis in das zwanzigste Glied

hinein nachträglich geadelt wurden. Zahlreiche japanische Bilderbogen preisen den Ruhm dieses vaterländischen Helden.

Für uns aber fing auch noch einmal eine Zeit des Heldentums an: in zwei Tagen hofften wir wieder in Fusan zu sein, und fünf Tage dauerte es, bis wir glücklich hinkamen. Wir bekamen bald nach der Abfahrt von Tschemulpo Nebel und außerdem hohen Seegang. Dazu kam, daß wir die uns angewiesene Kabine nicht benutzen konnten, denn sie wimmelte von Hunderten von Kakerlaken, die einem über Gesicht und Hände gelaufen wären, wenn die Kojen selbst nicht schon zu eng gewesen wären, als daß Europäer überhaupt darin der Länge oder der Breite nach hätten liegen können. Somit griffen wir wieder zu unserem alten Auskunftsmittel; wir befestigten hinten über dem Steuerkasten unser Moskitonetz, darüber den als Zelt verwendbaren Gummimantel, darüber ein Segel. In dem Zelt selbst schlugen wir unsere Feldbetten auf, und so hatten wir wenigstens ein Plätzchen, wo wir uns aufhalten konnten — bei Tage und bei Nacht. Bis zu dem kleinen nur von Japanern bevölkerten Hafen Kunsan gelangten wir schließlich noch durch mehrere Nebellöcher hindurch. Dann aber ging das Leiden los. Halbe Tage lang mußten wir im Nebel liegen bleiben, dazu ging eine so enorme See, daß selbst uns seegefahrenen Leuten dahinten über dem Ruderkasten angst und bange wurde. An Nahrungszunahme war natürlich nicht zu denken. In einer Nacht wurden wir sehr unsanft vom Kapitän und seinen Flegeln von Offizieren geweckt, als es uns eben gelungen war, einmal einzuschlafen. Das Schiff stoppte, und unser Zelt, unsere Feldbetten — alles flog herunter von dem Ruderkasten, und wir standen in dünner Kleidung auf Deck, umheult von dem Sturm, während die Wogen mit dem großen Schiff spielten, wie mit einem Riesenspielzeug: die Ruderkette war gerissen; das Ruder wurde von den Wellen hin und her geworfen, das Schiff steuerte nicht mehr. Dazu stand ein starker Strom an — wenn die Kette nicht in kürzester Zeit repariert war, trieben wir eventuell auf Land und wurden nun zum Überfluß auch noch schiffbrüchig. Da hätte man etwas von flinker Arbeit sehen können! Im Fluge war alles notwendige Material zur Hand und der Schaden repariert. Wir aber hatten eine heftige Erkältung weg. Als der Dampfer

wieder steuerte, dauerte die Qual an, bis wir schließlich nach vier Tagen in den Hafen von Mokp'ho einliefen, um nach kurzem Aufenthalt weiterzufahren nach Masamp'ho. Die Fahrt ging — der Russen wegen — stets so nahe wie möglich an der Küste entlang und durch enge Schlupfwinkel und Kanäle zwischen den unzähligen Inseln hindurch, die die Schiffahrt hier an sich schon so schwierig machen. Unsere Nahrung unterwegs bildete fast ausschließlich Haferschleimsuppe, die wir uns zur Not kochen



Ein Gefecht unter den Mauern einer nordkoreanischen Stadt (japanischer Bilderbogen).

konnten. Wie atmeten wir auf, als wir uns der Hafeneinfahrt von Fusan näherten! Fast entkräftet stiegen wir an Land, und erfüllt von tiefer Sehnsucht eilten wir sofort in eines jener beiden japanischen, europäisch sein sollenden Restaurants, die uns seinerzeit so entsetzlich erschienen waren. An alles hatten wir uns mittlerweile gewöhnt, an die dünne Bouillon, an das muffige Brot und die ranzige Butter, an den grätigen Schellfisch und das Bohnenöl, an das gegrillte Beefsteak — alles was früher an dieser Stelle darüber Schlechtes gesagt worden ist, wird eiligst zurück-

genommen angesichts des Genusses, den es uns bereitete, hier überhaupt wieder einmal etwas „Europäisches" zu essen zu bekommen.

Nachdem wir so weit wiederhergestellt waren, erschienen wir wieder im koreanischen Zollamte, winkten dem alten kniffligen Japaner schon von weitem mit der Zollquittung über 5 Yen und ersuchten ihn — ihm zum Ärger und uns zur Freude — uns die Anweisung auf die Rückzahlung unserer 5 Yen darauf zu schreiben. Man sieht, auch in Korea heißt es:

„Wat den eenen sien Uhl is, is den annern sien Nachtigall!"

In diesem Sinne sagten wir Korea Lebewohl und bestiegen wieder unsere Galeere, deren Kapitän und flegelhafte Offiziere nun plötzlich von großer Russenfurcht beseelt waren. Erst tief in der Nacht dampften wir ab von Fusan und hinüber über die ominöse Straße von Tsuschima. Das ganze Schiff ist wach, um nach den Russen Ausschau zu halten, die von Wladiwostock aus über Gensan nach dem Süden weitergedampft sind und vor wenigen Tagen mehrere japanische Dampfer angeschossen und einen Truppentransport in den Grund gebohrt haben. Schon beginnt der Morgen sich im Osten bemerkbar zu machen. Da gerät die Schiffsbesatzung in Aufregung. Wir liegen wieder hinten über dem Ruderkasten und beobachten, wie hinter uns her Lichter angeschossen kommen, die sich mit unglaublicher Geschwindigkeit nähern; wir erwarten, daß innerhalb der nächsten fünf Minuten ein russischer Torpedo auf uns lanciert wird. Aber als die beiden — japanischen Torpedobootjäger dicht an uns herangekommen sind, schwenken sie, der eine rechts, der andere links, schnell ab und verschwinden so hurtig, wie sie gekommen sind, in der umgekehrten Richtung wieder, nachdem sie sich überzeugt haben, daß wir noch nicht das Skrydloff-Geschwader oder die große europäische russische Flotte sind, der diese Gewässer dann später zum Grab werden sollten.

Nun schwammen wir wieder in der friedlichen Inlandsee und gelangten auch friedlich wieder in unser Heim in Kanagawa, wo wir alles unversehrt wieder vorfanden. Leider hatte sich mein Leiden in der Zwischenzeit wieder verschlimmert, dazu waren Geschwülste getreten, so daß nunmehr endgültig beschlossen wurde, mit dem nächsten fälligen deutschen Postdampfer wieder nach

Hause zu reisen. Daran konnte nun auch nichts mehr die Tatsache ändern, daß ich etwa acht Tage vor unserer Abreise eine Mitteilung vom Armeestabe erhielt, ich möchte zu einer Konferenz nach Tokio kommen, da meine Abreise zur Armee auf den 23. Juli festgesetzt worden sei — das Schicksal wählte denselben Tag, an dem auch unser Postdampfer Yokohama verließ.

Am Tage unserer Abreise selbst standen wir auf dem schönen deutschen Postdampfer „Prinzregent Luitpold" an der Reeling. Unser verehrter Freund Mischke hatte uns an Bord gebracht. Er erzählte uns, der letzte Transport Kriegskorrespondenten sei heute in der Tat abgereist — in den Krieg. Er winkte uns noch von unten, vom Landungssteg aus, den Abschiedsgruß nach, als das schwarze Seeungetüm sich langsam vom Lande loslöste. Wir aber schmiegten uns eng aneinander, und unsere Gedanken reisten gemeinsam uns voraus — in die Heimat — in den Frieden!



Fig. 101.
Koreanische Widmungsblätter.

Zwölftes Kapitel.

Kurze Geschichte der „Unabhängigkeit" Koreas.



Fig. 102. Teetöpfe.

Die Zeit, seit der die drei ostasiatischen Kulturstaaten China, Japan und Korea zur Außenwelt, insonderheit zu den Staaten westlicher Kultur, in einem staatsrechtlichen Verhältnis stehen, beginnt für alle drei Länder eigentlich erst mit dem Augenblick, da sie sich dem Fremdhandel erschließen durch den Abschluß von Handelsverträgen. Während aber bezüglich Chinas und Japans für die die Handelsverträge heischenden Fremden von vornherein kein Zweifel bestand, daß man es mit unabhängigen, souveränen Ländern zu tun hatte, ist das bei Korea nicht von vornherein der Fall gewesen. Vertragsmäßig ist die Unabhängigkeit Koreas durch gegenseitig souveräne Staaten zum ersten Male anerkannt worden im Friedensschluß von Shimonoseki, der am 8. Mai 1895 in Tschifu ratifiziert wurde. Es wirkt geradezu komisch, wenn man gleich darauf sagen muß, daß Korea „theoretisch" auch „heute noch", d. h. nach elf Jahren seiner Unabhängigkeit, wirklich noch ein staatsrechtlich unabhängiger Staat ist; indessen ist das Tatsache, und schon aus diesem eigenartigen Anlaß empfiehlt es sich, den Werdegang dieser „Unabhängigkeit" von seiner Entstehung an bis heute einmal kurz zu verfolgen. Auch empfiehlt sich diese Betrachtung noch zu dem besonderen Zweck, einen Standpunkt zu gewinnen zu der Stellungnahme, die bei der Gestaltung des weiteren Verhältnisses speziell zwischen Korea und Fremdstaaten in der Zukunft für diese maßgebend sein darf oder muß. Die Neugestaltung der Dinge in Korea ist auch schon in der kurzen Spanne Zeit,

die zwischen meinem dortigen Aufenthalt und der Gegenwart liegt, so rapid und in so eigenartigen Bahnen vor sich gegangen, daß von einer Klärung der Verhältnisse bis zum heutigen Tage noch keine Rede sein kann. Das einzige, was an der ganzen Entwicklung klar ist, ist die Tatsache, daß Japan es verstanden hat, mit Hilfe einer der ungeheuerlichsten, in der Weltgeschichte vorgekommenen konventionellen Lügen die europäischen Staaten davon abzuhalten, ihre Interessen an Korea geltendzumachen, die um keinen Deut schlechter begründet sind, als ihre Interessen an China, und es Japan zu gestatten, unter dem Deckmantel jener konventionellen Lüge in Korea zu schalten und walten, wie es ihm beliebt. Diese selbst aber lautet schlechthin: „Eintreten für die — Unabhängigkeit Koreas." Wir wollen zusehen, wie es um diese Unabhängigkeit bestellt ist.

Erster Abschnitt.

Bis zum Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges.

Die ältere Geschichte Koreas weiß zu erzählen von zahllosen Bürgerkriegen und von einer ganzen Reihe von Eroberungszügen, die zum Teil gelegentlich solcher inneren Verwicklungen von freundwilligen Nachbarn unternommen wurden. Sowohl Japaner wie Chinesen suchten aus den inneren Zwistigkeiten Koreas ihren Vorteil zu ziehen. Äußerlich kam der Erfolg dieser Bestrebungen darin zum Ausdruck, daß die Koreaner nach beiden Seiten hin sich zu einer Art Suzeränität verstanden, die konsequent allerdings nur China gegenüber durchgeführt worden ist. Die nach der Expedition der Japaner unter Hideyoshi in bestimmten Zwischenräumen von den Koreanern nach Japan geschickten Gesandtschaften wurden von den Japanern selbst schließlich abgesagt. Die koreanischen Gesandtschaften gingen dann noch eine Zeitlang an den Fürsten von Tsuschima, den Herren jener großen Insel in der Koreastraße, und schliefen wohl mit der Zeit ganz ein. Äußerlich aufrecht erhalten wurde, wie gesagt, nur das Suzeränitätsverhältnis zu China. Regelmäßig gingen koreanische Gesandtschaften nach Peking, und von Peking aus wurden Gesandt-

schaften nach Soul geschickt, die unter anderem den Kalender überbrachten, dessen Annahme nach alter, ostasiatischer Sitte als Anerkennung der Oberhoheit gilt. Eine faktische Herrschaft haben die Chinesen über diese formell aufrechterhaltene Suzeränität hinaus in Korea wohl nicht ausgeübt. Die japanischen Ansprüche wurden erst zu Beginn der Regierung des jetzigen Mikados wieder geltendgemacht in einer ganz unvermittelten Forderung an Korea, die Karten des Landes an Japan einzusenden, eine Forderung, die man an tributpflichtige Länder stellt, die aber mit Hohn von den Koreanern zurückgewiesen wurde. Es ist nicht nötig, hier näher einzugehen auf die mehrfachen Reibereien, die in dieser Epoche stattfanden zwischen Korea und einigen Fremdmächten. Interessant an einem durch französische Missionen in Korea herbeigeführten Zwischenfall zwischen diesem und Frankreich ist hier nur eine Tatsache, die sich auf das Verhältnis Chinas zu Korea bezieht. China verfolgte nämlich das Prinzip, im allgemeinen den fremden Mächten gegenüber stets den Grundsatz zu vertreten, daß Korea ein China tributpflichtiger Staat sei, beging aber den Fehler, in Fällen, in denen Verwicklungen sich herausstellten zwischen tributären Staaten und Fremdmächten, zu schwanken, indem es, je nachdem es ihm in den Kram paßte, entweder jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten tributärer Staaten ablehnte oder aber als ihr Beschützer auftrat. In diesem Falle tat China das erstere; nach Herrn von Brandt „der erste verhängnisvolle Schritt", der in seinen weiteren Folgen, besonders was die Unklarheit der Stellung Chinas Korea gegenüber betrifft, schließlich zu dem Kriege mit Japan, dem Verlust des militärischen Prestiges Chinas und damit zu der weiteren folgenschweren Entwicklung der koreanischen Angelegenheiten geführt hat. Diese unklare Stellung, die China Korea gegenüber einnahm, machte sich nun Japan zunutze, als im Jahre 1875 ein koreanisch-japanischer Zwischenfall zu Verwicklungen zwischen ihm und Korea führte. Es waren Matrosen eines japanischen Kriegsschiffes, die bei Kang wa landeten, von den Koreanern angegriffen worden. Der Zwischenfall führte indessen nicht zu einem Kriege, sondern zu einem Vertrage. Vor Abschluß des Vertrages aber schickte Japan einen Gesandten nach Peking, um sich über die Stellung

Chinas zu Korea zu vergewissern. Auch bei dieser Gelegenheit wieder lehnte China jede Verantwortung für die Vorgänge in Korea ab, eine Tatsache, die die Japaner nur feststellen wollten, damit sie, darauf fußend, Korea aus der chinesischen Umarmung gänzlich befreien und dann mit ihm allein desto bequemer fertig werden könnten. In der Tat wurde auch — ohne Zutun Chinas — am 27. Februar 1876 ein Vertrag zwischen Japan und Korea unterzeichnet, durch den Fusan sofort, Gensan im Mai 1880 und Tschemulpo Ende 1880 für den japanischen Handel eröffnet, japanische Konsuln und Kaufleute in den Vertragshäfen und ein japanischer diplomatischer Vertreter in Soul zugelassen wurde. Gleich in diesen ersten Handelsvertrag mit Korea wurde ein Artikel aufgenommen, demzufolge Korea von Japan als unabhängige Macht anerkannt wird. Indessen war dieser Vertrag noch nicht der Keil, der zur Eröffnung Koreas für den Fremdhandel im allgemeinen führen sollte, vielmehr bestand nach den Eindrücken von Zeitgenossen auf seiten beider vertragschließenden Staaten die Absicht, möglichst andere Staaten und Kaufleute aus Korea fernzuhalten. Die Eröffnung Koreas für den Fremdhandel fand ihren Anlaß vielmehr in dem Vorgehen Chinas, das zu spät die Fehler einsah, die es durch die Unterlassung einer konsequenten Betonung seiner Souveränität über Korea begangen hatte, und nun glaubte, es würde durch die Interessierung der Fremdmächte an Korea die japanischen Erfolge ausgleichen können. Der Träger dieser Politik war Li hung tschang, der darin auch insofern ziemlich selbständig vorgehen konnte, als er als Gouverneur der Nordprovinzen allein zuständig war für die Ordnung der Verhältnisse in den angrenzenden Tributärstaaten, darunter Korea. Als die ungefährlichste, am wenigsten agressive Handelsmacht erschienen ihm die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Bei dem so herbeigeführten Abschluß des koreanisch-amerikanischen Handelsvertrages wurde nun um so ängstlicher die Form in der Weise gewahrt, daß der Abschluß des Vertrages stattfand unter ausdrücklicher Wahrung der Souveränitätsrechte Chinas über Korea. Der amerikanische Bevollmächtigte begab sich, nachdem er mit Li hung tschang die Grundzüge des mit Korea zu schließenden Handelsvertrages festgesetzt hatte, in Begleitung eines chinesischen Bevollmächtigten

und chinesischer Kriegsschiffe auf einer amerikanischen Korvette nach Tschemulpo, in dessen Nähe nach kurzer Verhandlung am 22. Mai 1880 dann der koreanisch-amerikanische Handelsvertrag abgeschlossen wurde, der erste Vertrag Koreas mit einer fremden Macht, der Korea für den Fremdhandel erstmalig vollständig eröffnete. Vor Beginn der Verhandlungen noch gaben die koreanischen Bevollmächtigten die schriftliche Erklärung ab, daß durch den Abschluß dieses Vertrages nichts in den alten Beziehungen Koreas zu China geändert werde. Bereits am 30. Mai erfolgte der vorläufige Abschluß eines englischen Vertrages, der mit dem amerikanischen gleichlautend war, und am 30. Juni des gleichen Jahres unterzeichnete der damalige deutsche Gesandte in China, Herr von Brandt, mit koreanischen Bevollmächtigten, ebenfalls nach vorheriger Verständigung mit der chinesischen Regierung, einen deutsch-koreanischen Handelsvertrag, bei dem aber ebenfalls die Chinesen sich ausdrücklich vorbehalten hatten, daß die vertragschließenden Koreaner von einem chinesischen Beamten assistiert würden. Dieser Vertrag wich insofern von den beiden vorhergegangenen ab, als in ihn die Bestimmung aufgenommen wurde, daß Deutschland und Deutsche von dem Augenblicke der Unterzeichnung des Vertrages an, ohne auf seine Ratifikation durch die Regierung warten zu müssen, alle Vorteile des Vertrages genießen sollten, eine Bestimmung, die sich insofern als außerordentlich wichtig erwies, als der Vertrag schließlich auf Wunsch der englischen Regierung seitens Deutschlands nicht ratifiziert wurde, und die Ratifikationen eines neuen, im Winter 1883 abgeschlossenen Handelsvertrages erst im Jahre 1884 ausgetauscht wurden. Als unmittelbare Folge des Abschlusses dieses Vertrages ergab sich indessen der Ausbruch einer fremdenfeindlichen Bewegung in Korea, die im Hochsommer 1882 zu einem Aufstande in Korea führte, der sich vor allen Dingen auch gegen die Japaner richtete. Der koreanische Hof beeilte sich nach Unterdrückung des Aufstandes, den Japanern jede gewünschte Genugtuung zu gewähren und erklärte sich auch mit der Errichtung einer Schutzwache auf der japanischen Gesandtschaft einverstanden. Die wirkliche Unterdrückung des Aufstandes indessen erfolgte durch das ganz un-

gewöhnlich schnelle und energische Eingreifen Chinas, dem es gelang, sich des Führers der Revolution, des abgedankten Vaters des gegenwärtigen Kaisers von Korea, des Tai wen kun, zu bemächtigen. Auch hielt es Li hung tschang für an der Zeit, das althergebrachte Verhältnis Koreas zu China angesichts der Entwicklung der Dinge auf eine neue vertragliche Basis zu stellen. Zu diesem Zwecke wurden zwischen Li hung tschang und der koreanischen Regierung zwei Abkommen geschlossen, von denen das erste vom September 1882 sich mit dem Seeverkehr und der Stellung der beiderseitigen Untertanen in beiden Ländern beschäftigte, während das zweite vom März 1883 sich auf den Landverkehr bezog. In beiden Schriftstücken wurde ausdrücklich festgestellt, daß die alten politischen Beziehungen zwischen China und Korea durch die neuen kommerziellen Abmachungen unberührt seien, und man bemühte sich, in diesem Vertrage jede Möglichkeit fernzuhalten, daß dritte Mächte für sich die Vorteile in Anspruch nehmen könnten, die die Vertragsschließenden sich untereinander zugestanden. Eine wichtige Vertragsbestimmung war auch die, daß Li hung tschang sich das ausdrückliche Recht zur Ernennung von Handelskommissaren in den geöffneten Häfen Koreas zugestehen ließ. Neue Verwicklungen brachten eine Verschwörung fremdenfeindlicher Natur, die Angehörige der kaiserlichen Familie bedrohte, und in deren Verlauf der japanische Gesandte aufgefordert wurde, mit seiner Schutzwache den Schutz des Palastes zu übernehmen, die indessen, man weiß nicht, ob mit oder ohne Kampf, ihre Stellung räumten, als chinesische Truppen vor dem Palast erschienen, und deren Kommandant Zutritt zum Könige verlangte. Jedenfalls sah sich der japanische Gesandte gezwungen, Soul zu verlassen und sich mit seiner Schutztruppe nach Tschemulpo zurückzuziehen. Die Chinesen stellten dann in Soul die Ruhe wieder her; aber auch die Japaner unterließen nicht, Repressalien gegen Korea zu unternehmen. Sie sandten eine Flotte nach Tschemulpo, und die koreanische Regierung sah sich insonderheit durch den Rat der chinesischen veranlaßt, die an sie gerichteten Forderungen zu erfüllen. Dieser Exodos der Japaner führte nun des weiteren zu diplomatischen Verhandlungen zwischen China und Japan, in

deren Verlauf am 18. April 1885 ein Abkommen[1] getroffen wurde, durch das beide Mächte sich verpflichteten, ihre in Korea befindlichen Truppen zurückzuziehen und für den Fall, daß sie durch die Verhältnisse genötigt werden sollten, wieder Truppen dahinzusenden, dem anderen Kontrahenten sofort davon Mitteilung zu machen, dem es dann freistehen sollte, dasselbe zu tun. Dieser Vertrag bildet nun die rechtliche Grundlage, aus der die Japaner im Laufe der neueren Entwicklung ihrer Beziehungen zu Korea das Recht auf eine besonders bevorzugte Stellung herleiteten. Als Charakteristikum teilt übrigens Herr von Brandt, dessen Darstellung ich auch hier wieder folge, die Tatsache mit, daß die chinesische Regierung als solche, als er den Ministern im Tsungli yamen von dieser Konvention sprach, die bestimmt sein sollte, Japan den Vorwand zum Kriege von 1894 zu geben, erklärte, daß die chinesische Regierung nichts von dem Abkommen wisse, da die Sache ausschließlich Li hung tschang anginge. Diese Auffassung ist nur eine Konsequenz der vorhin schon erwähnten, wo-

[1] Die Hauptbestimmungen dieses Vertrages vom 18. April 1885, der in Tientsin abgeschlossen wurde, waren folgende:

„Es ist hiermit vereinbart, daß China seine Truppen, die sich dort (in Soul) zum Schutze seiner Gesandtschaft befinden, zurückziehen soll. Der Zeitraum, in welchem dieses zu erfolgen hat, soll vier Monate betragen, nachdem dieser Vertrag unterzeichnet und untersiegelt ist; innerhalb dieser Zeit soll jede Macht die Zurückziehung ihrer Truppen vollenden, um alle Verwicklungen zwischen den beiden Mächten wirksam zu vermeiden.

Die beiden Mächte kommen gegenseitig dahin überein, daß der König von Korea aufgefordert wird, seine bewaffnete Macht genügend auszubilden, um später die öffentliche Sicherheit des Landes aufrechtzuerhalten, und einen oder mehrere Offiziere eines dritten Staates in seine Dienste zu nehmen, die mit der Ausbildung der erwähnten Macht betraut werden sollen. Die beiden Mächte verpflichten sich ebenfalls, eine der anderen gegenüber, von nun an keinen ihrer Offiziere nach Korea zu entsenden, um dort den erwähnten Unterricht zu erteilen.

Im Falle, daß Unruhen ernster Art in Korea vorkommen sollten, die es für beide Mächte oder eine derselben notwendig machen, Truppen nach Korea zu entsenden, so wird hiermit vereinbart, daß eine der anderen eine vorherige schriftliche Mitteilung, dies zu tun, zugehen lassen soll, und daß sie ihre Truppen zurückziehen und dort nicht länger stehen lassen sollen, nachdem die Angelegenheit beigelegt ist."

nach die Zentralregierung die Verantwortlichkeit für den Verkehr mit den tributpflichtigen Ländern ausschließlich den Generalgouverneuren der angrenzenden Provinzen überließ. Als weiteres Charakteristikum möchte ich bei dieser Gelegenheit gleich noch anfügen, daß auch später, als während des chinesisch-japanischen Krieges ein Teil des chinesischen Nan yang-Geschwaders in die Hände der Japaner fiel, der Vizekönig der mittleren chinesischen Provinzen eine entrüstete Note an die japanische Regierung erließ, in der er sich darüber beschwerte, daß die Japaner sich an „seiner" Flotte vergriffen hätten, da der Krieg doch überhaupt nicht ihn, sondern nur Li hung tschang etwas anginge.

Die folgenden neun Jahre stehen nun unter dem Zeichen eines fortwährenden Zurückdrängens des chinesischen Einflusses in Korea durch den japanischen. Es ist charakteristisch, daß Japan in seiner Koreapolitik China gegenüber stets der angreifende Teil gewesen ist. Insonderheit spielten die diplomatischen Vertreter Japans in Korea in dieser Zeit eine sehr zweifelhafte Rolle, indem sie mit größter Rücksichtslosigkeit die trüben inneren Verhältnisse des Landes ausnützten zur Bildung einer japanischen Partei, und auch sonst in jeder Beziehung auf einen Bruch mit Korea sowohl wie mit China hinarbeiteten, um Veranlassung zu gewinnen zu einem selbständigen Eingreifen in die koreanischen Verhältnisse. Erst der Aufstand der Tong haks, einer religiösen Sekte, der im Jahre 1894 ausbrach, gab diese erwünschte Veranlassung. Er veranlaßte das militärische Eingreifen der Japaner mit einem weit über das Notwendige hinausgehenden Aufgebot militärischer Machtentfaltung und den natürlichen Protest Chinas gegen die Besetzung Koreas durch japanische Truppen. Als dieser Protest unberücksichtigt blieb, ließ dann China auf Grund des Vertrages von 1885 ebenfalls seine Truppen in Nordkorea einrücken. Auch damals war es Japan, das ohne vorherige Kriegserklärung ein chinesisches Geschwader, das mit Verstärkungen unterwegs war, angriff und zerstörte. Auf die Einzelheiten des nun folgenden chinesisch-japanischen Krieges braucht an dieser Stelle nicht eingegangen zu werden. Die durch ihn geschaffene neue politische Situation ist kodifiziert im Frieden von Shimonoseki,

dessen erste auf Korea bezügliche Vertragsbestimmung lautet: „China erkennt endgültig die volle Unabhängigkeit und Autonomie Koreas an."

Zweiter Abschnitt.

Vom Frieden von Shimonoseki bis zum russisch-japanischen Konflikt.

Es ist bekannt, daß die Friedensbedingungen, die am 17. April 1895 in Shimonoseki protokolliert wurden, nicht in dieser Form Wirklichkeit wurden. In diesen Bedingungen war der südliche Teil der Provinz Föntien (Scheng king) von der Mündung des Yalu bis zu der des Liao ho, also die sogenannte Liaotung-Halbinsel, von den Chinesen an Japan abgetreten worden. Gegen diese Abtretung wurde seitens dreier europäischer Mächte protestiert. Gewöhnlich wird diese Intervention so dargestellt, als ob Rußland die Initiative dazu ergriffen hätte und von Deutschland und Frankreich nur diplomatisch unterstützt worden wäre. Auch findet man auf seiten der deutschen Presse vielfach das Bestreben, einen Teil der Verantwortung für diesen Schritt von den deutschen Schultern auf die russischen hinüber zu wälzen, umsomehr, seitdem sich herausgestellt hat, daß infolge der Beteiligung Deutschlands an dieser Intervention ein großer Teil der japanischen Sympathien für Deutschland verloren gegangen sind, ein Umstand, der sich angeblich in der Stimmung der japanischen Handelswelt gegenüber der deutschen besonders bemerkbar gemacht haben soll. Irgendwie erwiesen ist diese Behauptung nicht. Auch ist es schlechterdings nicht angängig, die Verantwortung für Dinge, die geschehen sind, abzuwälzen. Das Bestreben, dieses zu tun, ist allerdings sehr dadurch erleichtert worden, daß Rußland späterhin sehr bald sich die Situation zunutze machte, so daß es scheinen konnte, als hätte es sich hier um einen deutschen Freundschaftsdienst gegenüber Rußland gehandelt. Die Vorgänge dürften vielmehr folgendermaßen sich abgespielt haben.

Nachdem jahrzehntelang die ostasiatische Politik unter dem Gegensatz England-Rußland gestanden hatte, war auf seiten der ausschließlich kommerziell an China interessierten Mächte der

berechtigte Wunsch durchgedrungen, eine Ständigkeit in die chinesischen Verhältnisse hineinzubringen durch die Proklamation der Politik der offenen Tür, deren Voraussetzung war die Erhaltung der Integrität des chinesischen Reiches, wenigstens so weit dieses auf dem asiatischen Kontinent liegt. Die endgültige Abtretung der Liaotung-Halbinsel an Japan hätte dieses Prinzip der Integrität durchbrochen. Somit war es Deutschland, das die Anregung gab zu einer internationalen Intervention, deren ausschließlicher Zweck der war, Japan zur Teilnahme an dieser Politik der offenen Tür zu veranlassen. Diese Intervention bedeutete nun insofern keinen vollen Erfolg, als es nicht gelang, die amerikanische Union und England zur Teilnahme daran zu veranlassen. Bezüglich der Union darf diese Stellungnahme nicht wunder nehmen, da diese stets grundsätzlich eine Einmischung in die inneren Verhältnisse Chinas abgelehnt und diesen Standpunkt auch während der chinesischen Wirren 1900/01 aufrecht erhalten hat. Die Teilnahme amerikanischer Truppen am Entsatz von Tientsin kann nicht als ein Durchbruch dieses Prinzips angesehen werden, da die Amerikaner stets den Standpunkt vertreten haben, daß diese Teilnahme ausschließlich zum Schutze der in Tientsin eingeschlossenen Angehörigen der weißen Rasse geschehen ist. Bedenklicher dagegen war die Stellungnahme Englands, das nach längerer Unentschlossenheit sich dafür entschied, die Teilnahme an dem internationalen Vorgehen abzulehnen, trotzdem gerade dieses Land sich als den besonderen Schützer der Integrität Chinas aufzuspielen pflegte. Auf der anderen Seite tat es aber auch nicht das Geringste, um Japan den schließlich übrig bleibenden Mächten Deutschland, Rußland und Frankreich gegenüber diplomatisch beizuspringen. Es darf nun weder wunder nehmen, noch darf Deutschland dafür verantwortlich gemacht werden, daß Rußland die Situation benutzte, indem es seinerseits durch Ansammlung von Kriegsschiffen in Nagasaki schon während der Verhandlungen mit Japan wegen der Verzichtes auf Liaotung eine demonstrative Haltung einnahm, um aus der neu geschaffenen Situation in bekannter und stets in seiner chinesischen Politik geübter Weise ausschließlich für seine Privatzwecke Vorteile zu ziehen. Also nicht zu Beginn jener Verhandlungen, sondern erst während dieser

und nach ihrem Abschluß rückte Rußland bei dem deutsch-russisch-französischen Vorgehen, das an sich keinen unfreundlichen Akt gegen Japan, nun gar nach zugunsten Rußlands bedeuten sollte, in die vorderste Reihe. Man darf es allerdings den Japanern nicht übelnehmen, wenn sie angesichts dieser Verhältnisse und besonders angesichts des ihnen folgenden Vorgehens Rußlands in der Mandschurei, das ebensowenig jemals von Deutschland gebilligt worden ist, wie ihm seitens Deutschlands etwa absichtlich Vorschub geleistet worden wäre, Deutschland als Helfershelfer Rußlands mit verantwortlich machten. Die Zusammenhänge sind ja selbst in Europa so ungenau bekannt geworden, daß auch bei uns vielfach die Auffassung herrscht, Deutschland hätte mit seinem Einspruch in den Frieden von Shimonoseki ausschließlich die Festsetzung Rußlands in der Mandschurei vorbereiten wollen.

Übrigens hatte inzwischen England den Japanern bereits einen Dienst geleistet, der leider in hohem Maße dazu beitragen sollte, das europäische Prestige in Japan und ganz Ostasien erheblich zu untergraben; es hatte nämlich bereits am 27. August 1894 mit Japan einen neuen Handelsvertrag geschlossen, der Japan erhöhte Zollsätze zubilligte und gleichzeitig die Aufhebung der Exterritorialität der Fremden im Lande herbeiführte, die dadurch, zunächst soweit sie englische Untertanen waren, der Gerichtsbarkeit des Landes unterstellt wurden. Die Vorteile, die ihnen dieser Vertrag statt dessen brachte, waren insofern zweifelhafter Natur, als zwar der Paßzwang für Reisende im Innern des Landes aufgehoben, und das ganze Land als solches für den Fremdhandel freigegeben, aber die Schaffung der dazu unbedingt notwendigen Grundlage versehen wurde, nämlich der Gewinn des Rechts für Fremde, Grundbesitz zu erwerben. Noch bis zum heutigen Tage — und das dürfte sehr wenigen unserer Japanschwärmer bekannt sein — ist es in diesem Kulturlande den Fremden als Person nicht gestattet, Grundbesitz zu erwerben, ein Hemmschuh für jede intensive und selbständige Betätigung fremden Kapitals. Daher sahen sich infolge dieses Vorgehens Englands auch die anderen Mächte genötigt, den gleichen Weg zu wandern, ein Vorgehen, das im besonderen Maße dazu beigetragen hat, daß die Entwicklung Japans so beängstigend schnell

vor sich gehen und den europäischen Mächten so über den Kopf wachsen konnte, wie es geschehen ist.

Wie stellte sich nun aber das auf diese Weise mit einem enormen Plus von Ansehen und Macht aus dem chinesisch-japanischen Kriege hervorgegangene Japan zu Korea, dessen Unabhängigkeit soeben erst emphatisch zu Beginn und während des japanisch-chinesischen Krieges seitens Japans betont worden war? Zunächst wurde, damit in dem Puppenspiel der Bajazzoschnack nicht fehlen sollte, der König von Korea veranlaßt, am 8. Januar 1895 die Unabhängigkeit seines Reiches von China in feierlicher Weise zu erklären. Aber den Japanern ging die Einführung von Reformen in Korea, die der König diesen in feierlicher Weise versprochen hatte, nicht schnell genug. Zwar wurde ein sogenanntes Reformministerium eingesetzt, und es wurde auch begonnen mit der Schaffung einer europäisch ausgebildeten Armee; aber die Reformmaßnahmen des Königs stießen auf erheblichen Widerstand bei der Bevölkerung des Landes, die durchaus jeder Einmischung in die inneren Verhältnisse Koreas durch die Japaner, die gleich von vornherein das Recht darauf in der robustesten und taktlosesten Weise trotz der soeben erklärten Unabhängigkeit Koreas beanspruchten und geltend machten, abhold war. Das Jahr 1895 machte Soul zu dem Schauplatz der wildesten japanischen und antijapanischen Intrigen, für die die Verantwortung in erster Linie zu wälzen ist auf den japanischen Gesandten, Generalleutnant Vicomte Miyura. Die auf Betreiben der Königin beschlossene Auflösung der auf japanische Veranlassung hin geschaffenen, auf moderne Weise auszubildenden drei Bataillone führte zur Revolution, bei der die Japaner die Kulissenschieber waren. Am 8. Oktober 1895 wurde die Königin im Palast von einer bewaffneten Bande überfallen und ermordet. Vicomte Miyura wurde öffentlich der Mitwisserschaft geziehen, und es begann eine Bewegung zugunsten Rußlands, dessen Flotte in diesem Winter in der damals ja noch chinesischen Kiautschoubucht überwinterte. Nach mehrfachen Palastrevolutionen, in denen teils die japanische, teils die schnell entstandene russische Partei das Übergewicht gewann, landeten angeblich zum Schutze der russischen Gesandtschaft am 11. Februar 1896 vom russischen Kriegsschiff „Admiral

Korniloff“ 200 Mann Marinetruppen. Man weiß es nicht, ob sie auf Veranlassung des Königs oder selbständig erschienen. Jedenfalls gewann damit die russische Partei am Hofe die Überhand, und als die japanische Partei zu einer erneuten Palastrevolution schritt, flüchtete sich der König in die russische Gesandtschaft, und Rußland ging nun dazu über, die nach europäischem Muster auszubildende Armee unter die Führung von russischen Instrukteuren zu stellen. Zur Vermeidung eines Zusammenstoßes trafen Rußland und Japan am 28. Mai ein Abkommen, wonach beide Teile sich bereit erklärten, den König des unabhängig bleibenden Korea zum Zwecke der dauernden Sicherung der Ordnung zu unterstützen. Noch dachte Rußland damals nicht daran, daß ihm Japan ein so gefährlicher Gegner werden könnte. Vielmehr hätte es vielleicht nicht einmal diesen Vertrag mit Japan geschlossen, wenn es nicht durch seinen Wortlaut England hätte die Gelegenheit nehmen wollen, den russisch-japanischen Streit bezüglich Koreas zur Veranlassung von Weiterungen zu nehmen. Japan dagegen war in seiner Aktionsfreiheit bezüglich Koreas wohl in erster Linie dadurch etwas lahm gelegt, daß es sich durch die japanische Beteiligung an der Ermordung der Königin von Korea arg kompromittiert vorkam. Die japanische Regierung berief sofort sämtliche während des Attentates in Soul bediensteten Beamten, nach Rein 44 Zivil- und 8 Militärpersonen, mit Einschluß des Gesandten nach Japan zurück, ließ sie bei ihrer Landung in Ujina gefangen nehmen und ihnen wegen Mord und Beihülfe dazu, sowie wegen Störung des öffentlichen Friedens den Prozeß machen. Daß die Angeschuldigten in diesem mangels von Beweisen freigesprochen wurden, konnte den schlechten Eindruck, den Japans Auftreten in Korea machte, und für dessen Unabhängigkeit es angeblich soeben noch einen großen Krieg geführt hatte, nicht verwischen. Das Auftreten Rußlands auf dem koreanischen Interessenschauplatz kam für Japan zweifellos überraschend. Es hatte einen schlechten Tausch gemacht. An die Stelle des schwerfälligen Kolosses des chinesischen Reiches, das noch eben seine militärische Unfähigkeit zur Genüge gezeigt hatte, war ein anderer, aber gefährlicherer Koloß getreten, Rußland, dessen ostasiatische Politik der letzten 40 Jahre eine rapide und

durchaus erfolgreich durchgeführte Expansion vom äußersten Ostzipfel des Reiches nach Süden hin in der Richtung auf den eisfreien Hafen gezeitigt hatte. Immerhin erkannten die Einzelheiten des schon erwähnten, am 24. Februar 1897 geschlossenen russisch-japanischen Abkommens eine gewisse Stellung Japans in Korea an. Die Vertragsverhandlungen wurden in Soul eingeleitet und in Moskau zu Ende geführt. Zunächst kam ein sogenanntes Memorandum zustande, das nach der „Japan Weekley Mail" vom 6. März 1897 folgenden Wortlaut hat:

„Die Vertreter Japans und Rußlands in Soul sind nach Beratung auf Grund gleichlautender Weisungen ihrer beiderseitigen Regierungen über das folgende Abkommen übereingekommen.

1. Obgleich die Rückkehr des Königs von Korea nach seinem Palaste seinem eigenen freien Willen überlassen bleiben muß, so werden doch die Vertreter der beiden Mächte, falls sie der Ansicht sein sollten, daß trotz solcher Rückkehr keine Befürchtung für Sr. Majestät Sicherheit bestehen würde, dem Könige raten, nach seinem Palaste zurückzukehren.

Zugleich wird sich der japanische Vertreter verpflichten, strenge Maßregeln zu ergreifen, um die japanischen Soshi unter Kontrolle zu halten.

2. Die Minister des augenblicklich am Ruder befindlichen Kabinetts sind aus Sr. Majestät eigner Wahl hervorgegangen. Die meisten von ihnen haben während der zwei Jahre Minister- oder andere hervorragende Posten eingenommen und sind als Männer von liberalen und gemäßigten Ansichten bekannt. Die Vertreter der beiden Mächte werden es stets als ihre Aufgabe betrachten, dem König zu raten, Männer von liberalen und gemäßigten Gesinnungen zu ernennen und das Volk mit Großmut zu behandeln.

3. Der russische Vertreter ist derselben Ansicht wie der japanische Vertreter in den folgenden Punkten:

Unter den jetzigen Verhältnissen in Korea ist es notwendig, um die japanischen Telegraphenlinien zwischen Fusan

und Soul zu schützen, daß japanische Wachen an bestimmten Punkten stationiert werden. Aber die jetzt aus drei Kompanien bestehenden Telegraphenwachen sollen so ruhig wie möglich zurückgezogen und Gendarmen an ihrer Stelle verwendet werden: 50 in Taiku, 50 in Kaheung und 10 auf jeder der 10 Stationen zwischen Fusan und Soul. Diese Art der Verteilung kann modifiziert werden, aber die Gesamtzahl der Gendarmen soll nicht mehr als 200 betragen. Außerdem sollen diese Gendarmen allmählich zurückgezogen werden von den Stellen, an denen die Ruhe wiederhergestellt worden ist.

4. Um die japanischen Niederlassungen in Soul und den Vertragshäfen gegen die Gefahr eines Angriffes durch die Koreaner zu schützen und für ihre Sicherheit zu sorgen, können zwei Kompanien japanischer Truppen in Soul und je eine in Fusan und Gensan stationiert werden. Die Stärke einer Kompanie darf nicht über 200 Mann betragen. Die Truppen sollen in der Nähe jeder Niederlassung untergebracht werden und sollen zurückgezogen werden, sobald die Gefahr eines Angriffes vorüber ist. Um die russische Gesandtschaft und Konsulate zu schützen, kann die russische Regierung Wachen nach den erwähnten Plätzen legen, deren Stärke die Zahl der japanischen Truppen nicht übersteigen soll. Diese Wachen sollen zurückgezogen werden, sowie die Ruhe im Innern Koreas wiederhergestellt ist.

So geschehen zu Soul am 14. Mai 1896.

gez. Komura Jnutaro.
gez. Waeber."

Der eigentliche Vertrag von Moskau lautet nach derselben Quelle, wie folgt:

„Marschall Marquis Yamagata, Außerordentlicher Botschafter Sr. Majestät des Kaisers von Japan, und Prinz Lobanoff, Minister der äußeren Angelegenheiten von Rußland, haben, nachdem sie ihre Ideen über die Zustände in Korea ausgetauscht, beschlossen, das nachstehende Abkommen abzuschließen:

I. Mit der Absicht, den finanziellen Schwierigkeiten Koreas abzuhelfen, werden die Regierungen von Japan und Rußland der koreanischen Regierung raten, alle und jede überflüssige Ausgabe einzuschränken und zu versuchen, ein Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Einnahme herzustellen. Sollte es als ein Ergebnis wesentlicher amtlicher Reformen für Korea notwendig erachtet werden, zu einer fremden Anleihe zu schreiten, so werden die Regierungen von Japan und Rußland nach gegenseitiger Übereinkunft ihre Hilfe Korea zuteil werden lassen.

II. Soweit die Finanzen Koreas und seine Sparsamkeit dies erlauben, werden die Regierungen von Japan und Rußland es Korea überlassen, mit Hilfe seiner eignen Untertanen und ohne sich an fremde Hilfe zu wenden, eine Militär- und Polizeimacht zu organisieren, die für genügend angesehen wird, um die Ruhe innerhalb seiner Grenzen aufrechtzuerhalten und dieselbe zu unterhalten.

III. Um ihre Verbindung mit Korea zu erleichtern, soll die japanische Regierung die Kontrolle über die jetzt tatsächlich in seinem Besitz befindlichen Telegraphenlinien ausüben. Rußland soll das Recht haben, Telegraphenlinien zwischen Soul und seiner eigenen Grenze[1] zu errichten.

Sobald Korea sich in der Lage befindet, die oben erwähnten Telegraphenlinien zu kaufen, soll es dazu berechtigt sein.

IV. Falls es ratsam erscheinen sollte, eine eingehendere oder genauere Erklärung über die obigen Punkte zu formulieren, oder falls andere Fragen, die eine Verständigung erfordern könnten, auftauchen sollten, sollen Bevollmächtigte der beiden Mächte zur Verhandlung über dieselben in einem Geiste der Freundschaft beglaubigt werden.

So geschehen zu Moskau am 28. Juni/9. Juli 1896.

gez. Marquis Yamagata.
gez. Prinz Lobanoff."

[1] Als solche kam damals nur erst die Grenze zwischen Korea und der Primorskaya in Betracht, noch nicht etwa die koreanisch-mandschurische Grenze.

Obwohl in diesem Abkommen von einer Kommandierung russischer Offiziere und Unteroffiziere zur Ausbildung koreanischer Truppen nicht die Rede war, so fand eine solche doch tatsächlich statt, und zwar — wie von russischer Seite behauptet wird — auf ausdrücklichen Wunsch des Königs von Korea.

Auch Japan konnte nicht hindern, daß die Sympathien für Rußland unter Einfluß der russischen Partei mehr und mehr wuchsen und zum Ausdruck kamen in einem am 3. Oktober 1897 zwischen Rußland und Korea geschlossenen Vertrag, durch den die Leitung der koreanischen Finanzen russischen Beamten übertragen werden sollte. Dieser Vertrag begründete eine gewisse Vorherrschaft Rußlands in Korea. Auch versuchte Rußland nunmehr den Spieß herumzukehren und protegierte in ostentativer Weise nun seinerseits die sogenannte Unabhängigkeit Koreas dadurch, daß es den König veranlaßte, am 12. Oktober, also vier Tage nach Abschluß des russisch-koreanischen Vertrages, den Kaisertitel anzunehmen. Es darf wohl kaum daran gezweifelt werden, daß diese nochmalige ausdrückliche Dokumentierung der Unabhängigkeit nun in erster Linie an die japanische Adresse gerichtet war. Umsomehr beeilte sich Japan mit bekannter Vehemenz, in der innern Politik Koreas zu wühlen und sich eine Partei zu schaffen; der Erfolg blieb auch nicht aus. Gab doch das Auftreten russischer Instrukteure und Berater des Kaisers einen trefflichen Vorwand für die Bildung einer fremdenfeindlichen Partei unter japanischer Führung.

Bezeichnend für die damalige Lage ist ein Erlaß, den die russische Regierung im März 1898 im „Regierungsboten" veröffentlichte:

„In letzter Zeit sind aus Soul Nachrichten eingegangen, die auf die Entstehung einer politischen Gärung im Lande, sowohl innerhalb der Regierung als auch im Volke, hinweisen.

Unter den Staatsfaktoren haben sich Parteien gebildet, die sich gegen die Fremden überhaupt feindlich verhalten und offen erklärt haben, daß Korea schon den Weg der Selbständigkeit beschritten habe, und deshalb die Regierung in

den Angelegenheiten der inneren Verwaltung irgendeiner fremden Unterstützung nicht bedürfe.

Diese Umstände haben die Tätigkeit der auf die Bitte des Kaisers Li und seiner Regierung nach Soul kommandierten Instrukteure und des Finanzrates erschwert, die allen möglichen Hindernissen bei der regelrechten und gewissenhaften Ausführung der ihnen übertragenen Pflichten begegnet sind.

Eine solche Sachlage könnte den wohlwollenden Absichten Rußlands nicht entsprechen.

In Rücksicht hierauf wurde auf Allerhöchsten Befehl unser Vertreter in Soul beauftragt, sowohl dem Kaiser persönlich als wie auch seiner Regierung die Frage vorzulegen: ob sie unsere weitere Hilfe beziehentlich der Sicherung des Hofes, der Instrukteure in der Armee und des Rates der Verwaltung der Finanzen für nötig erachten.

Auf diese Frage wurde dem russischen Geschäftsträger in Soul geantwortet, daß die koreanische Regierung, indem sie ihren tiefsten Dank unserem erhabenen Monarchen für die Korea seinerzeit geleistete Hilfe ausspricht, findet, daß jetzt das Land schon ohne Unterstützung in militärischen und finanziellen Angelegenheiten auskommen kann, und daß der Kaiser von Korea die Erlaubnis erbittet, einen Spezialgesandten nach Petersburg zu entsenden, um dem russischen Kaiser seinen besonderen Dank zu überbringen.

In Rücksicht auf diese Nachrichten hat die Kaiserliche Regierung ihren Vertreter in Soul angewiesen, dem Kaiser von Korea und seinen Ministern zu eröffnen, daß, sobald nach ihrer Meinung Korea jetzt keine fremde Hilfe mehr nötig habe und imstande ist, mit eignen Kräften die Unabhängigkeit seiner inneren Verwaltung zu schützen, wir nicht zögern werden, die Abberufung unseres Finanzrates zu verfügen. Was unsere Militärs betrifft, so werden sie nach ihrem Austritt aus der koreanischen Armee zeitweise zur Verfügung unserer Mission bleiben in Rücksicht auf die noch nicht bestimmte Lage der Dinge in Korea.

Nicht mehr durch die Verantwortung gebunden, welche die Anwesenheit der russischen Instrukteure und des Rates ihm

auferlegt, kann Rußland jetzt von jeder tätigen Teilnahme an den Angelegenheiten Koreas abstehen, in der Hoffnung, daß der dank seiner Unterstützung erstarkte junge Staat fähig sein wird, sowohl die Ordnung im Innern wie auch seine volle Unabhängigkeit selbständig aufrechtzuerhalten.

Im entgegengesetzten Falle wird die Kaiserliche Regierung Maßregeln ergreifen, um die Interessen und Rechte zu wahren, die Rußland, als einer Korea benachbarten Macht, zukommen."

Trotz der Konziliauz, die in dieser offiziösen Veröffentlichung zum Ausdruck kommt, schimmert doch die Entschlossenheit Rußlands durch, seine in Korea gewonnene Stellung nicht preiszugeben, sondern sie eventuell selbst mit Gewalt zu verteidigen. Immer entschiedener machte sich auf beiden Seiten ein Operieren mit dem Begriff der Unabhängigkeit Koreas geltend, daß zum Schilde für die beiderseitigen agressiven Interessen in Korea genommen wurde. Diese Tatsache geht noch klarer hervor aus einem Protokoll, das am 25. April 1898 zwischen Japan und Rußland bezüglich Koreas in Ergänzung der beiden schon erwähnten Abkommen in Tokio zustande kam. Nach dem russischen „Regierungsboten" lautet dieses:

„Der Wirkliche Staatsrat und Kammerherr Baron Rosen, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Sr. Majestät des Kaisers von Rußland, und der Baron Nischni, Minister der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Majestät des Kaisers von Japan, haben, um dem Artikel IV des zu Moskau am 9. Juni 1886 von dem Staatssekretär Fürsten Lobanow und dem Marschall Marquis Yamagata unterzeichneten Protokolles Folge zu geben, hierzu gehörig ermächtigt, die folgenden Artikel vereinbart:

1. Die Kaiserlichen Regierungen von Rußland und Japan erkennen endgültig die Selbständigkeit und gänzliche Unabhängigkeit Koreas an und verpflichten sich gegenseitig, sich einer direkten Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes zu enthalten.

2. In dem Wunsche, jede mögliche Ursache eines Mißverständnisses in der Zukunft auszuschließen, verpflichten sich

die Kaiserlichen Regierungen Rußlands und Japans gegenseitig, falls Korea den Rat und die Unterstützung Rußlands oder Japans nachsuchen sollte, keine Maßnahmen zur Ernennung von militärischen Instrukteuren und Finanz-Ratgebern zu treffen, ohne zuvor darüber zu einem gegenseitigen Einverständnis gelangt zu sein.

3. Angesichts der großen Entwicklung, welche die Handels- und Industrie-Unternehmungen in Japan erhalten haben, sowie in Rücksicht auf die bedeutende Anzahl japanischer Untertanen, die in Korea wohnen, wird die russische Regierung der Entwicklung kommerzieller und industrieller Beziehungen zwischen Japan und Korea keinerlei Hindernisse entgegensetzen."

Auch ist interessant, wie der „Regierungsbote" dieses Protokoll kommentiert. Er veröffentlicht nämlich unter dem 12. Mai 1898 einen auf das Protokoll bezüglichen Erlaß folgenden Inhalts:

„Seit der Beendigung des chinesisch-japanischen Krieges hat die Kaiserliche Regierung nicht aufgehört, alle ihre Sorge darauf zu richten, die Integrität und vollständige Unabhängigkeit des koreanischen Staates zu sichern.

Zuerst, als es sich darum handelte, die finanzielle und militärische Organisation des jungen Staates auf festgefügte Grundlagen zu stellen, war es natürlich, daß dieser eine fremde Unterstützung nicht entbehren konnte.

Deshalb hat im Jahre 1896 der König von Korea die inständige Bitte an Se. Majestät den Kaiser gerichtet, russische Instrukteure und einen russischen Finanzrat nach Soul zu entsenden. Dank der Unterstützung, welche Rußland Korea zur rechten Zeit zuteil werden ließ, hat Korea jetzt den Weg betreten, auf welchem es imstande ist, seine innere Verwaltung selbst zu besorgen.

Dieser Umstand hat es Rußland und Japan möglich gemacht, in einen freundschaftlichen Meinungsaustausch zu treten, um in klarer und genauer Weise die gegenseitigen Beziehungen der beiden Staaten angesichts der unlängst auf der koreanischen Halbinsel geschaffenen Lage festzustellen.

Die Besprechungen haben zu dem Abschluß eines Abkommens geführt, das dazu bestimmt ist, das Protokoll von Moskau 1896 zu ergänzen, und das auf Befehl des Kaisers durch den russischen Gesandten in Tokio unterzeichnet worden ist.

Durch eine besondere Klausel dieses Abkommens setzen beide Regierungen endgültig die Anerkennung der Selbständigkeit und gänzlichen Unabhängigkeit des koreanischen Reiches fest und verpflichten sich gleichzeitig, sich jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten dieses Landes zu enthalten. In dem Falle, daß Korea die Unterstützung einer der Vertragsmächte nötig hätte, verpflichten sich Rußland und Japan, keine Maßregeln bezüglich Koreas zu treffen, ohne eine vorgängige Übereinstimmung zwischen beiden Mächten herbeigeführt zu haben."

Der „Regierungsbote" fügt dann dem von ihm veröffentlichten Text des Protokolles noch hinzu:

„Der vorstehende diplomatische Akt bezeugt somit die Tatsache, daß die beiden befreundeten Staaten, welche ausgedehnte, aber zugleich durchaus miteinander harmonierende Interessen im fernen Osten haben, ganz naturgemäß die Notwendigkeit erkannt haben, gegenseitig die Ruhe in der benachbarten Halbinsel zu sichern, indem sie die Unabhängigkeit und die innere Ordnung des jungen koreanischen Reiches verbürgen.

Infolge des Abschlusses dieses freundschaftlichen Abkommens wird Rußland in der Lage sein, alle seine Sorgfalt und alle seine Bemühungen auf die glückliche Verwirklichung seiner friedlichen historischen Aufgaben an den Küsten des Großen Ozeans zu richten."

Das war die politische Lage bezüglich Koreas vor der „Pachtung" des Port Arthur-Gebietes durch Rußland und der Erteilung der Konzession zur ostchinesischen Eisenbahn — zweifellos an sich schon Anlaß genug zu der Annahme, daß Japan bezüglich Koreas diejenigen Erfolge durch Rußland würden streitig gemacht werden, die es durch den chinesisch-japanischen Krieg formell erreicht und praktisch auch bereits sicher in der Tasche zu haben glaubte; und

es war nur ein kleines, mühsam aufrechterhaltenes japanisches Reservat, daß Rußland sich verpflichtete, den Handels- und industriellen Bestrebungen Japans in Korea keine Hindernisse in den Weg zu legen.

Daß Japan bezüglich seiner auswärtigen Gegnerschaft in Korea einen schlechten Tausch gemacht hatte, trat immer mehr und mehr in die Erscheinung. Hatte die russische Flotte den letzten Winter bereits in chinesischen Gewässern überwintert, so wählte sie für den Winter 1897/98 für ihr aus neun Kriegsschiffen bestehendes Wladiwostok-Geschwader als Ort der Überwinterung den Hafen von Port Arthur an der Südspitze von Liaotung. Bereits diese, wie es hieß, „vorläufige Besetzung als Winterhafen" beunruhigte die Japaner auf das allerlebhafteste, um so mehr, als Japan erst nach dem Friedensschluß von Shimonoseki Liaotung wieder preisgegeben hatte, und es ihm nun selbstverständlich schwer werden mußte, zuzusehen, wie die Erfolge eines siegreichen Krieges ohne Schwertstreich in die Hände des in Korea schon zu unbequem gewordenen Gegners überzugehen sich anschickten. Überhaupt bedeuteten die folgenden Jahre in Korea ein allmähliches Zurückbleiben des japanischen Einflusses im Verhältnis zum russischen. Wenngleich kein Zweifel ist, daß der japanische Einfluß in Korea an sich gewachsen ist, so wurde doch jedes Wachstum ausgeglichen durch ein keinesfalls geringeres Wachstum des russischen Einflusses. Die Ursache dafür liegt in dem rapiden Vorwärtsschreiten Rußlands, das in jener Zeit überhaupt auf dem Wege nach dem Süden zu konstatieren war. Rußlands Expansionspolitik im fernen Ostasien, die unter der Führung des Grafen Murawioff Amurski um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts in Riesenschritten vorwärtsgekommen war, war dann Jahrzehnte hindurch zum Stehen gekommen. Erst die neuen Chancen, die dem Vordringen Rußlands durch das militärische Darniederwerfen Chinas durch die Japaner und durch die deutsche Intervention wegen Liaotung geschaffen wurden, ermutigten die Russen zu einem Vorgehen, zu dem eigentlich kein besonderer Mut gehörte, da es nichts weiter bedeutete, als eine außerordentlich günstige Situation auszunutzen. Es ist ja bekannt, daß das so viel bewunderte Vordringen Rußlands nach dem fernen Osten fast ganz

ohne Schwertstreich vor sich gegangen ist. Nur ein einziges Mal hat sich den Russen eine ihnen auch nur einigermaßen militärisch gewachsene Macht bei diesen Vorstößen in das zum größten Teile unbewohnte Land entgegengestellt, und zwar vor Jahrhunderten, als die damals noch den Russen kulturell überlegenen Chinesen die damaligen alten russischen Kolonien im Amurtal, vor allen Albazin, eroberten und Rußland zu dem alles andere als ehrenvollen Frieden von Nertschinsk zwangen. Der erneute, etwa zweihundert Jahre später wieder begonnene Vorstoß Rußlands in diese Nachbargebiete Chinas fand bereits einen durch zahllose innere und äußere Kämpfe völlig geschwächten Gegner vor, dem gegenüber gar keine Eroberungspolitik, nur noch eine Okkupationspolitik am Platze war. Es war Rußlands Unglück, daß es in diesen Traditionen über ein halbes Jahrhundert in seiner ostasiatischen Politik dreister und dreister geworden und infolgedessen zu einer Unterschätzung der Asiaten an sich gekommen war, die sich späterhin so bitter rächen sollte. Im alten Geleise bewegte sich auch noch das Vordringen Rußlands in der Mandschurei.

Ein englisches Syndikat, an dem übrigens auch deutsches Kapital beteiligt war, hatte im Jahre 1897 die erste Eisenbahn in Nord-China, die Imperial Chinese Railway, dem Verkehr übergeben, die Eisenbahn, die Tongku an der Peiho-Mündung einerseits mit Peking und anderseits mit Shanhaikwan verbindet. Es bestand der Plan, die Verbindung mit Shanhaikwan zu verlängern über Mukden hinweg bis Kirin, der Hauptstadt der nördlichen Mandschurei. Dieser Augenblick erschien Rußland als der günstige, um seinen transsibirischen Eisenbahnplänen eine neue Richtung zu geben. Ursprünglich beabsichtigte Rußland, die transsibirische Bahn am linken Ufer des Amur entlang zu führen nach Khabaroffsk und von dort nach Süden hinunter nach Wladiwostok, bis das Weichen Japans von Liaotung die Bahn freimachte für neue russische Eisenbahnpläne. Die vorläufige Besetzung Port Arthurs diente nun zur Vorbereitung für einen im Jahre darauf erfolgten diplomatischen Vorstoß in Peking, der Rußland die Konzession zum Bau von Eisenbahnen in der Mandschurei erteilte und gleichzeitig als Endpunkt eines südlichen Zweiges dieser Eisenbahnen Rußland die Südspitze der Liaotung-

Halbinsel pachtweise überließ, auf der Port Arthur und Talienwan liegen. Was ist natürlicher, als daß Japan sich durch dieses Vorgehen Rußlands in seinen Interessen, auch in denen bezüglich Koreas, bedroht fühlte und nunmehr seine ganze äußere Politik darauf anlegte, dem Vordringen Rußlands auch in Korea weiteren Einhalt zu tun, nachdem es Rußland gelungen war, sich für ein weiteres energisches Vorgehen in Korea eine so treffende Basis zu verschaffen, wie die Eisenbahnen in der Mandschurei sie bildeten. Es hieße die Politik des Deutschen Reiches schmähen, wenn man behaupten wollte, daß diese es von vornherein, bereits durch die Intervention gegen den Frieden von Shimonoseki, darauf angelegt hätte, Rußland in diesen seinen späterhin mit rücksichtsloser Brutalität und unter Zuhilfenahme scheinheiligster Versicherungen verfolgten separatistischen Absichten bewußt hätte Vorschub leisten wollen. Vermöge seiner unmittelbaren Nachbarschaft zu China und seiner Ausdehnungsbestrebungen im östlichsten Sibirien hat freilich Rußland niemals mit voller Aufrichtigkeit zu denjenigen Ländern gehört, die als die sogenannten Vertragsmächte Jahrzehnte hindurch in Peking eine solidarische Politik der offenen Tür China gegenüber vertreten haben. Rußland hat zwar stets an dem gemeinsamen Vorgehen der Mächte in China teilgenommen, hat aber niemals eine Gelegenheit vorübergehen lassen, um nebenbei auch noch eine Politik des selbstsüchtigsten Landerwerbs zu treiben, die in ihrem Wesen grundsätzlich verschieden ist von der ausschließlichen Handelspolitik der anderen Mächte. Insofern bildete Rußland durch sein Vorgehen in der Mandschurei in diesem Zeitraum in der Tat eine schwere Gefahr für die Interessen sämtlicher Mächte, die aus ehrlicher Überzeugung für die Erhaltung der Integrität Chinas, sowie der Politik der offenen Tür in der Handelspolitik China gegenüber eintraten. Besonders zeigt sich das in der Art und Weise, wie Rußland die mandschurische Frage behandelte während und nach den chinesischen Wirren von 1900—1901. Ich war seinerzeit der erste Fremde, der auf einer Reise, die ich noch während der chinesischen Wirren nach der Mandschurei unternahm, feststellen konnte, daß Rußland alle Vorbereitungen getroffen hatte, um die während der chinesischen Wirren unter

dem Vorwande des Schutzes seiner Eisenbahnlinien angeblich nur zeitweilig okkupierte Mandschurei endgültig seinen ostasiatischen Besitztümern einzuverleiben und nicht daran dachte, sie je wieder an China zurückzugeben. Zu gleicher Zeit entwickelte sich auch eine lebhafte Tätigkeit der Russen am Yalu, und wenn man die Prinzipien des russischen Vordringens der letzten sechzig Jahre in Ostasien näher kennen gelernt hat, kann kaum noch ein Zweifel daran herrschen, daß es Rußlands Absicht war in derselben Weise, sozusagen von hinten herum, ohne daß es jemand merkte, und unter ständiger Nasführung der übrigen Interessenten auch dazu überzugehen, sich in Korea heimisch zu machen. Wenn es Japan in der Tat um die Unabhängigkeit Koreas zu tun gewesen wäre, sei es auch nur deshalb, um einen einigermaßen widerstandsfähigen Pufferstaat zu schaffen zwischen sich und Rußland, so wäre gegen seine antirussische Politik in Korea selbst nichts einzuwenden gewesen. Zunächst stellte sich auch Japan auf den Standpunkt, sowohl bezüglich Koreas wie der Mandschurei, daß es nur die Integrität beider Mächte durch Rußland sichergestellt wissen wollte. Es ist bekannt, daß die Jahre 1901—1904 bis zum Ausbruch des russisch-japanischen Krieges angefüllt sind von dauernden Versicherungen seitens Rußlands, es würde die Mandschurei an China zurückgeben, sobald es die zur Sicherung seiner Bahnlinien dienenden Garantien von China erhalten hätte. Es ist weiter bekannt, daß seitens der europäischen Mächte in ihrer Stellungnahme dieser Frage gegenüber zweifellos ein Verschulden, zum mindesten eine Unaufmerksamkeit und eine Duldung des Durchbruchs des Prinzips der Erhaltung der Integrität Chinas gegenüber Rußland stattgefunden hat. Auch Deutschland ist sicherlich aus der Rolle gefallen, als es erklären ließ, daß die Integrität Chinas, für die es einträte, sich nicht auf die Mandschurei bezöge. Ohne diese inkonsequente Haltung, besonders auch Deutschlands, wäre vielleicht manches in Ostasien vermieden worden, das zu einer dauernden und irreparabelen Erschütterung des europäischen Prestiges bei den ostasiatischen Mächten geführt hat, nicht in letzter Linie vielleicht auch der russisch-japanische Krieg. Li hung tschang hatte recht, als er einem hohen Würdenträger noch vor Beginn der chinesischen Wirren schrieb, die Un-

einigkeit der Mächte sei die beste Garantie für die Erhaltung Chinas. Leider sind wir mitschuldig daran geworden, daß Japan in so überraschend kurzer Zeit einen so bestimmenden Einfluß in der ostasiatischen Politik gewinnen konnte, den wir leider nun nicht mehr in der Lage sein werden, noch ändern zu können. Hätten wir wirklich unsere eigenen und Rußlands gute Freunde sein wollen, so hätten wir die Verpflichtung gehabt, nach den vielen Phrasen, mit denen auch wir in die Wirren 1900/01 gegangen sind, Rußland zu veranlassen, die Integrität des chinesischen Reiches auch bezüglich der Mandschurei zu wahren und die Tatsache anzuerkennen, daß die Mandschurei mit zu denjenigen Provinzen Chinas gehört, in denen die Handelsverträge mit China allen beteiligten Fremden gewisse einseitige Rechte einräumen, die durch das Vorgehen Rußlands auf das Entschiedenste verletzt worden sind. Insonderheit denke ich da an die Tatsache, daß Rußland selbstherrisch den wichtigsten Vertragshafen der Mandschurei, Niutschwang, unter ausschließlich russische Verwaltung gestellt hat, während es das Recht aller mit China in Vertragsverhältnis sich befindlichen Staaten war, durch ihre Konsuln an der Verwaltung der Vertragshäfen teilzunehmen und dafür Sorge zu tragen, daß die durch die Eröffnung jener Häfen bezweckten Handelsvorteile gleichermaßen den Angehörigen aller Vertragsmächte zugute kamen. Ein Eingreifen Deutschlands wäre in diesem Falle nicht weniger billig gewesen, wie es gerechtfertigt erschien England gegenüber, als dieses im Begriffe war, für sich besondere Rechte im Jangtsetale zu konstruieren, ein Einschreiten, daß bekanntlich zu einem Abkommen mit England führte, in dem dieses die Gleichberechtigung der deutschen Interessen in diesem Teile Chinas mit den englischen anerkannte. Warum hätte ein solches Abkommen nicht auch bezüglich der Mandschurei möglich sein sollen?

Anerkannt muß werden, daß nach dieser Richtung hin Japan der einzige konsequente Staat gewesen ist, der niemals unterlassen hat, immer von neuem die Forderung zu wiederholen, daß Rußland die Mandschurei räumt und diejenigen Rechte respektiert, die die übrigen Vertragsmächte vermöge ihrer Verträge mit China auch bezüglich der Mandschurei bereits erworben

hatten, ehe Rußland mit der Absicht, einen Zustand daraus zu machen, sich in der Mandschurei festsetzte und diese Festsetzung im Jahre 1904 auch noch dadurch trotz aller gegenteiligen Versicherungen auf eine rechtliche Basis stellte, daß es Alexejeff zum Vizekönig der von Rußland in der Mandschurei besetzten Landesteile ernannte, was der definitiven Einverleibung der Mandschurei in den russischen Staatskörper gleichkam. Wenn man England den Vorwurf macht, daß es seine Politik in der Zeit nach den chinesischen Wirren darauf angelegt hätte, sich Japans als Mittel zu bedienen, um den russischen Einfluß in Ostasien zu brechen, so müssen wir auf der anderen Seite auch unsererseits einen Teil der Verantwortung mit auf uns nehmen, daß wir es unterlassen haben, durch strikte Betonung unserer im ganzen chinesischen Reiche, also auch der Mandschurei, erworbenen Rechte Rußland zur Wahrung und Anerkennung dieser Rechte zu zwingen. Aber auf deutscher Seite scheint man sich bis zum letzten Augenblicke nicht über die Tragweite der Situation klar geworden zu sein, da die offiziösen Kreise in Deutschland in ihren Kundgebungen bis unmittelbar zum Ausbruch des russisch-japanischen Krieges selbst nicht an einen kriegerischen Austrag der in den Vorverhandlungen seitens Japans mit Konsequenz durchgefochtenen Meinungsverschiedenheiten geglaubt haben. Indem wir Japan gestattet haben, sich zum Anwalt der gemeinsamen Interessen der Vertragsmächte gegenüber dem Verhalten Rußlands in der Mandschurei zu machen, haben wir ihm auch leider den Schein des Rechtes dafür gegeben, zur Durchführung seiner speziellen Interessen in Korea sich ebenfalls des Vorwandes zu bedienen, als handle Japan als der Träger eines moralischen Mandates aller an der Entwicklung der Länder im fernen Ostasien interessierten Kulturmächte gegenüber Rußland. Der Druck, den die Weststaaten unter Führung Deutschlands bei Beginn des Krieges auf China ausübten, um dieses zur Neutralität zu zwingen und zur Duldung, daß ein Teil des chinesischen Reiches zum Kriegsschauplatz gemacht wurde, kann die Fehler nicht auslöschen, die wir in unserer ostasiatischen Politik eingestehen müssen, gemacht zu haben.

Sehr treffende Schlaglichter auf die Zuspitzung des Ver-

hältnisses Japans zu Rußland werfen die diplomatischen Aktenstücke, die Japan veröffentlicht hat als eine Art Weißbuch, und die die Einleitung und Durchführung des letzten russisch-japanischen Konfliktes bis zum Ausbruch des Krieges behandeln. Es sei daher gestattet, auf diese charakteristischen Verhandlungen an dieser Stelle noch näher einzugehen, da in ihnen besonders die Motive Japans scharf zum Ausdruck kommen, wenn auch Japan es verstanden hat, in diesen offiziellen Schriftstücken die Sprache vielfach dazu zu benutzen, um seine wirklichen Motive zu verhüllen. Indessen, wer die Sprache der Diplomatie zu lesen versteht, wird auch hier das lesen können, was zwischen den Zeilen steht. Vorher möge nur noch kurz auf die politische Stellung Englands zu dieser Zeit hingewiesen werden. England blieb neben Japan der einzige Träger eines energischeren Protestes gegen die Festsetzung der Russen in der Mandschurei. Die englische Politik in Ostasien, die früher zweifellos die Führung inne hatte, und unter deren Ägide und Schutz auch der deutsche Handel in Ostasien den rapiden Aufschwung genommen hat, der ihn zu einem so gefährlichen Konkurrenten des englischen machte, mußte die russischen Erfolge als Schlappen verzeichnen. Obgleich nun aber England lange Zeit der Hüter des Prinzips der offenen Tür in Ostasien gewesen war, hatte es doch bereits damals den Fehler begangen, Japan aus der Reihe derjenigen Staaten, auf die als Objekt sich dieses bewährte Prinzip ebenfalls hätte beziehen sollen, austreten zu lassen. Durch die Abschaffung der Exterritorialität der Fremden in Japan in dem neuen Handelsvertrag vom 27. August 1894 und in der offenkundigen Absicht, Japan zum Bundesgenossen seiner arg verblaßten Hegemonie in Ostasien zu machen, schloß es im Jahre 1902 mit Japan ein Bündnis, das seinem Wortlaut nach durchaus friedlichen Zwecken dienen sollte, nämlich dem Schutze der territorialen Integrität Chinas und Koreas, sowie der gleichen Rechte aller Nationen in Handel und Industrie in diesen Ländern. Die Spitze des Bündnisses richtete sich aber unverkennbar gegen Rußland. Beide Staaten verpflichteten sich, bei Störung jener Verhältnisse sich und ihre Angehörigen gegenseitig zu unterstützen. Der Eindruck, den dieses Bündnis auf die Un-

beteiligten machte, war sehr geteilter Natur. Es war ein Schritt weiter auf dem verhängnisvollen Wege, den Einfluß Japans auf Kosten des europäischen Prestiges in Ostasien zu stärken. Durch dieses Bündnis begab sich England in Ostasien endgültig des Rechtes, als führende Macht unter den Staaten angesehen zu werden, die ausschließlich im Interesse des europäischen Handels für die Integrität dieser Länder eintraten. Jedenfalls kam England insofern in eine schiefe Lage, als es auf der einen Seite zwar auch theoretisch noch sich verband für die absolute Integrität Chinas und Koreas und die Erhaltung der gemeinsamen Interessen aller handeltreibenden Staaten in diesen Ländern, auf der anderen Seite aber sich zum Mithelfer der einseitigsten japanischen Interessenpolitik machte. Bezüglich Koreas konnte wohl niemals ein Zweifel herrschen, und die bisherigen Erfahrungen in Korea bestätigen es, daß Japan, wenn es ihm gelingen würde, unter dem Vorwande der Integrität Chinas Rußland aus der Mandschurei und damit aus Korea zu verdrängen, seinerseits in erheblich höherem Maße den übrigen Mächten die handelspolitische Expansionsmöglichkeit in diesen Ländern einengen würde, als Rußland es getan hat. Eine merkwürdige Vertauschung der Rollen hat da stattgefunden. Anfangs war China alleiniger Herr in der Mandschurei und Korea, dann wich China in Korea dem agressiven Vorgehen Japans. An die Stelle Japans trat nach dem chinesisch-japanischen Kriege in Korea Rußland, während dieses nun in der Mandschurei dieselbe einseitige agressive Politik China gegenüber spielte, die Japan China gegenüber früher in Korea gespielt hatte, und jetzt nach dem russisch-japanischen Kriege überträgt Japan die Prinzipien der russischen Abschließungspolitik auf Korea, während es in der Mandschurei selbstverständlich unter Aufrechterhaltung derselben Ausschlußbestrebungen für andere ebenfalls die Rolle Rußlands zu übernehmen sich anschickt. Eine Ironie des Schicksals ist es auch, daß England sich mit Japan verbündete, um die Russen aus der Mandschurei und Korea zu vertreiben und diese Länder in erster Linie seinen eigenen, der bisher freien Handelspolitik Englands entsprechend aber auch den Handelsinteressen der übrigen Vertragsmächte zu erhalten, und daß es jetzt mit zusehen muß, wie Japan nicht nur in Korea,

sondern auch bereits in der Mandschurei dieselben Prinzipien durchführt, gegen die sich bei Rußland der Zorn Englands gerichtet hatte, daß nämlich Japan seinen Einfluß in diesen Gebieten nunmehr nur noch ausschließlich im japanischen Interesse benutzt und ebenso rücksichtslos die englischen Einflüsse ausrottet, wie es die Einflüsse der anderen Mächte in jenen Gebieten teils ausrottet, teils überhaupt von vornherein sie fernzuhalten bestrebt ist. Es kann unmöglich lange dauern, bis auch in England die Erkenntnis dieser Zusammenhänge sich Bahn bricht und das ungeheuere diplomatische Ungeschick klar zutage treten läßt, das zu einer so gänzlich unebenbürtigen, ja selbstmörderischen Verbindung geführt hat, wie das englisch-japanische Bündnis es ist. Auch für diese Zusammenhänge werden die folgenden Abschnitte noch einige Beispiele anführen.

Dritter Abschnitt.

Die diplomatischen Verhandlungen zwischen Japan und Rußland, die dem Ausbruch des Krieges unmittelbar vorausgingen.

Als der agressive Teil stellt sich auch in diesem Falle, wie stets in der ganzen Korea-Angelegenheit, Japan dar, das am 28. Juli 1903 die Verhandlungen mit Rußland einleitete durch ein Telegramm des japanischen Ministers des Auswärtigen, Baron Komura, an den japanischen Gesandten in St. Petersburg, Kurino. In der telegraphischen Note heißt es:

„Die Japanische Regierung hat mit stiller Aufmerksamkeit die Entwicklung der Dinge in der Mandschurei beobachtet, und sie mißt der gegenwärtigen Lage dort schweren Ernst bei. Solange als noch Grund vorhanden war, zu hoffen, daß Rußland seine Verpflichtungen gegen China und seine Versicherungen den anderen Mächten gegenüber bezüglich der Räumung der Mandschurei ausführen würde, blieb die Japanische Regierung in wachsamer Reserve; aber das neue Vorgehen Rußlands, das erneute Forderungen in Peking formuliert, und das seine Okkupation der Mandschurei weit mehr

befestigt als abrüstet, bestätigt die Auffassung, daß es überhaupt seine Absicht aufgegeben hat, aus der Mandschurei sich zurückzuziehen, während gleichzeitig seine wachsende Tätigkeit längs der Koreagrenze dazu angetan ist, um die Zweifel daran zu erhöhen, daß Rußland in seinen Ambitionen eine Grenze kennen wird. Die um nichts verminderte, andauernde Okkupation der Mandschurei durch Rußland dürfte einen Präzedenzfall schaffen, der die Sicherheit und Interessen Japans präjudizieren würde. Die Okkupation würde das Prinzip der Gleichbegünstigung über den Haufen werfen und die territoriale Integrität Chinas beeinträchtigen, und außerdem würde — was ein viel wichtigerer Moment ist für die Japanische Regierung — Rußland in einer Flankenstellung zu Korea eine ständige Bedrohung bilden für die gesonderte Existenz dieses Reiches. In jedem Falle würde sie Rußland zu der herrschenden Macht in Korea machen. Korea ist aber ein wichtiger Vorposten in Japans Verteidigungslinie, und Japan betrachtet die Unabhängigkeit Koreas als unvermeidliche Voraussetzung für seine eigene Ruhe und Sicherheit. Japan besitzt hervorragende politische, sowie kommerzielle und industrielle Interessen und Einflüsse in Korea, die es mit Rücksicht auf seine eigene Sicherheit einer anderen Macht weder ausliefern, noch mit ihr teilen kann. Die Japanische Regierung hat diese Angelegenheit einer ernsthaften Erwägung unterzogen und sich entschlossen, an die Russische Regierung heranzutreten im Geiste der Versöhnung und Aufrichtigkeit hinsichtlich des Abschlusses einer Verständigung, die bestimmt ist, diejenigen Fragen beizulegen, die gegenwärtig Ursache gerechter und natürlicher Besorgnis bilden. Nach der Auffassung der Japanischen Regierung ist der gegenwärtige Augenblick günstig, um den Versuch zu machen, die erwünschte Neuordnung der Dinge herbeizuführen.

Die Japanische Regierung hat im Vertrauen auf Ihr Urteil und Ihren Takt beschlossen, diese delikaten Geschäfte in Ihre Hände zu legen. Da es der Wunsch der Japanischen Regierung ist, ihre Einladung an die Russische Regierung durchaus offiziell zu halten, so werden Sie hierdurch dem-

entsprechend beauftragt, die Verhandlungen einzuleiten, indem Sie dem Grafen Lamsdorff eine Verbalnote folgenden Inhalts überreichen:

‚Da die Kaiserliche Japanische Regierung sich mit der Kaiserlichen Russischen Regierung in dem Wunsche eins glaubt, aus den Beziehungen zwischen den beiden Kaiserreichen jeden Vorwand zu einem künftigen Mißverständnis zu beseitigen, so wäre es ihr angenehm, gemeinsam mit der Kaiserlichen Russischen Regierung einzutreten in eine Prüfung der politischen Lage im fernen Osten, wo beiderseitige Interessen vorhanden sind, im Hinblick auf eine Festsetzung der beiderseitigen speziellen Interessen in diesen Gegenden. Wenn, wie zuverlässig zu hoffen ist, dieser Rat im Prinzip Zustimmung finden sollte, wäre die Kaiserliche Japanische Regierung bereit, der Kaiserlichen Russischen Regierung ihre Gesichtspunkte über die Natur und Richtung der vorgeschlagenen Verständigung zu unterbreiten.‘

Wenn Sie diese Note dem Grafen Lamsdorff überreichen, wollen Sie Ihre besondere Aufmerksamkeit darauf richten, daß Sie ihm zu verstehen geben, daß unsere Absichten durchaus freundlicher Natur sind, aber daß wir dieser Angelegenheit die größte Wichtigkeit beimessen. Sie wollen diese Note dem Grafen Lamsdorff so bald wie möglich überreichen und mich genauestens informieren über die Schritte, die Sie auf Grund dieser Instruktion unternommen haben. Sobald ich in den Besitz einer zustimmenden Antwort seitens der Russischen Regierung gelangt sein werde, wird Ihnen der Inhalt unserer Vorschläge telegraphiert werden."

Der japanische Gesandte Kurino überreichte die Verbalnote am 31. Juli dem Grafen Lamsdorff, der die Note freundlich annahm und erklärte, er hätte stets auf dem Standpunkt gestanden, daß eine Verständigung zwischen den beiden Ländern nicht nur wünschenswert, sondern die beste Politik sei. Sollten Rußland und Japan zu einer vollen Verständigung gelangen, so würde keines von beiden in Zukunft mehr versuchen, den Samen der Zwietracht zwischen die beiden Länder zu säen. Soweit er selbst in Betracht käme, so befände er sich in vollkommener Überein-

stimmung mit den Gesichtspunkten der japanischen Regierung. Ehe er indessen eine verbindliche Antwort erteilen könne, wünsche er den Zaren in der Angelegenheit zu sprechen. Diese Information erreichte den Baron Komura am 2. August, und bereits am 3. August übermittelte dieser dem japanischen Gesandten in St. Petersburg den Wortlaut der Vorschläge Japans mit dem Auftrage, zunächst weitere Instruktionen abzuwarten, die er erhalten würde, sobald er die offiziöse Antwort der russischen Regierung auf die Verbalnote hin mitzuteilen in der Lage gewesen sei. Die japanischen Vorschläge lauteten folgendermaßen:

„1. Gegenseitige Verpflichtung, die Unabhängigkeit und territoriale Integrität der Kaiserreiche China[1] und Korea[2] zu beachten und das Prinzip der Gleichbegünstigung für Handel und Industrie aller Nationen in diesen Ländern aufrechtzuerhalten[3].

2. Gegenseitige Anerkennung der überwiegenden Interessen Japans in Korea und des speziellen Interesses Ruß-

---

[1] Diese Bestimmung sollte dazu dienen, um Rußland zu zwingen, das international angenommene Prinzip der Unabhängigkeit und territorialen Integrität Chinas auch bezüglich der Mandschurei anzuerkennen, eine internationale Forderung, die in zahlreichen Verträgen zwischen Rußland und China implizite bereits seitens Rußlands anerkannt war, aber trotz der gegenteiligen Versicherungen Rußlands, die nichts als schöne Worte waren, praktisch bezüglich der Mandschurei nicht anerkannt wurden.

[2] Bezüglich Koreas bestanden wohl eine Reihe von Abmachungen zwischen der koreanischen Regierung und russischen diplomatischen Vertretern beziehungsweise Privaten, von denen aber keine streng genommen den Charakter eines Staatsvertrages trug, in dem die Unantastbarkeit und Unabhängigkeit des territorialen Besitzes Koreas von Rußland staatsrechtlich als Prinzip anerkannt und festgelegt worden wäre. Dagegen ist diese Anerkennung in den weiter oben angeführten russisch-japanischen Abkommen bereits enthalten und wird hier nur neu aufgelegt.

[3] Mit der Aufrechterhaltung der handelspolitischen und industriellen Gleichberechtigung aller Nationen in Korea ist es Japan nie ernst gewesen, es hat aber diesen Passus in den Vertrag hineingesetzt, offenbar um sich die Sympathien der Vertragsmächte in seinem Vorgehen Rußland gegenüber von vornherein zu sichern.

lands an Eisenbahnunternehmungen in der Mandschurei[1] fernerhin des Rechtes Japans in Korea und Rußlands in der Mandschurei, solche Maßnahmen zu ergreifen, die notwendig sind für den Schutz ihrer jeweiligen Interessen, wie sie in der obigen Fassung definiert sind, die indessen untergeordnet sein sollen den Vorbehalten des Artikel 1 dieses Abkommens[2].

3. Gegenseitige Verpflichtung auf seiten Rußlands und Japans, keine Hindernisse in den Weg zu legen der Entwicklung solcher industrieller und kommerzieller Tätigkeit einerseits Japans in Korea und anderseits Rußlands in der Mandschurei, die nicht im Widerspruch steht mit den Stipulationen des Artikel 1 dieses Abkommens[3], unter Übernahme der be-

[1] In dieser Bestimmung ist scharf unterschieden zwischen dem Rechte, das Japan hier erstmalig für sich allein in Anspruch nimmt, in Korea ganz allgemein seine auf allen Gebieten überwiegenden Interessen zur Geltung zu bringen. Die Annahme dieses Standpunktes hätte für Rußland die Aufgabe der mittlerweile, wie es ebenfalls behauptete, überwiegend gewordenen Interessen russischer Staatsangehöriger in Korea bedeutet. Die japanischen Forderungen waren aber auch insofern nur scheinbar reziproker Natur, als sie in der Mandschurei russische Interessen nur insofern gelten lassen wollten, als diese sich auf die Eisenbahnen beziehen.

[2] Wohl berechnet ist auch in diesem Satze der Ausschluß der Entfaltung militärischer Macht seitens Rußlands in der Mandschurei in allen anderen Fällen als solchen, die mit der russischen Eisenbahn in Zusammenhang stehen, während dagegen Japan für sich in Korea das Recht in Anspruch nimmt, bei jedem ihm deuchtenden Recht, das verletzt sein soll, zu seinem Schutz Truppen aufzubieten.

[3] Dieser Teil des Artikels erscheint insofern ziemlich harmlos, als beide Mächte sich so wie so nach § 1 verpflichtet hatten, China und Korea als Gebiete zu betrachten, in denen alle Nationen gleiche Bedingungen für Handel und Industrie genießen sollten. Es wäre so vielleicht überflüssig gewesen, noch einmal zu konstatieren, daß die in diesen Bahnen sich bewegenden Unternehmungen von Russen in Korea und Japan in der Mandschurei von den beiden vertragschließenden Mächten jeweils nicht gehindert werden sollten. Indessen sollte diese harmlose Bestimmung einerseits als Rahmen für die spezielle Forderung dienen, auf die es Japan ankam und die gleichzeitig bestimmt war, politisch wie wirtschaftlich einen Keil in die russischen Unternehmungen hineinzutreiben, und die den Inhalt des 2. Teiles dieses Artikels ausmacht. Es war nämlich die Absicht der Japaner, den Bahnbau Söul-Wiju

sonderen Verpflichtung seitens Rußlands, die eventuelle Ausdehnung der koreanischen Eisenbahn nach der Südmandschurei, sowie deren Anschluß an die Linien der Chinese Eastern Railway und an die Linie Shanhaikwan—Niutschwang nicht zu verhindern [1].

über den Yalu hinüber zu treiben in die Mandschurei hinein. Die Annahme dieser so harmlos scheinenden Bestimmung hätte Rußland die Hände gebunden, wenn Japan sich von der chinesischen Regierung die Konzession zum Bau der Eisenbahn vom Yalu etwa nach Niutschwang hätte erteilen lassen. Diesen Fall hatte Japan auch im Auge bei dem zweiten Teil dieses Artikels, der den Anschluß einer solchen Verbindungsbahn an die Imperial Chinese Railway und an die Eastern Chinese Railway zum Gegenstande hat.

[1] Die Forderung, daß Rußland sich nicht einer Verbindung der nach und nach in japanische Hände übergegangenen koreanischen Bahnen und der in chinesisch-englischen Händen befindlichen Imperial Chinese Railway widersetzen sollte, sowie daß es fernerhin den Anschluß dieser Bahn gestatten sollte an die eigenen Bahnen Rußlands, bedeutete in der Tat eine gefährliche und schwere Zumutung an Rußland, die von vornherein wenig Aussicht auf Annahme hatte. An dieser Frage in der Hauptsache sind dann auch die Verhandlungen gescheitert. Es möge an dieser Stelle kurz erwähnt werden, daß die Konzession der russischen Bahntrace durch die Mandschurei seinerzeit den Plan zunichte machte, die Imperial Chinese Railway über Shanhaikwan hinauszuführen über Mukden nach Kirin. Schon während der Konzessionsverhandlungen und unmittelbar nach ihrem Abschluß hatten die Russen die südmandschurische Strecke ihrer „Eastern Chinese Railway“ traciert, und zwar arglistigerweise in der Art, daß sämtliche größeren Städte, insonderheit auch Mukden, östlich der Trace liegen blieben. Als nun die Ingenieure der Imperial Chinese Railway ihre Strecke nach Mukden herantracieren wollten, verweigerten ihnen die Russen das Recht, ihre eigene Bahnstrecke zu kreuzen, aber auch widerstrebten sie der Absicht, einen direkten Schienenanschluß zwischen der Kaiserlich Chinesischen Eisenbahn und der Chinesischen Ostbahn zu dulden. Infolgedessen sah sich das Syndikat, das die Imperial Chinese Railway baute, gezwungen, die Strecke nach Mukden und Kirin aufzugeben. Die Bahn wurde bei der mandschurischen Station Kobantse abgebogen und nach dem Vertragshafen Niutschwang hinuntergeführt, wo sie auf dem rechten Ufer des Liaoho endete. Die Russen führten zwar auch ihrerseits eine bei der Station Taschischau abzweigende Strecke ihrer chinesischen Ostbahn nach Niutschwang, ließen diese aber auf dem linken Ufer des Liaoho enden und widersetzten sich hartnäckig den Versuchen, die beiden Bahnstrecken miteinander durch Brücke und Schienenstrang zu verbinden. Nun verlangte Japan ausdrücklich das Recht einer solchen Verbindung, deren wirtschaftliche Folge es gewesen wäre, daß die Hauptstrecke von Taschischau bis Port Arthur und dem neugegründeten

4. Gegenseitige Verpflichtung für den Fall der Notwendigkeit, für Japan Truppen nach Korea oder für Rußland Truppen nach der Mandschurei zu senden zu dem Zwecke, beiderseitig die in Artikel 2 dieses Übereinkommens erwähnten Interessen zu schützen oder Aufstand und Mißwirtschaft zu unterdrücken, von denen anzunehmen ist, daß sie zu internationalen Komplikationen führen würden, daß die zu diesem Behufe entsandten Truppenmengen in keinem Falle diejenige Zahl überschreiten sollen, die wirklich notwendig ist, und daß diese Truppen unverzüglich zurückgerufen[1] werden sollen, sobald ihre Aufgabe erfüllt ist.

5. Anerkennung auf seiten Rußlands des ausschließlichen Rechtes Japans, in Korea Anweisung und Beihilfe im Interesse von Verbesserungen und guter Verwaltung Koreas zu leisten, einschließlich des Rechtes der notwendigen militärischen Unterweisung[2].

Dalny schließlich zur Bedeutung einer Nebenstrecke hinabgesunken wäre, während der eigentliche Warenverkehr mit China den Weg über die Imperial Chinese Railway und deren Anschlußstrecken, und der Warenoerkehr oon Korea und Japan den Weg über die geplante Anschlußstrecke hinweg gewählt hätte. Auf diese Weise wären Port Arthur und Dalny mitsamt den neu eingerichteten Schiffahrtslinien der Chinese Eastern Railway, kalt gestellt worden. Außerdem hätte Japan durch die Verlängerung der koreanischen Eisenbahn über Korea hinaus in die Mandschurei hinein auch in dieser, wie Rußland, spezielle Eisenbahninteressen erlangt, und es wäre Rußland dort nicht allein wirtschaftlich, sondern auch politisch ein bedenklicher Rioale geworden. Wesentlich mehr als Japan durch das Vorgehen Rußlands in Korea wurde Rußland durch diese Forderung Japans in der Mandschurei bedroht. Auf diese Zusammenhänge muß bei der Abwägung der Moral der beiderseitigen Forderungen besonderes Gewicht gelegt werden. Jedenfalls gab diese, wenn auch noch so verhüllte Decouorierung der wahren Absichten Japans Rußland mindestens in demselben Maße das Recht, sich durch die Absichten Japans in seinem Besitzstande in der Mandschurei bedroht zu fühlen, wie Japan für sich das Recht in Anspruch nahm, sich in dem doch recht entfernt liegenden Mutterlande durch die Stellung Rußlands an der koreanisch-mandschurischen Grenze bedroht zu fühlen.

[1] Diese Bestimmung sollte Rußland unmittelbar zum Aufgeben der Okkupation der Mandschurei oeranlassen.

[2] Ein Vorbehalt, bei dem ebenfalls die Aggressioe ausschließlich auf seiten Japans liegt, nachdem in dem letzten Vertrag mit Rußland beide

6. Dieses Abkommen soll alle vorhergegangenen Abkommen zwischen Japan und Rußland, die sich auf Korea beziehen[1], außer Kraft setzen."

Gleichzeitig erhielt Kurino Anweisung, dem Grafen Lamsdorff gelegentlich der eventuellen Überreichung der japanischen Vorschläge auszusprechen, daß diese gedacht seien als Basis für die Verhandlungen, und ihm zu versichern, daß irgendein Amendement oder eine Anregung von seiner Seite die unmittelbare und freundlichste Erwägung auf seiten der japanischen Regierung finden würde. Gleichzeitig sollte er unterlassen, viel zu sagen zur Erklärung der einzelnen Punkte des japanischen Vorschlages, da diese sich hinreichend selbst erklärten. Statt dessen aber sollte Kurino aussprechen, daß die japanischen Vorschläge, als Ganzes betrachtet, kaum mehr seien, als die logische und sinngemäße Entwicklung und Ausführung der Prinzipien, die bereits von beiden Regierungen anerkannt seien, und der Bedingungen, die sich aus den gegenseitigen, bereits bestehenden Abmachungen ergäben, die das neue Abkommen zu ersetzen bestimmt sei. Dieser Entwurf befand sich bereits in den Händen Kurinos, als dieser am 5. August an Baron Komura depeschieren konnte, daß Graf Lamsdorff vom Zaren ermächtigt worden sei, mit Bezug auf die erste japanische Verbalnote die Verhandlungen mit Kurino zu eröffnen. Der nun folgende Teil der Verhandlungen läßt sich am einfachsten darstellen in der Form von Regesten.

6. August. Eintreffen der Nachricht aus St. Petersburg in Tokio von der Bereitwilligkeit der russischen Regierung zu Verhandlungen. Telegraphischer Auftrag an Kurino, die bereits übermittelten Vorschläge Japans zu überreichen.

12. August. Mitteilung Kurinos, daß Graf Lamsdorff sehr beschäftigt sei und ihn erst heute hätte empfangen können. Kurino erklärt Lamsdorff, je länger die Erledigung dieser Angelegenheit auf sich warten ließe, um so komplizierter würden sich die Verhältnisse im fernen Osten gestalten, und er ersuche, die

Mächte auf dieses Recht verzichtet hatten, das hier nun ausschließlich von Japan allein beansprucht wird.

[1] Vgl. S. 355 ff.

Angelegenheit mit größter Beschleunigung zu betreiben. Graf Lambsdorff verspricht, die japanischen Vorschläge mit Sorgfalt zu prüfen.

24. August. Empfang Kurinos bei Lamsdorff, der erklärt, wegen der Manöver könne der Zar gegenwärtig irgendwelche Schritte in der Angelegenheit nicht tun, außerdem wünsche Rußland, daß die Verhandlungen in Tokio geführt werden, weil sie in die Hände von Alexejeff gelegt werden sollten; die japanischen Vorschläge seien bereits zur Begutachtung an Alexejeff übermittelt worden. Graf Lamsdorff erklärt, die Frage der japanischen Eisenbahnunternehmungen in der Mandschurei würde Schwierigkeiten bieten, über alle anderen Punkte aber würde die russische Regierung eventuell in der Lage sein, zu einer Verständigung zu gelangen.

26. August. Baron Komura beauftragt Kurino, der Absicht, die Verhandlungen nach Tokio zu verlegen, zu widersprechen mit der Begründung, es handle sich nicht um Einzelheiten, sondern um ein prinzipielles Arrangement, um das zu treffen spezielle Kenntnis der örtlichen Verhältnisse im fernen Osten nicht notwendig sei.

27. August. Die russische Regierung, bei der Kurino auf Fortsetzung der Verhandlungen in Petersburg und auf deren Beschleunigung drängt, erklärt, daß wegen der bevorstehenden Auslandsreise des Zaren und der Abwesenheit des Grafen Lamsdorff eine Fortsetzung der Verhandlungen in Petersburg inopportun sei und versichert, daß Verhandlungen in Tokio viel schneller und leichter zu einer Verständigung führen würden.

29. August. Baron Komura veranlaßt Kurino, nochmals auf Fortsetzung der Verhandlungen in Petersburg zu drängen, gleichzeitig aber die eventuelle Bereitschaft Japans in Aussicht zu stellen, die Verhandlungen in Tokio zu führen, wenn die japanischen Vorschläge als Basis für die Verhandlungen angenommen würden.

31. August. Kurino telegraphiert an Komura, daß Rußland sich ständig weigere, die Verhandlungen in Petersburg weiterzuführen mit der Begründung, daß die Bereitwilligkeit, überhaupt Verhandlungen zu führen, noch nicht irgendwelche Verpflichtung

über den Ort der Verhandlungen einschließe. Es kämen so viele praktische Fragen dabei in Betracht, die Baron Rosen, der russische Gesandte in Tokio, und Alexejeff viel besser kennten, denn Graf Lamsdorff selbst. Außerdem seien die russischen Gegenvorschläge bereits von Leuten, denen die örtlichen Verhältnisse in Ostasien bekannt seien, vorbereitet, und die Verlegung der Verhandlungen nach Tokio würde nur geeignet sein, ihr Tempo zu beschleunigen. Auch könnten die japanischen Vorschläge als solche nicht ohne weiteres als Grundlage für Verhandlungen angesehen werden, jedenfalls könne sich Rußland nicht von vornherein nur auf diese Vorschläge festlegen.

2. September. Komura beauftragt den japanischen Gesandten in Petersburg, geltend zu machen, daß die Annahme der japanischen Vorschläge als Basis für die Verhandlungen keine Amendements oder Gegenvorschläge ausschließe.

5. September. Kurino hat eine erneute Unterredung mit dem Grafen Lamsdorff, in deren Verlauf dieser etwa folgendes geltend macht:

Nach seiner 40jährigen Erfahrung im auswärtigen Dienste seien Verhandlungen von internationalem Charakter stets geführt worden auf Grund von Vorschlägen der einen Macht in Verbindung mit den Gegenvorschlägen der anderen, und es sei nicht üblich gewesen, die Vorschläge nur einer Macht als einzige Basis für Verhandlungen anzunehmen. Baron Rosen sei bereits beauftragt worden, eingehend die Vorschläge der japanischen Regierung zu studieren und gleichzeitig die Gegenvorschläge vorzubereiten und auszuarbeiten in ständiger Fühlung mit Admiral Alexejeff. Wenn die japanische Regierung beabsichtigte, in Unterhandlungen einzutreten, so könnten die Pourparlers sofort beginnen, wenn die Vorschläge der japanischen Regierung gleichzeitig mit den russischen Gegenvorschlägen als Basis der Unterhandlungen angenommen würden. Als der japanische Gesandte auf der Annahme ausschließlich der japanischen Vorschläge als Basis der Unterhandlungen bestand, fuhr Lamsdorf fort: Als er die japanischen Vorschläge erhalten hätte, seien nur zwei Wege für Rußland vorhanden gewesen, entweder die Vorschläge zu verwerfen oder über sie in Verhandlungen einzutreten. Die russische Regierung hätte sich

für den letzteren Weg entschlossen, indessen bedeute das noch nicht die Annahme der japanischen Vorschläge in ihrer Gesamtheit oder im Prinzip. Vielmehr Hand in Hand mit dem Entschluß, zu einem Übereinkommen zu gelangen, sei der andere Entschluß gegangen, die Vorschläge zu prüfen und Gegenvorschläge auszuarbeiten, so daß beide als Basis der Unterhandlungen dienen sollten. Nebenbei bemerkt seien in dem japanischen Vorschlag gewisse Punkte enthalten, die unvereinbar seien mit den russischen Interessen, und andere, die der Abänderung bedürften. In seinem telegraphischen Bericht an Komura erklärte Kurino, daß er nun alle Mittel erschöpft hätte, um den Wunsch der japanischen Regierung, daß die Verhandlungen in Petersburg weitergeführt würden, durchzusetzen, und er sehe nun keinen anderen Weg mehr offen für Japan, als die Verhandlungen in Tokio weiter zu führen, zumal Graf Lamsdorff am 10. September nach Darmstadt reise, um dort mit dem Zaren zusammenzutreffen.

9. September. Baron Komura beauftragt den Gesandten, der russischen Regierung die Zustimmung Japans auszusprechen zur Verlegung der weiteren Verhandlungen nach Tokio, und der Erwartung Ausdruck zu geben, daß die Instruktionen der russischen Regierung an den russischen Minister in Tokio derartig seien, daß dieser in der Lage wäre, die russischen Gegenvorschläge ohne jedes Säumen zu überreichen und unmittelbar in die Verhandlungen einzutreten.

Am gleichen Tage depeschiert Kurino an Komura, daß Graf Lamsdorff erklärt habe, Baron Rosen und Admiral Alexejeff seien bereits telegraphisch auf Befehl des Kaisers mit der Instruktion versehen worden, die Gegenvorschläge so schnell als möglich auszuarbeiten und so schnell wie möglich in Unterhandlungen einzutreten. Eine Wiederholung dieser selben Instruktion halte er für überflüssig.

24. September. Baron Komura informiert den Gesandten in Petersburg, daß Baron Rosen am 22. September nach Port Arthur gereist sei, um mit Alexejeff zusammen die russischen Gegenvorschläge definitiv festzusetzen; er hoffe bestimmt, in elf Tagen wieder zurück zu sein.

5. Oktober. Laut Information Komuras an den Gesandten ist Baron Rosen am 3. Oktober nach Tokio zurückgekehrt, hat den Minister am gleichen Tage aufgesucht und ihm folgende Punkte als russische Gegenvorschläge überreicht.

„1. Gegenseitige Verpflichtung, die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des koreanischen Kaiserreiches anzuerkennen.

2. Russischerseits Anerkennung der vorwaltenden Interessen Japans in Korea und des Rechtes Japans, Korea Anweisung und Beistand zu gewähren zwecks Verbesserung der Zivilverwaltung des Kaiserreiches, insoweit dadurch die Festsetzungen des Artikel 1 nicht berührt werden.

3. Verpflichtung auf seiten Rußlands, die kommerziellen und industriellen Unternehmungen Japans in Korea nicht zu hindern, auch keiner Maßnahme zu widersprechen, die unternommen würde zu dem Zweck, diese zu beschützen, insofern solche Maßnahmen nicht den Festsetzungen des Artikel 1 widersprächen.

4. Anerkennung des Rechtes Japans, zum gleichen Zwecke Truppen nach Korea zu senden unter Mitwissen Rußlands, aber die Zahl nicht über das tatsächlich Notwendige zu erhöhen, und Übernahme der Verpflichtung durch Japan, die Truppen, sobald als ihre Mission vollendet ist, zurückzuziehen.

5. Gegenseitige Verpflichtung, keinen Teil des Territoriums von Korea für militärische Zwecke zu benutzen, noch an den Küsten von Korea irgendwelche militärische Werke aufzuführen, die geeignet wären, die Freiheit der Schiffahrt in der Straße von Korea zu bedrohen.

6. Gegenseitige Verpflichtung, denjenigen Teil Koreas, der nördlich vom 39. Breitengrad liegt, als neutrale Zone anzuerkennen, in die keine der beiden Parteien Truppen entsenden darf.

7. Anerkennung durch Japan, daß die Mandschurei und ihr Küstengebiet in jeder Beziehung außerhalb seiner Interessensphäre liegt.

8. Dieser Vertrag soll alle vorher getroffenen Abmachungen zwischen Rußland und Japan bezüglich Koreas hinfällig machen."

8. Oktober. Komura informiert den Gesandten in Petersburg, daß er mit dem russischen Gesandten in Tokio auf der Grundlage der japanischen Vorschläge und der russischen Gegenvorschläge als Basis in Verhandlungen eingetreten sei und beabsichtigt, wenn möglich, von Rußland die Anerkennung der japanischen Fundamentalbestimmungen zu erlangen, wie sie niedergelegt seien in den japanischen Vorschlägen.

16. Oktober. Baron Komura sendet an Kurino eine längere Information, in der er den Wortlaut der japanischen Amendements zu den russischen Gegenvorschlägen mitteilt.

Diese Verhandlungen dauerten zunächst bis zum 29. Oktober. Es würde zu weit führen, auf die Vorschläge und Gegenvorschläge zu den einzelnen Punkten hier einzugehen. Als Resultat der Verhandlungen ergibt sich am 29. Oktober 1905 etwa folgendes:

Ad referendum angenommen wurden folgende Artikel und in folgender Fassung:

„1. Gegenseitige Verpflichtung, die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des Kaiserreiches Korea zu respektieren.

2. Anerkennung durch Rußland der vorwiegenden japanischen Interessen in Korea und des Rechtes Japans, Korea Anweisung und Beistand (einschließlich militärischen Beistandes) zu gewähren zum Zwecke der Verbesserung der inneren Verwaltung des Kaiserreiches, soweit dadurch die Bestimmungen des Artikel 1 nicht berührt werden.

3. Verpflichtung auf seiten Rußlands, die Entwicklung der kommerziellen und industriellen Tätigkeit Japans in Korea nicht zu hindern, auch nicht irgendwelchen Maßnahmen zu widersprechen, die zu dem Zwecke unternommen werden sollten, um diese Interessen zu schützen, soweit solche Maßnahmen nicht den Bestimmungen des Artikel 1 widersprechen.

4. Anerkennung des Rechtes Japans, nach Korea Truppen zu senden zu dem in dem vorhergehenden Artikel gedachten Zweck oder zu dem Zweck, um Aufstand oder Unordnung zu

unterdrücken, die geeignet sein könnten, internationale Komplikationen herbeizuführen.

5. Wie in der russischen Fassung.

6. Gegenseitige Verpflichtung, an der koreanisch-mandschurischen Grenze eine neutrale Zone zu konstruieren, die sich 50 Kilometer weit auf beiden Seiten ausdehnt, und in die keine der beiden vertragschließenden Parteien ohne Zustimmung der anderen Truppen senden darf."

Wegen des Artikel 7, des einzigen, der sich in den russischen Gegenvorschlägen mit der mandschurischen Frage, die sonst grundsätzlich ausgeschaltet ist, beschäftigt, konnte eine Einigung nicht herbeigeführt werden. Die japanischen Amendementsvorschläge, bei denen es bisher bewenden mußte, hatten folgenden Wortlaut:

„Der Artikel 7 der russischen Fassung soll ersetzt werden durch folgende drei weitere Artikel:

7. Verpflichtung auf seiten Rußlands, die Souveränität und territoriale Integrität Chinas in der Mandschurei zu respektieren, und der freien Handelsbetätigung Japans in der Mandschurei keinen Widerstand entgegen zu setzen.

8. Anerkennung auf seiten Japans der russischen Interessen in der Mandschurei und des Rechts Rußlands, solche Maßnahmen zu treffen, die notwendig sind für den Schutz dieser Interessen, soweit diese Maßnahmen den Bestimmungen des vorhergehenden Artikels (7) nicht widersprechen.

9. Gegenseitige Verpflichtung, die Verbindung der koreanischen Eisenbahnen und der ostchinesischen Eisenbahn nicht zu hindern, wenn diese Bahnen eventuell bis zum Yalu fortgeführt werden sollten.

Artikel 8 der russischen Gegenvorschläge soll als Artikel 10 gezählt werden."

Bezüglich der nicht ad referendum angenommenen japanischen Amendements stellte sich der russische Vertreter auf den Standpunkt, daß der Artikel 7 der russischen Gegenvorschläge die einzige Kompensation für die Konzessionen bedeute, die Rußland mit Bezug auf Korea gemacht hätte, und weiterhin, daß die Zulassung japanischer Amendements zu diesem Punkte widersprechen

würde dem Prinzip, das stets von Rußland aufrecht erhalten worden sei, daß nämlich die mandschurische Frage ausschließlich Rußland und China etwas anginge und nicht das Dazwischentreten einer fremden Macht dulde. Die japanische Auffassung dagegen war die, daß Japan keinerlei Konzessionen von Rußland verlange rücksichtlich der Mandschurei, da sein Vorsatz ausschließlich darauf hinziele, daß in dem Abkommen die Prinzipien zum Ausdruck kämen, die freiwillig und mehrfach von Rußland bereits erklärt worden seien; und ferner, daß Japan in der Mandschurei vertragsmäßige Rechte und kommerzielle Interessen besäße, und daß es von Rußland eine Garantie sowohl für die Sicherheit dieser Rechte und Interessen verlangen müsse, wie für die Unabhängigkeit Koreas, das durch eine definitive Okkupation der Mandschurei seitens Rußlands ständig bedroht sein würde. Auf Grund dieser Pourparlers überreichte Baron Komura dem Baron Rosen bereits am 30. Oktober einen neuen Text des Abkommens, der auch von den bereits ad referendum angenommenen Punkten in der redaktionellen Fassung einigermaßen abwich, und demgegenüber Baron Rosen erklärte, daß die darin neu aufgenommenen Punkte über seine Kompetenz hinausgingen. Er sei daher genötigt, den vollen Text der als definitiv bezeichneten Amendements seiner Regierung nach Petersburg zu telegraphieren. Von diesem Zeitpunkt an datiert nun derjenige Teil der Verhandlungen, von dem man mit Recht behaupten kann, daß er auf der russischen Seite hinausgeschleppt worden ist, wohl schon mit Rücksicht auf die nunmehr auf beiden Seiten mit Hochdruck betriebenen Rüstungen zum Kriege. Die definitiven Vorschläge der japanischen Regierung hatten folgenden Wortlaut:

„1. Gegenseitige Verpflichtung, die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des chinesischen und koreanischen Kaiserreiches zu respektieren.

2. Anerkennung seitens Rußlands der vorwiegenden Interessen Japans in Korea und des Rechtes Japans, Korea Anweisung und Beistand einschließlich militärischen Beistands zu erteilen mit Rücksicht auf die Verbesserung der Verwaltung des koreanischen Reiches.

3. Verpflichtung auf seiten Rußlands, der kommerziellen und industriellen Tätigkeit Japans in Korea keinen Widerstand entgegenzusetzen, auch nicht denjenigen Maßnahmen sich zu widersetzen, die getroffen sind zu dem Zwecke, diese Interessen zu schützen.

4. Anerkennung auf seiten Rußlands des Rechtes Japans, nach Korea Truppen zu senden zu dem in dem vorhergehenden Artikel erwähnten Zweck oder zu dem Zweck, um Aufstand oder Mißwirtschaft zu unterdrücken, von denen sich annehmen läßt, daß sie zu internationalen Verwicklungen führen werden.

5. Verpflichtung auf seiten Japans, an den Küsten Koreas keine militärischen Werke aufzuführen, die geeignet wären, die Freiheit der Schiffahrt in den Straßen Koreas zu bedrohen.

6. Gegenseitige Verpflichtung, an der koreanischen Grenze eine neutrale Zone zu errichten in einer Ausdehnung von 50 Kilometern auf beiden Seiten, in die keine der kontrahierten Parteien ohne Zustimmung der anderen soll Truppen senden dürfen.

7. Anerkennung auf seiten Japans, daß die Mandschurei außerhalb ihrer speziellen Interessensphäre liegt, und Anerkennung auf seiten Rußlands, daß Korea außerhalb seiner speziellen Interessensphäre liegt.

8. Anerkennung seitens Japans der speziellen russischen Interessen in der Mandschurei und des Rechtes Rußlands, solche Maßnahmen zu treffen, die notwendig sein könnten, um diese Interessen zu schützen.

9. Verpflichtung auf seiten Japans, die Handels- und Aufenthaltsrechte, sowie die Errungenschaften, die Rußland kraft seiner vertraglichen Verpflichtungen mit Korea erworben hat, nicht zu beeinträchtigen, und Verpflichtung auf seiten Rußlands, die Handels- und Aufenthaltsrechte, sowie die Errungenschaften, die Japan kraft seiner vertraglichen Verpflichtungen mit China erworben hat, nicht zu beeinträchtigen.

10. Gegenseitige Verpflichtung, sich nicht dem Anschluß der koreanischen Eisenbahn an die Ostchinesische Eisenbahn

zu widersetzen, wenn diese Eisenbahnen eventuell bis zum Yalu fortgeführt werden sollten.

11. Dieser Vertrag soll alle vorausgegangenen Verträge zwischen Japan und Rußland rücksichtlich Koreas ersetzen."

Bei gerechter Würdigung der Sachlage muß man anerkennen, daß Japan, abgesehen von den kleinen redaktionellen Änderungen, die von nebensächlicher Bedeutung sind, in den Kardinalpunkten Rußland in diesen Vorschlägen einigermaßen entgegengekommen ist. Es muß festgestellt werden, daß bis zu diesem Zeitpunkte Rußland bestrebt war, die Mandschurei ganz und gar aus dem Vertrage auszuschließen und mit Japan ein Abkommen zu treffen, daß sich ausschließlich auf Korea bezog, während es für Japan von besonderer Wichtigkeit war, bei dieser Gelegenheit auch die mandschurische Frage zu ordnen. Aus diesem Grunde geschah es, daß im Artikel 7 bezüglich des Verhältnisses Rußlands zu Korea und Japans zur Mandschurei ein Reziprozitätsverhältnis hergestellt wurde, daß seitens Rußlands vielleicht hätte angenommen werden können, zumal es ergänzt wurde durch ein zweites Reziprozitätsverhältnis, das sich auf die von Japan zweifellos bereits in China und damit in der Mandschurei und von Rußland zweifellos in Korea erworbenen vertragsgemäßen, sowie kommerziellen und Aufenthalts-Rechte bezog, wie es in Artikel 9 ausgesprochen ist. Auch Artikel 8 bedeutete insofern ein Entgegenkommen, als Japan die Einschränkung hat fallen lassen, daß Rußland ausschließlich für Wahrung seiner Eisenbahninteressen Maßnahmen in der Mandschurei sollte ergreifen dürfen, wenngleich wohl auch angenommen werden darf, daß die Japaner sich die reservatio mentalis vorbehielten, daß die russischen Interessen in der Mandschurei mehr oder weniger ausschließlich nur Eisenbahninteressen seien. Besonders wichtig war aber das Entgegenkommen Japans in der Frage des Anschlusses der koreanischen Eisenbahn an die chinesische. Die neue Fassung des Artikel 10 verlangte von Rußland nicht mehr, daß es sowohl den Anschluß der Imperial Chinese Railway, wie die Verlängerung der koreanischen Eisenbahn über den Yalu hinweg und ihren Anschluß an die Chinese Eastern Railway bewilligen sollte, vielmehr verlangte

es nur noch ausschließlich, daß Rußland sich nicht einer Verbindung der koreanischen Eisenbahn mit der russischen Chinese Eastern Railway widersetzen sollte, falls beide Bahnen bis zum Yalu fortgeführt werden sollten. So ersichtlich auch die Absicht sein mag, die Japan mit der Verfechtung dieser Forderung im Auge hatte, so ließ doch der Wortlaut dieses Artikels den Russen die Möglichkeit, ihrerseits überhaupt auf einen Ausbau der Chinese Eastern Railway in der Richtung auf den Yalu hin zu verzichten. Wenn die Bedingung des Artikels 10 nicht eintrat, dann wäre ja auch seine für Rußland unangenehme Bestimmung nicht in Betracht gekommen. Das Motiv aber dafür, daß Rußland auch noch an dieser Fassung des Artikel 10 Anstoß nahm, dürfte in erster Linie darin zu suchen sein, daß Rußland dem widerstrebte, daß die japanischen Bahnen in Korea Vorteil gewinnen sollten von der transsibirischen Eisenbahn, und man fürchtete wohl durch eine vertragliche Festlegung des Eventualprojektes der Abzweigung der ostchinesischen Eisenbahn nach dem Yalu Japans Ansprüche auf die Ausführung des Planes zu begründen, die eventuell zu den in der Anmerkung S. 375 ff. klargelegten, für Rußland so bedenklichen Konsequenzen geführt hätten, die sich noch kompliziert hätten, wenn etwa Japan auf Grund einer von China noch zu erwerbenden Konzession, gegen die sich rechtlich nichts hätte einwenden lassen, selbst zum Ausbau der Anschlußstrecke geschritten wäre, was sich nach den Intentionen des ersten japanischen Entwurfs durchaus annehmen ließ.

In einem Telegramm vom 1. November 1903 weist Baron Komura den japanischen Gesandten in St. Petersburg an, bei dem stellvertretenden Minister für auswärtige Angelegenheiten in Abwesenheit des Grafen Lamsdorff die Annahme der endgültigen Amendementsvorschläge der Japanischen Regierung zu empfehlen und ihm auszusprechen, daß die Japanische Regierung bei der Abfassung der fraglichen Vorschläge nicht verfehlt hätte, die Wünsche der Russischen Regierung voll zu würdigen. Die Japanische Regierung hätte, indem sie einen Vertrag vorgeschlagen habe, der die Unabhängigkeit und territoriale Integrität beider Länder, China sowohl wie Korea, zum Gegenstand haben sollte, von der Russischen Regierung nur eine Festlegung der-

jenigen Versicherungen gewünscht, die schon selbständig von Rußland ausgesprochen wären, und wenn Rußland sich bereit finden ließe, ein derartiges Abkommen bezüglich Koreas zu treffen, so sei kein Grund ersichtlich, weshalb sich dieses nicht auch auf China mit beziehen sollte. Die Japanische Regierung sei bereit, zuzugestehen, daß die mandschurische Frage, sofern sie nicht ihre eigenen Rechte und Interessen berühre, eine ausschließlich russisch-chinesische Angelegenheit sei; indessen hätte Japan wichtige Rechte und Interessen in jener Gegend, und die Japanische Regierung sei der Meinung, wenn sie erkläre, daß die Mandschurei außerhalb ihrer speziellen Interessensphäre liege, so sei sie sicherlich auch berechtigt, eine entsprechende Versicherung auf seiten Rußlands zu verlangen, daß Japan seine kraft seiner Verträge mit China dort erworbenen Interessen anerkennt. Es sei der Zweck der gegenwärtigen Verhandlungen zwischen Japan und Rußland, gerade in den Gegenden des fernen Osten, wo gemeinsame Interessen beider Mächte vorlägen, die speziellen Interessen Japans und Rußlands festzustellen. Die japanische Regierung hätte nicht annehmen können, daß die russische bei der Annahme der Einladung zu Verhandlungen diese ausschließlich auf die Gebiete hätte beschränken wollen, in denen nur Japan besondere Interessen besäße — gemeint ist Korea.

Nachdem Kurino am 2. November diesen Instruktionen gemäß beim Fürsten Obolensky gewirkt hatte, der erneut erklärte, in der Hauptsache biete nur die Eisenbahnfrage Schwierigkeiten, hatte er am 13. November eine Unterredung mit dem von seiner Reise zurückgekehrten Grafen Lamsdorff. Auf das Drängen Kurinos hin wurde ihm vom Grafen Lamsdorff erklärt, Alexejeff und Baron Rosen hätten erneut Auftrag erhalten, Gegenvorschläge auszuarbeiten. Als Kurino darauf zu sprechen kam, daß Prinz Obolensky die Verbindung der koreanischen und mandschurischen Eisenbahnen als die Hauptschwierigkeit zur Verständigung hingestellt hätte, erklärte ihm Lamsdorff, daß es seiner Meinung nach die mandschurische Frage sei, die beide Teile trenne. Er hätte ja von Anfang an betont, daß diese Frage ausschließlich Rußland und China etwas anginge, und er müßte seiner Regierung das Recht reservieren, alle Maßnahmen zu treffen, die

geeignet seien, um die Sicherheit der ganz außerordentlichen Interessen Rußlands in der Mandschurei zu gewährleisten, und zwar durch ein Abkommen mit China. Kurino erwiderte, daß Japan ausschließlich das Recht für sich in Anspruch nähme, zu verlangen, daß die Unabhängigkeit und territoriale Integrität Chinas respektiert, und die Rechte und Interessen Japans in dieser Gegend formell garantiert würden. Lamsdorff antwortete, der Widerstand beziehe sich mehr auf die Form, als auf den Inhalt des Vorschlages. In der Mandschurei hätten auch andere Mächte Rechte und Interessen, und Rußland könnte bezüglich der Mandschurei nicht in besondere Verhandlungen eintreten mit jeder einzelnen dieser Mächte. Kurino entgegnete, wenn die russische Regierung im Prinzip mit Japan einig sei, so sei es nur auf das tiefste zu bedauern, wenn eine Verständigung sich nicht sollte erreichen lassen in der Hauptsache nur deshalb, weil man nicht eine passende Form für diese ausfindig machen könnte, und daß er nichts anderes könne, als den Minister auf das eindringlichste zu ersuchen, seinen Einfluß dahin geltendzumachen, daß eine befriedigende Lösung herbeigeführt werde.

Es kann kein Zweifel sein, daß das Haupthindernis für das Zustandekommen einer Verständigung Alexejeff bildete, der auch unter Umgehung des Baron Rosen am 14. November seine Meinung über die Gegenvorschläge direkt nach St. Petersburg telegraphierte. Am 21. noch war Baron Rosen ohne weitere Instruktionen. Die japanische Regierung wurde immer dringender mit ihrer Forderung, die Verhandlungen zu beschleunigen. Als Kurino am 22. November zu diesem Zwecke erneut bei Lamsdorff vorsprach, gab dieser unumwunden seinen Standpunkt folgendermaßen zu erkennen:

Rußland sei bereit, mit Japan sofort ein Abkommen bezüglich Koreas zu treffen, selbst mit bedeutenden Konzessionen, aber soweit die Mandschurei in Betracht käme, so hätte Rußland einmal von dem Land Besitz ergriffen mit dem Rechte des Eroberers. Trotzdem sei es bereit, die Mandschurei an China zurückzugeben, aber nur unter gewissen Garantien seitens Chinas, die Sicherheit gewährleisteten für die enormen Interessen, die Rußland in der Mandschurei besäße. Solange China auf seiner Weigerung be-

stünde, diese Garantien zu geben, sei es nicht möglich für Rußland, mit einer dritten Macht bezüglich der Mandschurei zu einem Abkommen zu gelangen. — Kurino erwiderte, daß es Japan durchaus nicht darauf ankomme, sich zwischen die russisch-chinesischen Verhandlungen zu drängen. Es wünsche nichts weiter, als daß die Unabhängigkeit und territoriale Integrität Chinas erneut durch Rußland anerkannt werde, und daß russischerseits die wichtigen japanischen Interessen in der Mandschurei sichergestellt würden. Er fügte hinzu, daß, wenn eine solche Entente zustande gekommen sei, vielleicht auch die Verhandlungen zwischen Rußland und China leichter zu Ende geführt werden könnten. Weiteren Erörterungen ging Lamsdorff dadurch aus dem Wege, daß er den Gesandten aufforderte, ihm in einer Note seine Gesichtspunkte schriftlich zu fixieren; er wolle dann die Note bei dem Zaren gelegentlich einer Audienz, die er am 25. November hätte, überreichen. Kurino fügt seinem Bericht hinzu: „Ich entnehme dem Tone der Unterredung mit dem Grafen Lamsdorff, daß die vom Admiral Alexejeff vorgeschlagenen Modifikationen unseren Vorschlägen bezüglich Chinas und der Mandschurei ungünstig sind."

Am 28. November drängt Komura erneut, daß Kurino das Resultat der Audienz Lamsdorffs beim Zaren in Erfahrung bringt. Die telegraphische Anfrage kreuzte sich mit einem Telegramm Kurinos vom 27. November, worin dieser berichtete, daß die Audienz wegen der Krankheit der Kaiserin nicht stattgefunden hätte, daß aber seine Note am 22. durch Lamsdorff an den Kaiser übersandt worden sei. Daraufhin erteilt Baron Komura dem Gesandten Auftrag, dem Grafen Lamsdorff so bald wie möglich und so eindrucksvoll wie möglich mitzuteilen, Japan hätte vom ersten Augenblicke an einer schleunigen Lösung der Fragen, die bisher den Gegenstand der Verhandlungen zwischen Japan und Rußland gebildet hätten, die größte Wichtigkeit beigemessen. Er sei der Ansicht, daß in einer Angelegenheit von so vitaler Bedeutung für beide Teile eine schnelle Entschließung von größter Wichtigkeit sei für einen befriedigenden Abschluß. Die japanische Regierung hätte ihrerseits während des Ganges der Verhandlungen stets auf alle Vorschläge Rußlands prompt geantwortet. Die Verhandlungen erstreckten sich nun aber bereits über vier

Monate, und noch sei ihr Ende nicht abzusehen. Unter diesen Umständen könne die japanische Regierung die Lage nur als außerordentlich ernst betrachten, wofür in erster Linie die Verzögerung der Verhandlungen verantwortlich sei. Als Kurino am 3. Dezember vom Grafen Lamsdorff empfangen wurde, verschanzte sich dieser erneut dahinter, daß mit Alexejeff und Baron Rosen ständig verhandelt werde, und daß eine endgültige Antwort erst nach einer erneuten Audienz am Dienstag der folgenden Woche gegeben werden könne. Am 9. Dezember schließlich kann Kurino mitteilen, daß am Tage zuvor Alexejeff und Baron Rosen den Auftrag erhalten hätten, die Verhandlungen fortzusetzen in Verbindung mit den von Admiral Alexejeff vorgeschlagenen neuen Gegenvorschlägen. Über die Natur dieser Gegenvorschläge weigerte sich Lamsdorff, dem Gesandten Auskunft zu erteilen mit Rücksicht darauf, daß diese Vorschläge innerhalb von zwei oder drei Tagen durch den Baron Rosen in Tokio überreicht werden würden. Die auch in der Tat am 12. Dezember überreichten zweiten russischen Gegenvorschläge lauteten folgendermaßen:

„1. Gegenseitige Verpflichtung, die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des koreanischen Reiches zu respektieren.

2. Anerkennung auf seiten Rußlands der vorwiegenden Interessen Japans in Korea und des Rechtes Japans, Korea behilflich zu sein mit Anweisungen für die Verbesserungen der Zivilverwaltung.

3. Verpflichtung seitens Rußlands, der industriellen und kommerziellen Tätigkeit Japans in Korea keine Hindernisse in den Weg zu legen, auch der Ergreifung von Maßnahmen zum Schutze dieser Interessen sich nicht zu widersetzen.

4. Anerkennung auf seiten Rußlands des Rechtes Japans, zu dem oben erwähnten Zweck, oder um Aufstand oder Mißwirtschaft zu unterdrücken, die geeignet sind, internationale Verwicklungen herbeizuführen, Truppen nach Korea zu senden.

5. Gegenseitige Verpflichtung, keinen Teil des koreanischen Territoriums zu strategischen Zwecken zu benutzen, auch nicht an der Küste von Korea irgendwelche militärische Werke aufzuführen, die geeignet sein könnten, die Freiheit der Schiffahrt in den Straßen Koreas zu bedrohen.

6. Gegenseitige Verpflichtung, den Teil Koreas, der nördlich vom 39. Breitengrad liegt, als eine neutrale Zone anzuerkennen, in die von keiner der beiden kontrahierenden Parteien Truppen entsendet werden dürfen.

7. Gegenseitige Verpflichtung, den Anschluß der koreanischen und der ostchinesischen Eisenbahnen nicht zu hindern, wenn diese Eisenbahnen bis zum Yalu fortgeführt werden sollten.

8. Abschaffung aller früheren Verträge zwischen Rußland und Japan bezüglich Koreas."

Es mag bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht werden, daß auch der Hafen von Gensan innerhalb des von Rußland als neutrale Zone vorgeschlagenen Teiles Koreas liegt. Die Annahme der russischerseits vorgeschlagenen neutralen Zone hätte also Japan nicht das Recht gegeben, selbst nicht zum Schutze seiner dortigen Interessen Truppen nach Gensan zu entsenden. In diesen Vorschlägen geht Rußland bezüglich der Mandschureifrage um keinen Schritt zurück. Zunächst schließt es grundsätzlich jede Verständigung über die Unabhängigkeit und territoriale Integrität Chinas aus. In Artikel 2 wird durch die Betonung des Wortes „Zivil"-Verwaltung das Recht Japans ausgeschlossen, Korea auch auf militärischem Gebiete Beistand und Anweisung zu erteilen. In Artikel 4 ist, gegenüber den früheren russischen Vorschlägen, die Verpflichtung Japans fallen gelassen worden, Rußland die Entsendung von Truppen nach Korea anzuzeigen und dafür zu sorgen, daß diese nicht die im einzelnen Falle notwendige Zahl überschreiten und sofort nach Erfüllung ihrer Aufgabe zurückgezogen werden müssen. Artikel 5 ist gegenüber der früheren russischen Fassung unverändert, ebenso Artikel 6. Artikel 7 dagegen bedeutet ein Nachgeben gegenüber den japanischen Forderungen in der Eisenbahnfrage und ist identisch mit Artikel 10 des letzten japanischen Vorschlages, der allerdings nur unter der Voraussetzung des Artikels 6 der russischen Vorschläge den Russen annehmbar erscheint, da auf diese Weise Rußland, zumal wenn die Anschlußstation auf das rechte Ufer des Yalu gekommen wäre, diesen Anschluß selbst unter seiner direkten, auch militärischen Kontrolle,

gehabt hätte, während für Japan der ihm abgewandte Teil der neutralen Zone, in die es keine Truppen entsenden durfte, am Yalu endete. Hätte Rußland die von japanischer Seite vorgeschlagene 50 Kilometerzone auf beiden Seiten des Yalu angenommen, so würde die Verbindungsstation auf neutrales Gebiet gekommen sein; so aber hätte Rußland die Übergangsstation, auch wenn sie auf das linke Yalu-Ufer gekommen wäre, unter seiner absoluten Kontrolle gehabt.

Mit Recht protestierte daher in einer Verbalnote, die durch die Vermittlung Kurinos am 23. Dezember in Petersburg überreicht wurde, Japan dagegen, daß Rußland zwar prinzipiell die Einladung Japans angenommen hätte, sich über diejenigen Teile Ostasiens, in denen beiderseitige Interessen vorhanden seien, zu verständigen, indessen sich zu keinerlei Schritten verstanden hätte, die eine volle Realisierung dieser Wünsche bedeuteten, die doch als Vorbedingung für die Aufnahme der Verhandlungen mit beiderseitiger Zustimmung angenommen worden seien. Die Verbalnote fordert die russische Regierung direkt auf, ihren Standpunkt nach dieser Richtung hin zu ändern, und stellt nunmehr das ausdrückliche Verlangen, daß zu den russischen Gegenvorschlägen folgende Amendements angenommen werden müßten:

„Artikel 2 soll lauten:

‚Anerkennung auf seiten Rußlands der vorwiegenden Interessen Japans in Korea und des Rechtes Japans, Korea Anweisung und Beistand zu gewähren mit Bezug auf die Verbesserung der Verwaltung des Kaiserreichs Korea [1].'

Artikel 5 soll lauten:

‚Gegenseitige Verpflichtung an der koreanischen Küste keinerlei militärische Werke aufzuführen, die geeignet sind, die Freiheit der Schiffahrt in den Straßen von Korea zu bedrohen [2].“

Artikel 6 soll ganz unterdrückt werden.“

[1] Der Verwaltung des Kaiserreiches Korea schlechthin, nicht ausschließlich der Zivilverwaltung.

[2] Der Vordersatz ist fortgefallen.

Weiterhin erhält Kurino Auftrag, erneut auf eine schnelle Antwort zu drängen, aber erst am 7. Januar 1904 überreichte Baron Rosen dem japanischen Minister des Auswärtigen, Baron Komura, die russische Antwortnote, die folgenden Wortlaut hatte:

„Die russische Regierung hat kein Bedenken gegen das japanische Amendement zu Artikel 2 der russischen Gegenvorschläge in der japanischen Fassung, ist aber der Meinung, daß notwendig sei, aufrecht zu erhalten:

1. den Originalwortlaut des Artikel 5, der bereits von der kaiserlichen Regierung angenommen worden ist in der Form:

‚Gegenseitige Verpflichtung, keinen Teil Koreas zu strategischen Zwecken zu benutzen und auch an den Küsten Koreas keine militärischen Werke aufzuführen, die geeignet seien, die Freiheit der Schiffahrt in den Straßen Koreas zu bedrohen.‘

2. den Artikel 6, der sich mit der neutralen Zone beschäftigt und das zu dem ausgesprochenen Zweck, den die japanische Regierung ebenfalls im Auge hatte, d. h. alles auszuschalten, das in der Zukunft zu Mißverständnissen führen könnte. Eine ähnliche Zone beispielsweise existiert zwischen den russischen und britischen Besitzungen in Zentralasien."

Falls diese Bedingungen angenommen werden sollten, wäre die kaiserliche Regierung bereit, in das vorgeschlagene Abkommen einen Artikel folgenden Wortlautes einzufügen:

„Anerkennung seitens Japans, daß die Mandschurei und ihre Küste außerhalb ihrer Interessensphäre liege, während Rußland innerhalb der Grenzen dieser Provinz weder Japan noch andere Mächte hindern will in der Ausübung von Rechten und Privilegien, die von diesen durch noch gültige Verträge mit China erworben worden sind, abgesehen von dem Rechte, Niederlassungen zu errichten [1]."

[1] Indem Rußland das Recht für sich in Anspruch nahm, fremde Niederlassungen in der Mandschurei auszuschließen, beeinträchtigte es entschieden die Hoheitsrechte Chinas in der Mandschurei, dem damit die Möglichkeit benommen



Unter dem 13. Januar überreichte Kurino im Auftrage Komuras eine neue Verbalnote, in der zum ersten Male ausgesprochen ist, daß zum Zwecke einer ‚friedlichen Lösung' der schwebenden Fragen folgende Modifikationen auf japanischer Seite als notwendig erachtet würden:

„1. Unterdrückung des ersten Satzes in Artikel 5, der am 11. Dezember 1903 von Baron Rosen überreichten zweiten russischen Gegenvorschläge, der die Benutzung irgendeines Teiles Koreas zu strategischen Zwecken ausschließt.

2. Unterdrückung des ganzen Artikels, der sich auf die neutrale Zone bezieht.

3. Aufnahme folgender Vertragsbestimmungen, die sich auf die Mandschurei beziehen:

‚a) Anerkennung auf seiten Japans, daß die Mandschurei und ihre Küsten außerhalb seiner Interessensphäre liegt, und Verpflichtung seitens Rußlands, die territoriale Integrität Chinas in der Mandschurei anzuerkennen.

b) Rußland verpflichtet sich, innerhalb der Mandschurei weder Japan noch andere Mächte zu hindern an der Ausnutzung der Rechte und Privilegien, die von diesen durch noch bestehende Verträge mit China erworben sind.

c) Anerkennung auf seiten Rußlands, daß Korea und seine Küsten außerhalb seiner Interessensphäre liegt.'

4. Aufnahme eines Artikels:

‚Anerkennung auf seiten Japans der speziellen Interessen Rußlands in der Mandschurei und des Rechtes Rußlands, diejenigen Maßnahmen zu ergreifen, die notwendig sind für den Schutz dieser Interessen.'"

Die Gründe für die Amendements seien bereits früher voll zum Ausdruck gekommen. Nur das solle noch erwähnt werden,

war, weitere Häfen und Städte in dieser Provinz dem Fremdhandel zu eröffnen. Somit bedeutete dieses Verlangen ein Eingreifen in die gemeinsamen Interessen aller mit China im Vertragsverhältnis stehenden Mächte.

daß die Unterdrückung der Klausel, die die Errichtung von Niederlassungen in der Mandschurei zum Gegenstand hätte, deshalb gefordert werde, weil sie im Widerspruch stünde zu den Festsetzungen des neuen Handelsvertrages zwischen Japan und China. Hinzugefügt wird ferner, daß die japanische Regierung auch jetzt noch vom Geiste des Entgegenkommens beseelt sei, aber daß ein weiterer Verzug in der Lösung dieser Streitfragen für beide Länder außerordentliche Nachteile mit sich bringen würde. Zehn Tage nach Überreichung der Verbalnote erhielt Kurino Auftrag, anzufragen, wann die Antwort auf die letzte japanische Note zu erwarten sei. Lamsdorff läßt sich aber in einer Audienz, die er Kurino am 24. Januar gewährt, nicht auf Einzelheiten ein, bezeichnet vielmehr den 26. als den Tag eines Ministerrates, der sich mit der Angelegenheit zu beschäftigen hätte. Am 26. Januar beauftragte Komura den Gesandten durch ein Telegramm etwa folgenden Inhalts:

„Da die Situation keine weiteren Verzögerungen zulasse, so solle der Gesandte den Grafen Lamsdorff so bald als irgend tunlich aufsuchen und ihm aussprechen, daß eine weitere Verzögerung der gegenwärtigen Lage der Dinge als geeignet erscheine, den Ernst der Lage zu verschärfen, und es sei die dringende Hoffnung der japanischen Regierung, daß sie mit einer baldigen Antwort beehrt werde; auch wünsche sie zu wissen, wann sie den Empfang der Antwort erwarten dürfe."

Lamsdorff erklärte dem Gesandten, daß der Kriegsminister, der Marineminister und andere Autoritäten eingeladen seien zu einer Besprechung am 28. Januar, daß ihr Gutachten dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt werden würde, und daß es auch die Absicht des Admirals Alexejeff sei, nach Petersburg zu kommen; aber diese letztere Idee sei aufgegeben worden, und man hätte nur telegraphisch sein Gutachten eingefordert. Unter diesen Umständen könne er nicht genau sagen, wann die Antwort erteilt werden würde. Indessen würde sie keine besondere Verzögerung erleiden. Außerdem, fügte er hinzu, hätte er aus offiziellen Quellen die Meldung erhalten, daß Japan eine beträchtliche Anzahl von Truppen, Munition und Kriegsmaterial nach Korea ge-

sandt hätte, und ersuche um Aufklärung. Der Gesandte erklärte, davon nichts zu wissen, gab aber im Auftrage Kurinos am 28. Januar die offizielle Erklärung ab, daß neuerdings nach Korea keine Truppen, auch keine Munition abgegangen seien außer derjenigen, die dem gewöhnlichen Gebrauch der in Korea stationierten japanischen Truppen diente. Gleichzeitig sollte Kurino etwas über den Inhalt jener Ministerkonferenz am 28. in Erfahrung bringen; gegenüber der ausweichenden Antwort Lamsdorffs erklärte Kurino, daß es eine dringende Notwendigkeit sei, die Absendung der Antwort so sehr als möglich zu beschleunigen, da eine Fortsetzung der gegenwärtigen Situation nicht nur unerwünscht, sondern vielmehr gefährlich sei.

Am 1. Februar erklärte Lamsdorff auf das Drängen der japanischen Regierung, er erkenne voll den Ernst der gegenwärtigen Lage an und würde selbst drängen, daß die Antwort so schnell wie möglich abgesendet werde, aber die Frage sei sehr ernst und dürfe nicht leichthin behandelt werden. Dazu käme, daß die Meinungen der Minister und des Admirals Alexejeff erst in Übereinstimmung gebracht werden müßten. Hieraus entstehe natürlich Verzögerung. Bezüglich des Datums, an dem eine Antwort abgesandt werden könnte, sei er daher nicht in der Lage, genaue Mitteilung zu machen, zumal alles durchaus abhinge von der Entscheidung der Kaisers; aber er wolle nicht verfehlen, seinen Einfluß zu benutzen, um die Angelegenheit zu beschleunigen.

Nach diesen nichtssagenden Versicherungen hielt es die japanische Regierung für notwendig, die Unterhandlungen abzubrechen. Es geschah das infolge des nachstehenden, in entsetzlichen Schachtelsätzen abgefaßten Telegramms Komuras an Kurino:

„Tokio, am 5. Februar, 2 Uhr 15 Minuten nachmittags.

Da eine weitere Hinausziehung der gegenwärtigen Situation nicht geduldet werden kann, hat sich die Kaiserliche Regierung entschlossen, die schwebenden Verhandlungen abzubrechen und solche unabhängigen Schritte zu unternehmen, die ihr notwendig erscheinen, um ihre bedrohte Stellung zu verteidigen und ihre Rechte und Interessen zu schützen. Vom Unterzeichneten sind Sie hierdurch beauftragt, an den Grafen Lamsdorff un-

mittelbar nach Empfang dieses Telegramms eine offizielle Note folgenden Inhalts abzusenden:

‚Der unterzeichnete Außerordentliche Gesandte und Bevollmächtigte Minister Seiner Majestät des Kaisers von Japan hat die Ehre, im Verfolg seiner von seiner Regierung erhaltenen Instruktionen Ew. Excellenz, dem Minister für auswärtige Angelegenheiten Seiner Majestät des Kaisers aller Russen, folgendes zu eröffnen:

Die Regierung Seiner Majestät des Kaisers von Japan betrachtet die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des Kaiserreiches Korea als Bestandteil ihrer eigenen Ruhe und Sicherheit, und sie ist infolgedessen nicht in der Lage, gleichgültig irgendeiner Handlung zuzusehen, die darauf abzielt, die Lage Koreas zu bedrohen. Die beharrliche Verwerfung der japanischen Vorschläge bezüglich Koreas seitens der Kaiserlichen Russischen Regierung durch unannehmbare Amendements, Vorschläge, deren Annahme die Kaiserliche Japanische Regierung als unumgängliche Versicherung der Unabhängigkeit und territorialen Integrität des Kaiserreiches Korea und der Sicherstellung der vorwiegenden Interessen Japans auf der Halbinsel ansieht, in Verbindung mit der beharrlichen Weigerung seitens der Kaiserlichen Russischen Regierung, die Verpflichtung einzugehen, die territoriale Integrität Chinas in der Mandschurei zu respektieren, die ernstlich bedroht ist durch die fortgesetzte Okkupation dieser Provinz, trotz ihrer vertraglichen Verpflichtungen gegenüber China, und ihrer wiederholten Versicherungen gegenüber anderer Mächte, die in dieser Gegend Interessen besitzen, hat es für die Kaiserliche Regierung notwendig gemacht, ernstlich zu überlegen, welche Maßnahmen der Selbstverteidigung sie dieserhalb zu ergreifen hat. Bei den gegenwärtigen Verzögerungen, die völlig unaufgeklärt geblieben sind, und bei der militärischen Tätigkeit zur See und zu Lande, die schwerlich zu vereinbaren ist mit durchaus friedlichen Absichten, hat die Kaiserliche Regierung in den darauf bezüglichen Verhandlungen einen Grad von Geduld geübt, der nach ihrer Meinung einen vollen Beweis darstellt für die Loyalität ihres Wunsches, von

den Beziehungen mit der Kaiserlichen Russischen Regierung jede Ursache für spätere Mißverständnisse zu beseitigen. Da die Kaiserliche Regierung aber in ihren Anstrengungen keine Aussicht auf Erfolg sieht, bei der Kaiserlichen Russischen Regierung Geneigtheit, sei es zu den mäßigen, unselbstsüchtigen Vorschlägen Japans sei es zu irgendwelchen anderen Vorschlägen, die gleichfalls auf eine Herstellung eines festen und dauernden Friedens im fernen Osten gerichtet sind, zu finden, so blieb ihr keine andere Entschließung mehr übrig, als die gegenwärtigen vergeblichen Verhandlungen abzubrechen. Indem sich die Kaiserliche Regierung für diesen Schritt entschließt, nimmt sie für sich das Recht in Anspruch, solche unabhängigen Maßnahmen zu treffen, die am besten geeignet sind, sowohl ihre bedrohte Stellung zu festigen und zu verteidigen, wie ihre erworbenen Rechte und legitimen Interessen zu schützen.

Der Unterzeichnete."

Gleichzeitig erhielt Kurino Auftrag, den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Japan und Rußland der russischen Regierung gleichzeitig mit dem Tage seiner Abreise zu notifizieren. Am 6. Februar überreichte Kurino die beiden Offizialnoten und kündigte seine Abreise von Petersburg mitsamt seinem Stabe auf den 10. Februar 1904 an. Es erfolgten nun noch eine Anzahl von öffentlichen Erklärungen und Gegenerklärungen. Am 8. Februar wurde im japanischen Kronrat beschlossen, den Belagerungszustand zu erklären, und am 9. Februar eröffneten die Japaner die Feindseligkeiten, indem sie gleichzeitig im Hafen von Tschemulpo zwei russische Kriegsschiffe und auf der Reede von Port Arthur das dort mit kriegsmäßigen Übungen beschäftigte russische Geschwader angriffen. Die beiderseitigen formellen Kriegserklärungen tragen das Datum des 10. Februar 1904, der den offiziellen Beginn des zweiten Krieges anzeigt, den Japan unternimmt für die — „Unabhängigkeit" Koreas.

Vierter Abschnitt.

Japans Verhältnis zu Korea während und nach dem Kriege.

Es ist nicht die Absicht und auch völlig zwecklos, hier auf die kriegerischen Ereignisse selbst einzugehen. Wichtig ist aber die Art und Weise, wie Japan sich gleich zu Beginn des Krieges des unabhängigen Koreas zu vergewissern suchte. Leider hat die japanische Regierung ihre gewiß interessanten Verhandlungen mit Korea nicht mit derselben Offenheit preisgegeben, wie diejenigen mit Rußland. Infolgedessen ist man darauf beschränkt, den Text der Verträge zur Kenntnis zu nehmen, die die Resultate dieser Verhandlungen festlegen. Auch kommt hinzu, daß man bezüglich ihres Tenors durchaus auf die Veröffentlichungen in der japanischen Presse als Quelle angewiesen ist.

Bereits knapp 14 Tage nach dem Ausbruch des Krieges wurde folgender Vertrag zwischen Japan und Korea, und zwar am 23. Februar 1904 in Soul, unterzeichnet:

> „Herr Hayashi, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Seiner Majestät des Kaisers von Japan, und Generalmajor Yi tchi yong, interimistischer Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten Seiner Majestät des Kaisers von Korea, beide mit den erforderlichen Vollmachten zu diesem Zweck versehen, sind über folgende Artikel übereingekommen:
>
> Artikel 1.
>
> Zu dem Zweck, eine dauernde und feste Freundschaft zwischen Japan und Korea aufrecht zu erhalten und den Frieden im äußersten Osten dauerhaft sicher zu stellen, wird die Kaiserliche Koreanische Regierung volles Vertrauen auf die Kaiserliche Japanische Regierung setzen und die Ratschläge der letzteren bezüglich Verbesserung in der Verwaltung annehmen.
>
> Artikel 2.
>
> Die Kaiserliche Japanische Regierung wird im Geiste unverbrüchlicher Freundschaft die Sicherheit und Ruhe des Koreanischen Kaiserhauses sicherstellen.

Artikel 3.

Die Kaiserliche Japanische Regierung garantiert ausdrücklich die Unabhängigkeit und die territoriale Integrität des Kaiserreichs Korea.

Artikel 4.

Sollte die Wohlfahrt des Koreanischen Kaiserhauses oder die territoriale Integrität Koreas durch den Angriff einer dritten Macht oder innere Unruhen gefährdet werden, so wird die Kaiserliche Japanische Regierung sofort die notwendigen Maßregeln ergreifen, welche die Umstände erfordern, und in solchen Fällen wird die Kaiserliche Koreanische Regierung alle Erleichterungen gewähren, um das Vorgehen der Kaiserlichen Japanischen Regierung zu unterstützen.

Zur Erreichung des oben erwähnten Zweckes darf die Kaiserliche Japanische Regierung, wenn die Umstände es erfordern, solche Plätze besetzen, deren Okkupation von strategischen Gesichtspunkten aus etwa notwendig erscheint.

Artikel 5.

Die Regierungen beider Länder dürfen in Zukunft ohne beiderseitige Zustimmung mit einer dritten Macht keinerlei Abkommen schließen, das den Grundsätzen des vorliegenden Protokolls zuwiderlaufen könnte.

Artikel 6.

Einzelheiten mit Bezug auf das vorliegende Protokoll werden, je nachdem es die Umstände erfordern, zwischen dem japanischen Vertreter und dem koreanischen Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten vereinbart werden."

Das Abkommen läßt bezüglich seines Sinnes wenig an Deutlichkeit zu wünschen übrig. Die Verpflichtung der koreanischen Regierung, die Ratschläge der Japaner bezüglich der Verbesserungen in der Regierung des Landes a priori anzunehmen, bestimmt, daß Japans Wünsche für die koreanische Regierung Gesetz sind

und als solche anerkannt werden müssen. Die ausdrückliche Garantie der Unabhängigkeit und territorialen Integrität Koreas bezieht sich dabei nur noch ausschließlich auf das Ausland, da Korea Japan gegenüber nicht mehr eine Unabhängigkeit und territoriale Integrität geltend machen kann, nachdem es sich von Japans Ratschlägen abhängig gemacht hat und durch den Vertrag in Wahrheit zu einem nicht einmal mehr in seiner inneren Verwaltung autonomen Gebietsteile Japans geworden ist. Artikel 4 sieht daher auch ausschließlich eine Gefährdung des koreanischen Kaiserhauses und der territorialen Integrität durch Aufstand koreanischer Untertanen und dritte Mächte vor, da eine solche Gefährdung durch Japan ausgeschlossen ist. Darum wird Japan auch das ausdrückliche Recht gewährt, im Interesse Koreas zu strategischen Zwecken koreanisches Land zu okkupieren. Wie sich später zeigte, gingen die strategischen Gesichtspunkte so weit, daß unter ihnen betrachtet auch japanische Gärtner, Budiker und Händler auf zu jenen Zwecken okkupiertem, d. h. ohne auch nur annähernd genügende Entschädigung Privateigentümern koreanischer und fremder Nationalität fortgenommenem Terrain sich niederlassen durften; auch zeigte sich, daß sich nur das unter Kultur genommene, und namentlich in hervorragendem Maße das bebaute Land zu strategischen Zwecken eignete, während sich das unkultivierte Land von vornherein als dazu ungeeignet erwies. Unter diesen Umständen ist es völlig überflüssig, daß Japan auch noch ausdrücklich in Artikel 5 Korea verspricht, mit einer dritten Macht keinen Vertrag abzuschließen, durch den eine andere Nation der hier Japan gewährten Vorrechte teilhaftig werden könnte. Es genügte vollkommen, wenn Korea versprach, das zu unterlassen. Und selbst das war überflüssig. Denn Japan sorgte auch so dafür. Dasselbe gilt für den Artikel 6. Denn nachdem sich die koreanische Regierung in Artikel 1 verpflichtet hatte, alle Ratschläge Japans bezüglich der Regierung des Landes anzunehmen, hat die Versicherung, daß die Einzelheiten noch ausdrücklich zwischen dem koreanischen Staatsminister und dem japanischen Vertreter „vereinbart“ werden sollen, allenfalls noch die Bedeutung eines Höflichkeitsaktes. Jedenfalls ist dieser Vertrag, der nur 14 Tage nach Ausbruch des Krieges brauchte, um auszureifen, die erste klassische Illustration zu der

Art und Weise, wie Japan sein Eintreten für die Unabhängigkeit und territoriale Integrität Koreas aufgefaßt wissen wollte, die auch eines gewissen Anflugs von Humor nicht entbehrt, vor allen Dingen, wenn man sich vergegenwärtigt, was denn nun eigentlich die anderen Mächte noch an Korea für Interessen besitzen können, die den Prinzipien dieses Abkommens nicht widersprechen. In China treten die Vertragsmächte für die Unabhängigkeit und territoriale Integrität dieses Reiches ein, um sich die Teilnahme an der freien Handelsbetätigung mit China offen zu halten. Das nennen sie „Politik der offenen Tür". In Korea tritt Japan ein ebenfalls für die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des Landes, ebenfalls in völliger Übereinstimmung mit dem Prinzip der „offenen Tür". Aber durch diese offene Tür darf nur Japan in Korea eintreten, und als es drinnen ist, bläht es sich so auf, daß kein anderer mehr hinein kann. Das nennt man politische Konsequenz.

Diese Tatsache kommt noch deutlicher zum Ausdruck in einem zweiten Abkommen zwischen Japan und Korea, das am 22. August 1904 in Söul unterzeichnet und im September im „Kampo", dem japanischen Reichsanzeiger, veröffentlicht worden ist. Nach der Deutschen Japan-Post hat es offiziell nur drei Paragraphen:

1. Die koreanische Regierung nimmt als finanziellen Ratgeber einen Japaner an, der ihr von der japanischen Regierung empfohlen wird, und alle Finanzsachen werden erst erledigt, nachdem sein Rat eingeholt ist.

2. Die koreanische Regierung nimmt als diplomatischen Ratgeber für das Auswärtige Amt einen Ausländer an, der ihr von der japanischen Regierung empfohlen wird, und alle auswärtigen Angelegenheiten werden erst erledigt, nachdem sein Rat eingeholt ist.

3. Die koreanische Regierung wird die japanische Regierung vorher um Rat fragen, wenn Verträge und Abkommen mit fremden Mächten zu schließen oder andere wichtige diplomatische Angelegenheiten zu regeln sind, z. B. Konzessionen oder Kontrakte mit Ausländern.

Das deutsche Blatt in Japan fügt diesem Text unter anderem hinzu:

„Korea ist fortan kein selbständiger Staat mehr. Es steht zu erwarten, daß der ‚Kaiser' von Korea demnächst seine Konsequenzen aus dieser Situation zieht." Diese Erwartung ging aber entschieden zu weit. Denn das Konsequenzenziehen lag bisher stets nur auf seiten der Japaner. Diese aber sind in ihrem Konsequenzenziehen viel konsequenter, als der Kaiser von Korea und die Deutsche Japan-Post zusammengenommen. Bildet doch auch dieser neue Vertrag nur die Konsequenz der Artikel 1 und 6 des Vertrages vom 23. Februar 1904 und, wenn man will, auch der japanischen Auffassung von der Unabhängigkeit und territorialen Integrität Koreas, wie sie in Artikel 3 des ersten Vertrages gemeint ist und nun schon näher definiert wird in diesem zweiten Vertrage. Dem Sinne dieses Vertrages nach ist die koreanische Regierung völlig unter japanische Kuratel gestellt und in allen finanziellen und diplomatischen Fragen entmündigt worden. Während aber für diese Fragen von Japan bestellte Kuratoren, für die diplomatischen sogar ein Ausländer[1], genügen, behält die japanische Regierung sich höchsteigen die oberste Entscheidung in allen in Artikel 3 aufgezählten Angelegenheiten vor. Wenn also irgend ein japanischer Kaufmann mit der koreanischen Regierung einen Vertrag über eine Lieferung oder eine Konzession abschließen will, so genügt es, wenn die koreanische Regierung sich zum Abschluß die Erlaubnis des japanischen Ratgebers Koreas einholt. Auch bedarf es keiner Zustimmung von dritter Seite, wenn Korea mit Japan irgend einen Vertrag oder ein Abkommen trifft, mag dieses nun die theoretisch doch immerhin anerkannten Interessen Fremder in Korea noch so arg schädigen, wie es will. Denn eine solche Einschränkung würde ja die Unabhängigkeit und eventuell sogar die territoriale Integrität Koreas beeinträchtigen. Zum Schutze dieses Heiligtums hat sich aber Japan in Artikel 4 des Abkommens vom 23. Februar 1904 sogar zur Aufbietung seiner bewaffneten Macht verpflichtet. Auch darf Korea schon nach

[1] Dieser erhält indessen bald nach seiner Ernennung noch einen Japaner als Assistenten, richtiger gesagt, als Aufpasser.

Artikel 5 dieses selben Vertrages einer dritten Macht eine derartige Opposition von dritter Seite gegen seinen japanischen Ratgeber gar nicht einräumen, da das ja entschieden den Grundsätzen jenes Vertrages zuwiderlaufen würde. Darum ist es schon besser, die koreanische Regierung begibt sich, um keine Dummheiten machen zu können, überhaupt ihres Rechtes, noch Verträge irgendwelcher Art mit Dritten selbständig abzuschließen, zu gunsten der japanischen Regierung. Wenn nun ja ein böser fremder, d. h. nicht japanischer, Kaufmann auf das Recht der durch die Unabhängigkeit und territoriale Integrität Koreas garantierten freien Willensbetätigung des Gegenkontrahenten pochend, an die koreanische Regierung herantritt, um mit dieser einen Lieferungsvertrag abzuschließen oder von ihr eine Konzession zu erlangen, und sich gar noch auf rechtsgültige Verträge zwischen Korea und dritten Ländern bezieht, die ausdrücklich abgeschlossen sind und nur Sinn haben unter Anerkennung der Handlungsfreiheit des Gegenkontrahenten, also der koreanischen Regierung, dann wird diese zunächst die japanische Regierung um Rat fragen. Dieser Rat, der natürlich erteilt werden wird, ist nach Artikel 1 des Abkommens vom 23. Februar 1904 die koreanische Regierung ohne weiteres verpflichtet anzunehmen, und damit gewappnet, wird es ihr schon möglich sein, in voller Unabhängigkeit — von den Fremden — diesen gegenüber diejenigen dann natürlich selbständigen Maßnahmen zu ergreifen, die notwendig sind, um die Lieferung oder die Konzession in dankbarer Würdigung der in Artikel 2 jenes ersten Abkommens vertraglich festgelegten unverbrüchlichen Freundschaft der japanischen Regierung für das koreanische Kaiserhaus in die rechten Hände gelangen zu lassen, nämlich in diejenigen eines — Japaners, der natürlich eo ipso die unbedingte Gewähr dafür bildet, daß er die erworbenen Rechte nicht zur Beeinträchtigung der Unabhängigkeit und territorialen Integrität Koreas benutzen wird. Was nun aber die weiteren diplomatischen Angelegenheiten und Verträge zwischen Korea und den fremden Mächten als solchen anlangt, so bilden diese gerade die größte Quelle der Gefahren für die Unabhängigkeit und territoriale Integrität Koreas. Hat Korea nicht schon seit Ausbruch des russisch-japanischen Krieges

alle Grundsätze der Diplomatie und der westlichen Rechtsauffassung ohne Furcht vor der Rache der Mächte zunichte gemacht, indem es sämtliche mit Rußland getroffenen Abmachungen und an Russen gewährte Konzessionen einfach für ungültig erklärt hat? Welche Gefahren entstehen nicht schon allein aus der Möglichkeit, daß Rußland oder die entrechteten russischen Privatleute einmal auftreten werden und ihre rechtsgültig erworbenen Ansprüche aus zu Recht bestehenden Verträgen, die zwischen unabhängigen Mächten, die überdies zueinander in friedlichen Beziehungen stehen, abgeschlossen wurden und nach diplomatischem Brauch nicht ohne weiteres einseitig kündbar sind, geltend machen! Auch gibt es da noch eine ganze Reihe anderer Staaten, die eventuell, auf die „Unabhängigkeit" Koreas pochend, von diesem verlangen könnten, daß es ihren Staatsangehörigen die vertragsmäßigen Vorteile gewährt, die Korea nicht mehr gewähren kann, weil sie mittlerweile von den Japanern allein für sich in Anspruch genommen worden sind. Alles das sind Schwierigkeiten, angesichts deren es besser ist, Korea überläßt am liebsten die gesamte Diplomatie Japan als seinem Anwalt. Die japanische Regierung kann als solche natürlich nicht verantwortlich gemacht werden für Maßnahmen Koreas, die dieses selbständig als ein selbst von Japan noch „unabhängiger" Staat getroffen hat, und für die es als solcher die Verantwortung noch selbst übernehmen muß. Die Verantwortung geht aber natürlich nicht so weit, daß Korea etwa jetzt noch von dritter Seite im Weigerungsfalle sich Repressalien gefallen lassen müßte, da diese ja ohne weiteres eine Bedrohung der Unabhängigkeit und territorialen Integrität Koreas darstellen würden, zu deren Schutze dann Japan vertragsmäßig mit seiner militärischen Macht aufmarschieren müßte usw. Wir wollen uns nicht tiefer in dieses Labyrinth logischer Unlogik verlaufen, an dessen Kanten jeder Faden der Ariadne reißen müßte, er mag noch so sehr mit völkerrechtlichem und diplomatischem Wachs eingerieben sein. In noch weit höherem Maße als dieser Vertrag erregt, namentlich wegen der darin enthaltenen offenkundigen Beeinträchtigung der Rechte Dritter, das in Ausführung des zweiten japanisch-koreanischen Vertrages durch Japan ausgearbeitete

„Reformprogramm" Bedenken, das am 12. September 1904 durch den japanischen Geschäftsträger Hayashi in Soul dem koreanischen Hofe mittels einer offiziellen Note überreicht wurde.

Das Reformprogramm besteht aus 25 Paragraphen, die nach dem offiziösen Nishi Nishi Shimbun folgendes zum Inhalt haben:

1. Das koreanische Finanzdepartement nimmt einen Japaner als Oberaufseher der Finanzen an, um fiskalische Reformen einzuführen.

2. Um Korea diese Reformen zu ermöglichen, streckt Japan die nötigen Fonds vor, als erste Rate zunächst 3 Millionen Yen.

3. Der Kontrakt über 10 Millionen Yen, zu leihen von Bumpei Takagi an den Hof von Korea, wird für ungültig erklärt, da er ohne Genehmigung des japanischen Gesandten zu Soul abgeschlossen war.

4. Das Münzsystem wird neu aufgestellt. Die gegenwärtige Währung und die im Umlauf befindlichen Kupfermünzen werden eingezogen.

5. Eine Währungsunion wird zwischen Japan und Korea abgeschlossen. Japanisches Geld soll ungehindert in Korea zirkulieren.

6. Eine Zentralbank wird in Korea eingerichtet, um die Steuereinsammlung und den Geldverkehr zu regeln.

7. Als erster Schritt zur Einführung innerer Reformen, neuer Lokalverwaltung, Steuererhebung usw. wird eine Musterverwaltung in der Provinz Kyöng-geui (Umgebung von Soul) eingeführt, die dann, wenn sie sich bewährt, auf die anderen Provinzen ausgedehnt werden soll.

8. Um die Beziehungen mit den Fremden zu verbessern, wird ein gewisser amerikanischer Bürger[1] als Ratgeber für das Auswärtige Amt angestellt.

9. Sobald die japanische Regierung von Korea ersucht wird, sich mit dessen auswärtigen Beziehungen zu befassen

[1] Mr. Stevens, der jahrzehntelang Beamter der japanischen Gesandtschaft in Washington war und in dem Rufe steht, japanischer zu sein, als die Japaner.

und seine auswärtigen Untertanen unter ihren Schutz zu nehmen, werden die koreanischen Gesandten und Konsuln aus dem Auslande zurückgezogen.

10. Gleichzeitig mit der Zurückziehung der koreanischen Gesandten und Konsuln aus dem Auslande, werden die fremden Gesandten in Korea von Soul zurückgezogen, und nur die fremden Konsuln bleiben auf ihren diversen Posten in Korea.

11. Aus pekuniären Gründen wird die koreanische Armee reduziert. Die jetzt existierenden 20 000 Mann werden auf 1000 herabgesetzt, die Garnisonen in den Provinzen werden abgeschafft, nur die in Soul bleibt bestehen.

12. Eine Militärunion zwischen Japan und Korea wird eingeführt, um das japanische System in Korea einzuführen.

13. Um der Würde des koreanischen Hofes gerecht zu werden, sollen die Wahrsager und sonstiges Pack, das aus dem Aberglauben ein Geschäft macht, aus der Nähe des Souveräns entfernt werden.

14. Die Regierungsbehörden in den Provinzen (?) sollen abgeschafft und verschmolzen werden.

15. Alle überflüssigen Beamten werden entlassen.

16. Die Ämter sollen allen Schichten des Volkes zugänglich sein, ohne Rücksicht auf Rang und Familie.

17. Die Praxis, die Ämter zu verkaufen, wird verboten; die Ämter werden mit denen besetzt, die nach Erziehung und Fähigkeit die geeignetsten sind.

18. Die Gehälter der Minister und anderer Beamter werden erhöht, um das Gefühl der Verantwortlichkeit zu heben.

19. Das Erziehungssystem soll reguliert werden, die verschiedenen fremdsprachlichen Schulen, die zurzeit existieren, sollen unter gemeinsame Verwaltung gebracht werden.

20. Das japanische System mit seiner Einteilung in Universitäten, Mittelschulen und niedere Schulen soll eingeführt werden, um die Bildung im Lande zu fördern.

21. Um den Gewerbfleiß des Landes zu heben, sollen technische Schulen gegründet werden.

22. Zwischen Hof und Regierung soll eine klare Unterscheidung gemacht, und beide Körperschaften sollen allmählich reformiert werden.

23. Gleichzeitig mit der Abschaffung und Amalgamierung von Provinzialämtern soll die Zahl der jetzigen fremden Ratgeber reduziert werden.

24. Der Posten eines obersten Ratgebers für die koreanische Regierung bleibt zurzeit unbesetzt.

25. Der Ackerbau soll gehoben, brachliegende Landstrecken angebaut, überhaupt die natürlichen Hilfsquellen des Bodens gehoben werden.

Diese Einzelbestimmungen können an sich nicht mehr überraschen. Aber geradezu bewundernswert ist die Dreistigkeit, mit der die Japaner auf das Ziel losgehen, nunmehr auch die fremden Staaten zur Anerkennung ihrer „Reformen" in Japan zu zwingen und ihnen die Überzeugung beizubringen, daß sie nun in Korea allmählich überflüssig werden. Sie sind enthalten in Artikel 10, worin der koreanischen Regierung aufgegeben wird, nach Abschaffung ihrer eigenen diplomatischen Vertretungen im Auslande auch die ausländischen (selbstverständlich mit Ausnahme der japanischen) diplomatischen Vertretungen in Soul abzuschaffen.

Es lohnt sich, bei dieser Gelegenheit einmal einen Rückblick zu werfen auf die Entwicklungsstadien der „Unabhängigkeit" Koreas. Es lassen sich da folgende Stadien unterscheiden:

1. Stadium: Korea steht im Souzeränitätsverhältnis zu China.
2. Stadium: Japan versichert sich durch Anfrage bei China, daß dieses die Verantwortung für die inneren Angelegenheiten Koreas ablehnt und schließt mit Korea direkt ohne Hinzuziehung Chinas einen Vertrag ab, in dem es die Unabhängigkeit Koreas anerkennt.
3. Stadium: Japan schließt mit China ein Abkommen, demzufolge beide Länder berechtigt sein sollen, bei etwaigen Unruhen in Korea militärisch einzugreifen mit gegenseitigem Recht, zu diesem Zwecke die gleiche Anzahl Truppen aufzubieten wie der andere.

4. Stadium: Japan zwingt China durch den Krieg, im Frieden von Shimonoseki die Unabhängigkeit Koreas anzuerkennen.
5. Stadium: Japan beobachtet mit Argwohn das Anwachsen des russischen Einflusses in Korea und bemüht sich in mehrfachen Verträgen mit Rußland, die Gleichberechtigung der beiderseitigen Einflüsse in Korea festzulegen.
6. Stadium: Japan stellt an Rußland das Verlangen, außer der Anerkennung der Unabhängigkeit und territorialen Integrität Koreas, sowie des Überwiegens der japanischen Interessen in diesem Lande, zu erklären, daß Korea außerhalb der russischen Interessensphäre liege. Dieses Verlangen bildet eine der Hauptursachen zum russisch-japanischen Kriege.
7. Stadium: Japan nimmt Korea zur Basis seiner kriegerischen Operationen und zwingt die kraftlose koreanische Regierung zu Verträgen, die der faktischen Annektion durch Japan gleichkommen, hält aber die Fiktion von der Unabhängigkeit und territorialen Integrität Koreas pedantisch aufrecht, um einen Vorwand zu besitzen zu der Behauptung, die Übernahme der Regierungsgeschäfte Koreas durch Japan sei rechtlich begründet durch Verträge von derselben völkerrechtlichen Bedeutung, wie sie Verträge besitzen, die geschlossen werden zwischen Ländern, deren Recht der Selbstbestimmung außer Zweifel steht.
8. Stadium: Japan versucht unter dem Vorwande, daß die koreanische Regierung die Wahrnehmung des diplomatischen Verkehrs mit den übrigen Mächten auf Japan vertragsmäßig übertragen hat, die Mächte, die in Korea diplomatisch vertreten sind, zur Zurückziehung ihrer diplomatischen Vertretungen aus Korea, sowie zu der künftigen Abwicklung des auf Korea bezüglichen diplomatischen Verkehrs direkt mit der Japanischen Regierung durch die diplomatischen Vertretungen in Tokio zu veranlassen.

Das geschieht, um aus dieser Maßnahme späterhin folgern zu können, daß die Vertragsmächte durch die Zurückziehung ihrer Gesandtschaften aus Soul das neugeschaffene Verhältnis zwischen Japan und Korea so, wie es in den Verträgen

zwischen diesen beiden Ländern zum Ausdruck kommt, anerkannt haben.

Wenn man sich mit dem Geiste dieses Werdeganges einigermaßen vertraut gemacht hat, kann es nicht schwer fallen, nun auch noch der japanischen Regierung insofern sich gefällig zu erweisen, als man schon jetzt auf die weitere konsequente Fortentwicklung dieser Politik bis an ihr Ende vorbereitend hinweist und der japanischen Regierung, wenn sie es nicht etwa noch anders beabsichtigen sollte, einfach folgenden direkten Weg vorschlägt:

> Die Koreanische Regierung schließt im Vollgefühl ihrer Selbständigkeit und territorialen Integrität mit der Japanischen Regierung einen Vertrag, der aus folgenden Bestimmungen besteht:
>
> „1. Die Koreanische Regierung verzichtet zugunsten Japans auf die bis dahin von Japan so treu beschützte Unabhängigkeit und territoriale Integrität Koreas.
>
> 2. Die Koreanische Regierung erkennt an, daß die Kaiserliche Japanische Regierung durch nichts Besseres imstande ist, ihr Versprechen, im Geiste unverbrüchlicher Freundschaft die Sicherheit und Ruhe des koreanischen Kaiserhauses sicher zu stellen, voll zu erfüllen, als indem sie den Mitgliedern des koreanischen Kaiserhauses gestattet, sich gegen die Gewährung eines bis an ihr seliges Ende durch Japan zu garantierenden Ruhegehaltes gänzlich von den Staatsgeschäften zurückzuziehen.
>
> 3. Die gegenwärtig zufällig am Ruder befindlichen Kaiserlichen Koreanischen Minister werden ebenfalls — allerdings aus Sparsamkeitsrücksichten ohne Pension — in den Ruhestand versetzt, eine Bestimmung, die nur die Kodifikation eines bereits längst bestehenden Zustandes darstellt.
>
> 4. Die Kaiserliche Japanische Regierung übernimmt die Regierung des bisherigen Kaiserreichs Korea.
>
> 5. Zum Zeichen der besonderen Freundschaft und ewigen Vorliebe der Japanischen Regierung für Korea,

die auch nach Abschluß dieses auf alle Ewigkeit geschlossenen Vertrages noch in aller Unverbrüchlichkeit fortdauern wird, soll das Gebiet des auch heute noch unabhängigen Kaiserreichs Korea auch fernerhin diesen uralten und durch die Tradition geheiligten Namen in der Weltgeschichte fortführen, während sein offizieller Name als Provinz des Kaiserreiches Japan forthin Cho sen sein wird, auch für dritte Mächte.

6. Beide vertragsschließende Parteien verpflichten sich hierdurch ausdrücklich, mit keiner dritten Macht ein Abkommen zu schließen, das den Grundsätzen des vorliegenden Abkommens zuwiderläuft."

Kein in der europäischen Diplomatenschule aufgewachsener Diplomat würde es wagen, die Rechtsgültigkeit eines derartigen Abkommens anzuzweifeln; denn darüber kann kein Zweifel sein, daß ein Staat, dessen Unabhängigkeit und territoriale Integrität so allseitig anerkannt ist, wie Korea, auch dann nicht in seinen Souveränitätsrechten beeinträchtigt werden darf, wenn es diese auf Grund eben dieser selben Souveränität freiwillig an einen anderen Staat durch rechtsgültigen Staatsvertrag abtritt. Nachdem es bisher keiner einzigen Macht eingefallen ist, Japan das Beschreiten dieses Weges zu verbieten, ist auch kein Grund mehr zu der Annahme vorhanden, daß irgend einer der in Betracht kommenden Staaten noch Lust und Neigung besitzen sollte, Japan Hindernisse in den Weg zu legen, wenn es sich entschließen sollte, diesen Weg bis an sein Ende zu gehen. —

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die vertraglich gewonnenen Vorrechte von den Japanern in Korea nunmehr auch mit der den Japanern eigenen Energie ausgebeutet wurden. Es würde zu weit führen, hier auf alle Einzelheiten des Vorgehens Japans in Korea näher einzugehen, nur das Notwendigste soll erwähnt werden. Dazu gehört unter anderem der Kontrakt, den der Japaner Tanetaro Megata, der von der japanischen Regierung Korea vorgeschlagene finanzielle Ratgeber, mit der koreanischen Regierung am 15. Oktober 1904 abgeschlossen hat. Seine Hauptbestimmungen lauten:

„1. Tanetaro Megata soll verpflichtet sein zur Ordnung und Aufsicht über die koreanischen Finanzen und soll seine sorgsamste Unterstützung leisten bei jeder finanziellen Angelegenheit und der Ausarbeitung der Pläne.

2. Die Koreanische Regierung soll alle finanziellen Maßnahmen mit der Zustimmung Tanetaro Megatas in Ausführung bringen. Tanetaro Megata hat das Recht, bei jedem Ministerrat, der sich mit Finanzgeschäften befaßt, zugegen zu sein und seine Ansichten durch den Finanzminister diesem Ministerrat vorzutragen. Die Beschlüsse des Ministerrats und die Berichte über die einzelnen Departements, soweit sie mit Finanzsachen verbunden sind, müssen, bevor sie dem Kaiser vorgelegt werden, die Genehmigung und Unterschrift von Tanetaro Megata tragen.

3. Tanetaro Megata darf kaiserliche Audienzen beanspruchen und Seiner Majestät über finanzielle Dinge Vortrag halten.

4. Dieser Kontrakt ist auf unbestimmte Zeit geschlossen. Wenn sich auf seiten einer der Kontrahenten die Notwendigkeit dazu herausstellt, kann er durch gegenseitige Übereinkunft und mit Genehmigung des japanischen Gesandten in Soul aufgehoben werden.

Das Gehalt Megatas beträgt 800 Yen und einen Wohnungszuschuß von 100 Yen.

Um einen Begriff von dem Werte dieser Ziffern zu geben, sei erwähnt, daß ein japanischer Universitätsprofessor etwa 30 bis 40 Yen monatlichen Gehaltes bezieht.

Man muß es Japan lassen, es verstand in Korea durchzugreifen, was nun allerdings bei der energielosen und unkriegerischen Bevölkerung des Landes verhältnismäßig leicht ist. Mit der Ausführung des Reformprogramms ging es langsam, aber doch entschieden noch während des Krieges vorwärts. Am 24. März 1905 veröffentlichte der japanische Reichsanzeiger eine Verordnung, durch die der ersten Bank, der Dai Itschi Ginko, die Ermächtigung gegeben wird, die finanziellen Geschäfte der koreanischen Regierung zu betreiben und Banknoten in Korea heraus-

zugeben. Zu diesem Zwecke wurde der koreanische Zweig der Bank dem koreanischen Minister des Auswärtigen und dem Finanzministerium unterstellt. Auch war es mittlerweile gelungen, Korea auf den Standpunkt zu bringen, daß es sich entschloß, mit der Zurückziehung seiner Gesandtschaften aus dem Auslande zu beginnen. Zunächst wurde diejenige aus Peking zurückgezogen, und die Japaner übernahmen dort die Vertretung der koreanischen Interessen. Hand in Hand mit der Neuordnung des Münzwesens ging die Verschmelzung der koreanischen Verkehrsbehörden mit der japanischen Post. In dem darauf bezüglichen Vertrag ist ein Passus interessant, wonach etwaige spätere Überschüsse, die sich herausstellen „sollten", zum Teil auch Korea überwiesen werden sollen; auch wird in dem Vertrag eine Wiederübernahme des Dienstes durch Korea in Aussicht gestellt, falls die beiden Staaten dahin übereinkommen „sollten", wenn die koreanischen Finanzen erst wieder einen Überschuß aufweisen „sollten". Selbstverständlich ist diese Bestimmung eine leere Phrase. Zunächst einmal wurden die koreanischen Briefmarken abgeschafft und durch japanische ersetzt. Die koreanische Armee ist mittlerweile ebenfalls auf insgesamt 1000 Mann reduziert worden. Das ganze Land ist in drei militärische Distrikte geteilt; in jedem wird nur ein Bataillon unterhalten. Die Hauptstadt behält drei Bataillone „Garde". Man kann sich leicht ausrechnen, wie hoch sich da die Friedenspräsenzstärke eines jeden Bataillons beläuft.

Am 1. Juni trat dann auch die neue japanische Währung in Kraft. Die sämtlichen umlaufenden Nickelmünzen wurden eingezogen, allerdings eine recht notwendige Maßnahme wegen der ungeheuren Fälschungen. Natürlich aber fiel es den Japanern nicht im Traume ein, die Besitzer von Nickelmünzen entsprechend zu entschädigen. Auch erteilte Japan den japanischen Fischern eine große Anzahl von Fischereilizenzen in den koreanischen Gewässern und protegierte eine japanische Gesellschaft, die eine Konzession zum Anbau von Baumwolle erhielt. Ein Japaner, Kihchiroh Kura erhielt eine Goldminenkonzession. Eine belgische Goldminenkonzession wurde abgelehnt, ebenso eine deutsche, und dem französischen Gesandten in Soul wurde mitgeteilt, einige Landkonzessionen, die russische Privatleute zur Verwertung gefangener

Walfische erworben hätten, seien erloschen, weil die Pacht nicht bezahlt worden sei. Auch wurde im August 1905 ein Vertrag zwischen Japan und Korea unterzeichnet, der den Japanern das Recht der Küsten- und Binnenschiffahrt in ganz Korea einräumt. Vor allen Dingen aber ging das Bestreben Japans darauf hinaus, zwei Leute aus Korea zu vertreiben, die bisher in der Tat noch die Säulen der wahren Unabhängigkeit des armen Kaiserreichs gewesen waren, obgleich sie beide gegeneinander spinnefeind waren, nämlich der ehemalige koreanische Finanz- und Hausminister Yi yong ik und Mc. Leavy Brown, der noch aus der chinesischen Zeit hinübergerettete Chef des koreanischen Seezolles, der koreanische Sir Robert Hart.

Mc. Leavy Brown stand in koreanischen Diensten, war eine Zeitlang finanzieller Berater Koreas, und vor allen Dingen, er war und blieb sein Lebtag — Engländer. Ein Engländer in einer hervorragenden Stellung in einem Lande wie Korea bedeutet aber entschieden etwas ganz anderes, als wenn es beispielsweise in gleicher Stellung ein Deutscher wäre. Sir Robert Hart gilt als ein aufrichtiger Chinese, aber man hat nie daran zweifeln können, daß er ein ebenso aufrichtiger Engländer ist. Der ehemalige „officer“ der englischen Garnison in Gibraltar, Mc. Lean, ist ein getreuer Diener des Sultans von Marokko; aber jedermann weiß, daß auf seinem Einfluß auf den Sultan sich auch der Einfluß Englands in Marokko in erster Linie stützte und bis zum heutigen Tage stützt. Ähnlich ist es auch mit Mc. Leavy Brown und Englands Stellung in Korea. England ist in Korea niemals mit erheblichen Forderungen politischer Natur aufgetreten. Aber so oft das Intrigenspiel am koreanischen Hof oder besonders auch russische und französische Einflüsse die Stellung Mc. Leavy Browns gefährdeten, was gar nicht so selten vorkam, war England zur Stelle, mehrfach sogar mit seinen Kriegsschiffen, und mehrfach wurden Forderungen Mc. Leavy Browns durchgesetzt, während die englischen Kriegsschiffe auf der Reede von Tschemulpo Landungskorps in Bereitschaft hielten. Auf diese Weise übte England einen zwar nicht besonders lärmenden, aber immerhin doch nicht gerade unbedeutenden Einfluß auf Korea aus, der besonders dem englischen Handel und englischen Konzessionen

zugute kam, obgleich zugegeben werden muß, daß es dem englischen Handel wie dem englischen Kapital bisher außerordentlich an Unternehmungsgeist gegenüber Korea gemangelt hat, wahrscheinlich weil es durch den russischen Einfluß in Schach gehalten wurde. Jedenfalls aber bedeutete Mc. Leavy Brown ein nicht zu unterschätzendes Ingredienz der englischen Interessen in Korea. Aber England hat, wie schon mehrfach konstatiert wurde, in den letzten Jahrzehnten in Ostasien ein Rückwärtsschreiten auf der ganzen Linie zu verzeichnen. In diesem Falle wurde es an erster Stelle bedingt durch die Rücksichtnahme auf den japanischen Bundesbruder, der allerdings seinerseits, selbst England gegenüber, in der koreanischen Frage keine Rücksichten kennt. Das beweist die Geschichte der Opferung Mc. Leavy Browns auf dem Altar der west-östlichen Bundesbruderschaft. Das Tageblatt für Nordchina teilte bereits im Sommer 1905 folgende Vorgeschichte mit: „Mc. Leavy Brown sollte damals kurzerhand von einem Japaner ersetzt werden. Dieser kam und ließ sich angeblich aus ganz anderen Gründen in die Geheimnisse des Zolldienstes einführen. Herrn Browns Kontrakt lief am 31. Juli ab. Vergeblich hatte er durch die englische Gesandtschaft eine Erneuerung zu erlangen versucht. Da kam der letzte Tag, und mit ihm zugleich ein englisches Kriegsschiff nach Chemulpo. Admiral Sir Gerard Noël fuhr sofort nach Soul und hatte eine geheime Unterredung mit dem japanischen Gesandten. Eine Stunde später wurde Mr. Brown gerufen, und sein Kontrakt auf weitere fünf Jahre unterzeichnet. Sein japanischer Nachfolger wurde umgehend nach Tokio zurückberufen. Er wartet jetzt auf eine andere ‚koreanische Anstellung'." Freilich, Japans Mühlen mahlen langsam, aber sicher. England, das große England, gab nach. Japan unterstellte einfach den koreanischen Zoll Herrn Megata, dem japanischen Finanzminister in Korea, und Herrn Mc. Leavy Browns Kontrakt wurde wieder aufgelöst. Wahrscheinlich wurde diese Stütze des englischen Einflusses in Korea finanziell abgefunden. Zu seinem Nachfolger wurde Yuho Saga, der bisherige Zolldirektor in Osaka, ausersehen, unter dem Titel Oberaufseher des koreanischen Zollwesens. Mittlerweile war auch das neue englisch-japanische Abkommen zu stande gekommen, und England hatte auch insofern den japanischen

Wünschen gegenüber Entgegenkommen gezeigt, als es sich entschloß, seine diplomatische Vertretung aus Soul zurückzuziehen. So konnte denn der japanische „Gesandte" Hayashi, der immer noch die „unbesetzt" gelassene Stelle eines obersten Ratgebers Koreas verwaltete, gleich beiden, dem britischen Ministerresidenten Sir John N. Jordan und dem bisherigen Zolldirektor Mc. Leavy Brown zusammen ein Abschiedsessen geben. Die beiden überflüssig gewordenen hohen Beamten englischer Nation reisten dann drei Tage später gemeinsam zu einer „Inspektion" nach Port Arthur ab. Da es dort, wie die „Japan-Post" zu dieser Meldung sehr richtig bemerkt, für sie nichts zu inspizieren gab, so bedeutete diese Reise nur einen Abstecher auf dem Wege nach Hause.

Ich habe hier ein wenig vorgegriffen und muß noch den Text zweier wichtiger Abkommen nachholen, die mittlerweile zum Abschluß gekommen waren. Das erste ist der schon erwähnte neue Allianzvertrag zwischen Japan und England, der nach japanischen Blättern folgenden Wortlaut besitzt:

„Einleitung.

Die Regierungen von Japan und Großbritannien haben in dem Wunsche, das zwischen ihnen am 30. Januar 1902 abgeschlossene Übereinkommen durch neue Bedingungen zu ersetzen, sich über die folgenden Artikel geeignet, welche zum Gegenstande haben:

a) die Festigung und Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens in den Gebieten Ostasiens und Indiens,

b) die Erhaltung der gemeinsamen Interessen aller Mächte in China durch Sicherung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit des chinesischen Reiches und des Prinzips der Gleichberechtigung aller Nationen in Handel und Industrie in China,

c) die Aufrechterhaltung der territorialen Rechte der den Vertrag schließenden Parteien in den Gebieten Ostasiens und Indiens und die Verteidigung ihrer besonderen Interessen in den genannten Gebieten.

Artikel 1.

Es ist vereinbart, daß, wenn immer in der Meinung Japans oder Englands irgendwelche Rechte oder Interessen, auf die in der Einleitung zu diesem Vertrage hingewiesen ist, in Gefahr sind, die beiden Regierungen völlig und offen einander Mitteilung machen und gemeinsam über die Schritte beraten, die zu tun sind, um die bedrohten Interessen oder Rechte zu sichern.

Artikel 2.

Wenn infolge von unprovoziertem Angriff oder angriffsweiser Handlung von seiten irgend einer anderen Macht oder anderer Mächte, wo dies auch stattfinden mag, eine der Vertragsparteien zur Verteidigung ihrer Territorialrechte oder der in der Einleitung zu diesem Vertrage erwähnten speziellen Interessen in Krieg verwickelt werden sollte, so wird die andere Partei sofort zur Unterstützung ihres Verbündeten kommen und den Krieg gemeinsam führen und im Einverständnis mit ihm Frieden schließen.

Artikel 3.

Da Japan in Korea überwiegende politische, militärische und ökonomische Interessen besitzt, erkennt England Japans Recht an, in Korea solche Maßregeln zur Leitung, zur Kontrolle und zum Schutz zu ergreifen, als Japan geeignet und nötig erachten kann, diese Interessen zu wahren und zu erweitern, stets vorausgesetzt, daß solche Maßregeln dem Prinzip der Gleichberechtigung aller Nationen in Handel und Industrie nicht entgegentreten.

Artikel 4.

Da England an allem, was die Sicherheit der indischen Grenze betrifft, besonderes Interesse hat, erkennt Japan Englands Recht an, in der Nähe dieser Grenze solche Schritte zu ergreifen, die England zur Sicherung seines indischen Besitzes für notwendig halten kann.

Artikel 5.

Die vertragschließenden Parteien vereinbaren, daß keine von ihnen mit einer anderen Macht besondere Abmachungen zum Schaden der in der Einleitung zu diesem Vertrage erwähnten Zwecke treffen wird, ohne mit der anderen Partei beraten zu haben.

Artikel 6.

In betreff des gegenwärtigen Krieges zwischen Japan und Rußland wird England fortfahren, strikte Neutralität zu beobachten, es sei denn, daß eine andere Macht oder mehrere Mächte Feindseligkeiten gegen Japan beginnen, in welchem Falle England Japan zu Hülfe kommen wird und den Krieg gemeinsam führen und Frieden im Einverständnis mit Japan schließen wird.

Artikel 7.

Die Art und Weise, wie unter den in diesem Vertrage erwähnten Umständen der einen Macht von der anderen bewaffneter Beistand gewährt werden soll, sowie die Mittel, um solchen Beistand vorteilhaft zu machen, werden von den Marine- und militärischen Behörden der Vertragsländer vereinbart werden, und zwar soll von Zeit zu Zeit völlig und offen über alle Fragen von beiderseitigem Interesse beraten werden.

Artikel 8.

Der gegenwärtige Vertrag soll, unter Berücksichtigung des Artikels 6, sofort nach dem Datum der Unterzeichnung in Kraft treten und für zehn Jahre von diesem Datum ab in Kraft bleiben.

Im Falle, daß keine der beiden Parteien zwölf Monate vor Ablauf der besagten zehn Jahre die Absicht bekannt gegeben hat, den Vertrag zu lösen, soll derselbe bindend bleiben bis zum Ende eines Jahres von dem Tage ab, an dem eine der Parteien eine solche Absicht mitgeteilt hat, aber wenn zu der Zeit, zu der der Vertrag abläuft, einer der Verbündeten in

Krieg verwickelt ist, soll das Bündnis ipso facto bis zum Friedensschluß fortdauern."

Damit hat Japan bezüglich Koreas erreicht, worauf es hinauswollte — die Sanktion seines von ihm neu geschaffenen Verhältnisses zu Korea seitens einer der sonst noch an Korea interessierten Mächte in aller Form, und noch vieles darüber hinaus, was uns hier nichts weiter angeht. Nicht nur wurden in Artikel 3 ausdrücklich die seitens Japans in Korea in Anspruch genommenen Rechte anerkannt, Japan hält es auch jetzt schon nicht mehr nötig, auf der seinerzeit Rußland gegenüber aufgestellten Forderung zu bestehen, daß die Unabhängigkeit und territoriale Integrität Koreas ausdrücklich und gleichzeitig mit denjenigen Chinas (unter b) festgelegt wird, ist vielmehr sogar auf Grund des Artikels 2 des Vertrages berechtigt, von England militärische Hilfe zu verlangen, wenn seine speziellen Interessen in Korea (vgl. c) eine Verteidigung gegen den Angriff oder die angriffsweise Handlung einer dritten Macht (also auch z. B. Koreas) notwendig machen sollten. Daß England in dem 3. Artikel sich vorbehält, in Korea nur solche Interessen und Maßnahmen anzuerkennen, die nicht dem Prinzip der Gleichberechtigung aller Nationen in Handel und Industrie widerstreben, ist unter den obwaltenden Umständen eine leere Formel, die wohl nur dazu dient, wie es in der Sprache des Ostens heißt, „das Gesicht zu wahren" und das freihändlerische Gewissen Englands, sowie die Kritik der sonst noch an Korea interessierten Mächte zu beruhigen. Daran, daß diese Bestimmung jemals dazu dienen wird, um England als Handhabe für einen Widerspruch gegen japanische Anmaßungen gerade auf dem Gebiete von Handel und Industrie zu dienen, glaubt wohl kein Mensch. Immerhin ist es gut, daß dieser Vorbehalt in einem Vertrage einer westlichen Macht mit Japan kodifiziert worden ist. Derartige Verträge sind oft vorbildlich für Verträge mit anderen Nationen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß er in anderen als englischen Händen einmal zu praktischer Bedeutung gelangen wird.

An sich nichts Neues mehr bringt das wohl am 18. November 1905 zustande gekommene letzte Abkommen zwischen Japan und Korea, nur daß es die Befugnisse Japans noch

schärfer präzisiert und ausdrücklich auf eine vertragliche Basis stellt. Die fünf Artikel des Abkommens lauten nach dem „Kukumin“:

1. Die Japanische Regierung wird von jetzt ab durch das Auswärtige Amt zu Tokio Koreas Beziehungen zu den fremden Ländern und Koreas auswärtige Angelegenheiten[1] beaufsichtigen und leiten. Die diplomatischen Vertreter Japans und die Konsuln im Auslande werden auch den Schutz der koreanischen Untertanen und Interessen übernehmen.

2. Die Japanische Regierung übernimmt die Aufgabe, die bestehenden Verträge und Abkommen zwischen Korea und anderen Ländern zur Ausführung zu bringen. Die Koreanische Regierung wird in Zukunft weder Verträge noch Abkommen internationaler Natur mit anderen Ländern abschließen, es sei denn durch das Medium der Japanischen Regierung.

3. Die Japanische Regierung wird einen Generalresidenten[2] einsetzen als ihren Vertreter bei dem Throne Seiner

[1] Das bedeutet die Aufhebung des koreanischen Auswärtigen Amtes, und dementsprechend erfolgte auch bereits die anderweitige Verwendung des bisherigen auswärtigen Beraters, Mr. Stevens.

[2] Kurz vor Drucklegung dieses Werkes kommt die Meldung, daß Marquis Ito zum Generalresidenten in Korea ernannt worden ist, und daß am 14. Dezember 1905 darauf ein kaiserlicher Erlaß über die Organisation der Generalresidentur veröffentlicht wurde, aus dem die Japan-Post folgendes heraushebt

Artikel I.

Die Generalresidentur (Tokan-fu) soll in Soul, Korea, errichtet werden.

Artikel II.

Ein Generalresident (Tokan) mit dem Range eines Shinnin (höchste Beamtenklasse) soll zur Generalresidentur ernannt werden.

Der Generalresident steht direkt unter dem Kaiser In Sachen der auswärtigen Politik referiert er dem Kaiser durch den Minister des Äußern und dem Premierminister, in allen andern Angelegenheiten durch den Premierminister.

Artikel IV.

Wenn es der Generalresident für nötig hält, kann er zur Aufrechterhaltung der Ordnung dem Kommandeur der kaiserlichen Garnison in Korea die Anwendung militärischer Macht befehlen.



Majestät des Kaisers von Korea. Der Generalresident soll in Soul seinen Sitz haben und hauptsächlich die auswärtigen Angelegenheiten besorgen. Er hat das Recht, von Seiner Majestät dem Kaiser von Korea in vertraulicher Audienz empfangen zu werden. Die Japanische Regierung ist berechtigt, ihre ausführenden Beamten in allen offenen Häfen Koreas einzusetzen und in anderen Plätzen, wo es die Japanische Regierung für nötig halten wird. Diese Residenten unter Leitung des Generalresidenten werden alle

---

Artikel V.

In Angelegenheiten der Verwaltung, wie sie durch die im Vertrage eingegangenen Verpflichtungen erforderlich werden, soll der Generalresident bei der koreanischen Regierung vorstellig werden und die Ausführung derartiger Angelegenheiten verlangen. In dringlichen Fällen soll sich der Generalresident direkt an die lokalen Behörden wenden und die Ausführung solcher Angelegenheiten verfügen, worüber später an die koreanische Regierung berichtet werden muß.

Artikel VI.

Der Generalresident soll die kaiserlichen Beamten beaufsichtigen, ebenso die Beamten im Dienste der koreanischen Regierung.

Artikel VIII.

Wenn der Generalresident irgend eine Anordnung der einzelnen Regierungsämter für dem Vertrage oder den Gesetzen widerlaufend erachtet, kann er derartige Anordnungen aufschieben oder ganz annullieren.

Artikel XI.

Neben dem Generalresidenten sollen folgende Beamte ernannt werden:

Ein Generaldirektor	Chokunin-Rang,
Ein Direktor für Ackerbau, Handel und Industrie	Chokunin oder Sonin,
Ein Polizeidirektor	Chokunin oder Sonin,
Ein Privatsekretär	Sonin,
Sieben Sekretäre	Sonin,
Zwei Polizeiinspektoren	Sonin,
Fünf Ingenieure als Sachverständige	Sonin,
Zehn Dolmetscher	Sonin,

und außerdem fünfundvierzig Schreiber, Polizisten usw.

Über die Tätigkeit dieser Beamten, sowie über die Befugnisse der zu ernennenden Residenten, die in ähnlicher Weise bevollmächtigt sind wie der Generalresident, nur in geringerem Grade, geben die Artikel VII bis XXXIII Auskunft.

Pflichten und Rechte japanischer Konsuln in Korea haben, und sie werden außerdem noch alle Geschäfte führen, die für die vollständige Ausführung der Bestimmungen vorliegenden Abkommens nötig sind.

4. Die zwischen Japan und Korea bestehenden Verträge und Konventionen sollen in Kraft bleiben, soweit sie nicht dem Geist der vorliegenden Konvention entgegenstehen.

5. Die Japanische Regierung sichert die Aufrechterhaltung der Sicherheit und der Majestät des kaiserlich-koreanischen Hofes zu.

Der vorstehenden Übersetzung des Textes fügt die „Deutsche Japan-Post" treffend hinzu:

„Das Abkommen bringt noch nicht die Annektion, kommt ihr aber gleich. Korea wird von jetzt ab von japanischen Beamten regiert werden, die diplomatischen Vertretungen Koreas werden abgeschafft. Korea scheidet damit aus der Reihe der selbständigen Staaten aus, der Kaiser von Korea wird eine Art von Staatspensionar nach dem Muster der einheimischen Fürsten in Britisch- oder Niederländisch-Indien. Dieses Verhältnis soll dauern bis Korea solche Fortschritte gemacht hat, daß Japan seine Weltstellung wieder anerkennt. Keiner von uns allen wird das erleben."

Schon vorher hatte die „Japan-Post" gemeldet:

„Als der japanische Gesandte Hayashi die Abschrift des japanisch-englischen Vertrages der Koreanischen Regierung überreichte, soll der koreanische Minister des Auswärtigen Pak chai sun eine unzufriedene Antwort gegeben haben, daß die Koreanische Regierung gar nichts mit dem Vertrage zu tun habe. Wie gerüchtweise mitgeteilt wird, soll der Kaiser von Korea den Ministern erklärt haben, daß er dem Vertrage nicht seine Zustimmung geben wolle, wenn er auch sein Haupt verlieren sollte. Korea soll sich dann bei der englischen Gesandtschaft in Soul über die unfreundliche Handlung Großbritanniens beschwert haben. Aber in den letzten Tagen wird der Druck Japans auf Korea materiell und politisch immer größer, deshalb wird die einzige

Folge dieses verspäteten Heroismus wohl lediglich die sein, daß das Koreanische Kabinett, wie üblich, wieder seine Krisis hat."

Und jetzt illustriert es den Abschluß des neuen koreanisch-japanischen Vertrages durch folgende anmutige Schilderung:

„Der arme Kaiser von Korea hat sich im letzten Augenblicke noch einmal gesträubt; er wurde krank und wollte keinen Menschen sehen. Aber Marquis Ito ließ in Tschemulpo 75 000 Mann japanischer Truppen landen, die sich auf der Rückreise vom Kriegsschauplatze befanden, um dem verbündeten Lande einen freundschaftlichen Besuch abzustatten. Das half. Es gab mehrere lange Sitzungen bis tief in die Nacht hinein, und dann wurde um 2 Uhr morgens am vorigen Sonnabend die Konvention unterzeichnet. Es ging nicht ohne Unruhen ab. Der Premierminister wurde abgesetzt und, echt koreanisch, zu drei Jahren Verbannung verurteilt, aber auf Itos Fürsprache begnadigt; die übrigen Minister dankten ab, einer soll Gift genommen haben. Auch von Straßenunruhen in Soul kamen dunkle Meldungen nach Japan, aber das japanische Militär war ja am Platze."

Der „Kukumin" selbst begleitet in seiner Nummer vom 21. November, die die Publikation des Vertrages enthält, diese mit folgenden, für die japanische Auffassung äußerst interessanten Ausführungen:

„Durch den Abschluß des neuen Vertrags zwischen Japan und Korea und die dadurch bewirkte Neuordnung der gegenseitigen Beziehungen ist für den Frieden im fernen Osten eine starke Garantie geschaffen worden. Für das koreanische Volk ergibt sich die Aussicht auf eine glückliche Gestaltung der inneren Lage, und wir haben das Ziel unserer langjährigen Wünsche erreicht. Wir haben daher allen Grund, die neue Gestaltung der japanisch-koreanischen Beziehungen mit Freude zu begrüßen.

Inwiefern hat der Frieden im fernen Osten durch die Neugestaltung sichere Bürgschaften gewonnen? Der Grund liegt darin, daß durch das Abkommen Korea als Ausgangspunkt aller Störungen im Osten in Fortfall kommt. Nach der Ansicht aller Kenner lag eine der größten Gefahren für den Frieden im Osten in dem bisherigen haltlosen Hin- und Herschwanken der koreanischen Regierung, die in ihrer

auswärtigen Politik keinen festen Kurs hatte. Jetzt hat sich Korea vertrauensvoll an Japan gewandt und diesem die Wahrnehmung seiner diplomatischen Rechte übertragen. Da dergestalt die auswärtigen Beziehungen Koreas in japanischen Händen liegen, ist die Wurzel des Übels beseitigt, und die Möglichkeit auswärtiger Verwicklungen infolge der Schwäche Koreas ist von der Bildfläche verschwunden. Darin liegen die Garantien für den Frieden im Osten.

Inwiefern darf das koreanische Volk eine glückliche Gestaltung seiner inneren Verhältnisse erhoffen? Die koreanische Regierung hat alle ihre auswärtigen Sorgen Japan übergeben und braucht sich nicht mehr mit diplomatischen Rücksichten zu plagen. Mit Ruhe und mit ganzer Kraft kann es sich den inneren Reformen zuwenden und wird dabei von uns mit nützlichen Ratschlägen und tatkräftigem Beistand in ausgiebigstem Maße unterstützt werden. Durch die Reformen werden nicht nur die Quellen des Nationalwohlstandes eröffnet und die wahren Interessen gefördert werden, sondern es wird durch dieselben auch Sicherheit für das Leben und das Vermögen des koreanischen Volkes gewährt werden.

Inwiefern haben wir Japaner durch die Neugestaltung der japanisch-koreanischen Beziehungen unser langjähriges Ziel erreicht? Es war eine Bedingung für unsere eigene Unabhängigkeit, das Protektorat über Korea in unsere Hände zu bekommen, und wir durften daher diesen Wunsch um des Friedens willen niemals aufgeben. Jetzt haben wir die diplomatischen Rechte Koreas übernommen und dadurch unser Protektionsrecht in zweifelloser Weise konstituiert. Eines der Ziele des Krieges ist durch den neuen Vertrag erreicht.

Wer die geschichtlichen Beziehungen zwischen Japan und Korea kennt, wer vertraut ist mit der politischen Entwicklung Ostasiens während der letzten zehn Jahre und überdies die Stellung und den Einfluß, deren sich Japan in Korea erfreut, mit eigenen Augen gesehen hat, für den wird der jetzt zum Abschluß gekommene Vertrag nichts Überraschendes haben. Im August 1905, zur Zeit des japanisch-koreanischen Vertragsabschlusses, ja schon früher, im Februar 1905, zur Zeit des Protokollabschlusses, sah

man diese Dinge kommen und durfte den Abschluß dieses Vertrages erwarten. Jetzt ist die Erwartung eingetroffen, und die japanisch-koreanischen Beziehungen sind dadurch in ein natürliches Endstadium getreten. Die fremden Mächte, die gesehen haben, welche redliche Mühe Japan sich die Erreichung seines Zieles hat kosten lassen, werden sicherlich gegen den neuen Zustand nichts einzuwenden haben.

Wir können daher nur nochmals wiederholen, daß wir die Neugestaltung unserer Beziehungen zu Korea aus dreifachem Grunde mit Freuden begrüßen:

1. weil dadurch dem Frieden in Ostasien eine neue Garantie erwachsen ist;

2. weil dadurch für das koreanische Volk die besten Aussichten auf eine glücklichere Gestaltung seiner inneren Zustände sich eröffnen, und

3. weil wir dadurch ein langersehntes nationales Ziel erreicht haben."

Zu meinem Bedauern kann ich mich mit dieser Übersetzung des Artikels des „Kukumin" nicht ganz einverstanden erklären. Der Übersetzer der „Deutschen Japan-Post" hat offenbar befürchtet, das deutsche Leserpublikum möchte nicht das nötige Verständnis besitzen für den echten Humor, der in dem Wortlaut dieser offiziösen Kundgebung enthalten ist, wenn man sie nur sinngemäß, nicht so plump wörtlich wie der brave Yoshino, übersetzt In meiner Übersetzung, die, wie ich glaube, dem Sinne schon wesentlich näher kommt, lautet der Artikel, mit dem zusammen das offiziöse Japan die Kunde von der Erreichung seiner Ziele in Korea in die Welt hinausgesandt hat, etwa folgendermaßen:

„Indem Japan in der Lage war, Korea diesen neuen ‚Vertrag' aufzuzwingen, und durch die dadurch bewirkte erneute Festlegung der absoluten Herrschaft Japans in Korea ist für die nunmehr den Frieden im fernen Osten diktierende Vormachtstellung Japans im fernen Osten eine starke Garantie geschaffen worden. Für das koreanische Volk ergibt sich die Aussicht auf den glücklichen Zustand, für die Gestaltung der inneren Lage ihres Landes überhaupt nicht mehr in Betracht zu kommen, und wir haben das Ziel

unserer langjährigen Wünsche erreicht. Wir haben daher allen Grund, die neue Gestaltung der ‚Unabhängigkeit‘ Koreas durchaus mit Freude zu begrüßen.

Inwiefern hat der Friede im fernen Osten durch die Neugestaltung sichere Bürgschaften gewonnen? Der Grund liegt darin, daß durch das Abkommen Korea als Ausgangspunkt aller Störungen im Osten in Fortfall kommt, nachdem es von Japan übergeschluckt worden und daher nur noch im Magen Japans vorhanden ist. Nach der Ansicht aller Kenner lag eine der größten Gefahren für den Frieden im Osten in dem bisherigen haltlosen Hin- und Herschwanken der koreanischen Regierung, die in ihrer auswärtigen Politik keinen festen Kurs hatte und bisher nicht stillehalten wollte, um sich von uns überschlucken zu lassen. Jetzt ist Korea von uns so lange geknetet worden, bis es erklärte, es habe nun den von uns zu seinem Wohle längst ersehnten Grad der Weichheit erreicht, der es befähigt, in unseren Magen hinabzurutschen, um uns auf diese Weise diejenigen seiner ehemaligen Lebensfunktionen eo ipso zu übertragen, die sich aus der völligen Aufnahme eines Körpers in den anderen für diesen letzteren ergeben. Da dergestalt die auswärtigen Beziehungen Koreas nunmehr im japanischen Magen liegen, ist die Wurzel des Übels beseitigt und die Möglichkeit auswärtiger durch die Schwäche Koreas bedingter Verwicklungen von der Bildfläche verschwunden. Denn notgedrungen muß mit dem Verschwinden Koreas selbst auch dessen Schwäche verschwinden, da diese nur Funktion eines Ganzen war, das jetzt nur noch im Magen Japans existiert, in diesem allerdings in völliger Unabhängigkeit und territorialer Integrität, das letztere schon deshalb, weil wir es noch nicht verdaut haben.

Inwiefern ergibt sich für das koreanische Volk die Aussicht auf eine glückliche Gestaltung seiner inneren Verhältnisse? Japan hat der koreanischen Regierung alle ihre auswärtigen Sorgen abgenommen, und diese braucht sich daher — nein, soll sich gar nicht mehr um die Erfüllung ihrer den auswärtigen Mächten gegenüber übernommenen vertraglichen Verpflichtungen bekümmern, da man diese nun überhaupt nicht mehr zu beachten nötig hat. Mit Ruhe und ganzer

Kraft, die es bisher nutzlos zum Zwecke des Hin- und Herschwankens in auswärtigen Dingen vergeudet hat, kann es sich jetzt dem Vollgenuß des Bewußtseins hingeben, von uns bei lebendigem Leibe reformiert zu werden, und wir werden nicht verfehlen, es mit nützlichen Ratschlägen und tatkräftigem Beistand in ausgiebigem Maße zu unterstützen nach dem Grundsatze „Und willst du nicht Reformen mein, so hau ich dir den Schädel ein", durch welch letztere Maßnahmen nicht nur die Quellen des Nationalwohlstandes zu unseren Gunsten eröffnet, und unsere wahren Interessen gefördert werden; sondern es wird durch dieselben auch Sicherheit für das Leben und das Vermögen des koreanischen Volkes gewährt werden, soweit ihm das erste von uns in großmütigster Weise bei den Reformen gelassen und das letztere nicht von uns selbst beansprucht wird, selbstverständlich alles zur glücklichen Gestaltung der inneren Verhältnisse des koreanischen Volkes.

Inwiefern haben wir Japaner durch die Neugestaltung der japanisch-koreanischen Beziehungen unser langjähriges Ziel erreicht? Es war eine Bedingung für unsere eigene Unabhängigkeit von der uns peinigenden Eroberungslust, das Protektorat über Korea in unsere Hände zu bekommen, und wir durften daher diesen Wunsch um des Friedens unserer Seele willen niemals aufgeben. Jetzt haben wir Korea gezwungen, uns in der (von uns selbst belächelten) Form eines Vertrages seine diplomatischen Rechte zu übertragen, und mittels dieses Popanz von Vertragsdokument haben wir unser Recht auf Korea den — hier folgt ein Wort, daß eine Beleidigung für die Fremdmächte enthalten könnte und daher unübersetzt bleibt — Fremdmächten gegenüber in der von diesen selbst in ihrer verknöcherten Diplomatie angewendeten Art und Weise (die wir zwar selbst anwenden, über die wir aber auch selbst lachen müssen) in zweifelloser Weise konstituiert. Diese Konstitution, die wir erst vornehmen mußten, da unsere jetzt sogar vertragsmäßig beglaubigten Rechte auf Korea früher überhaupt nicht existierten, war eines der Ziele des Krieges und ist nun durch den neuen — hm — Vertrag erreicht worden.

Wer die geschichtlichen Beziehungen zwischen Japan und Korea kennt, wer vertraut ist mit der politischen Entwicklung Ost-

asiens während der letzten zehn Jahre und überdies die Stellung und den Einfluß, dessen sich Japan in Korea erfreut, mit eigenen Augen gesehen hat, für den wird der jetzt zum Abschluß gekommene Vertrag nichts Überraschendes haben. Im August 1905 und zur Zeit des japanisch-koreanischen Vertragsabschlusses, ja schon früher, im Februar desselben Jahres, zur Zeit des Protokollabschlusses sah man diese Dinge kommen und durfte den Abschluß dieses Vertrages erwarten, und die japanisch-koreanischen Beziehungen sind dadurch in ein natürliches Endstadium getreten, da es ja nunmehr in Korea überhaupt nichts mehr gibt, worüber ein Vertrag mit der koreanischen Regierung noch möglich wäre, weil die bestehenden schon alles nur Denkbare einschließen. Die fremden Mächte, welche gesehen haben, welch redliche Mühe sich Japan die Sache hat kosten lassen, um ihnen nach und nach ihre sämtlichen in Korea existierenden Rechte vor der Nase wegzunehmen, werden angesichts dieser ehrlichen Arbeit Japans in deren voller Anerkennung und der Absicht, sie nach Gebühr zu belohnen, sicherlich nichts gegen den dadurch geschaffenen neuen Zustand einzuwenden haben.

Wir können daher nur nochmals wiederholen ....“

Difficile est satyram non scribere!

* * *

Was nun das Verhältnis Deutschlands zu allen diesen Fragen angeht, so genügen wenige Sätze: In Korea praktizierte als Leibarzt des Kaisers ein Deutscher. Er ist entlassen. Für die Bewirtung ausländischer Gäste war am Kaiserhofe eine Deutsche als eine Art Haushofmeisterin und Repräsentantin tätig. Sie wurde von den Japanern hinausgeekelt. Eine deutsche Minenkonzession wurde — aufgehoben. Bedeutende Mengen Eisenbahnmaterial wurden für Korea bezogen aus Amerika, aus England und Japan; aus Deutschland — nichts. Wir hatten eine Ministerresidentur in Söul — der Ministerresident ist „krankheitshalber“ sechs Monate auf Urlaub gegangen. Man nahm drüben gleich von vornherein an, er kommt nicht wieder. Die deutsche Gesandtschaft in Tokio wird zur Botschaft erhoben und

besorgt die diplomatischen Geschäfte bezüglich Koreas — beim Auswärtigen Amt in Tokio. Genau so machte es England, ließ sich aber wenigstens noch vertragsmäßig die Gleichberechtigung der Handels- und industriellen Interessen aller Mächte in Korea durch Japan garantieren, was Deutschland bisher nicht getan hat. Es fehlt nur noch, daß Japan auch die Zurückziehung der fremden Konsulate aus Korea, die Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit und die Unterstellung der in Korea wohnenden Fremden unter japanische Gerichtsbarkeit, sowie deren Ausschluß für immer von dem Rechte, in Korea als Personen Land zu kaufen, wie in Japan, verlangt und — zugestanden erhält. Dann wird man mit Stolz in der Brust ausrufen können: So wahren die Völker Europas in Ostasien ihre heiligsten Güter!

Fünfter Abschnitt.

Was nun?

Der Staatswagen der koreanischen Unabhängigkeit ist mitsamt seiner Ladung fremdländischer Interessen im japanischen Schlamme festgefahren. Wer ist bereit, ihn wieder flott zu machen? England jedenfalls zunächst nicht; denn es ist ja der Bundesgenosse Japans und hat sich diesem auch schon insofern gefällig erwiesen, als es seine diplomatische Vertretung in Soul abberufen hat. Auch Deutschland ist im Begriff, seinem Beispiele zu folgen. Wenn auch die Aufhebung der Ministerresidentur in Soul noch nicht endgültig erfolgt ist, so ist doch jedenfalls schon ein Schritt zur Nachfolge Englands getan, indem im Dezember 1905 die deutsche Gesandtschaft in Tokio mit der Wahrung der diplomatischen Interessen Deutschlands in Korea beauftragt wurde. Vielleicht ist es daher nicht zu spät, jetzt in letzter Stunde noch einmal zu warnen, daß ohne irgend einen ersichtlichen Zwang eine Position aufgegeben wird, die man einmal errungen hat. Was bietet uns denn Japan dafür, daß wir ihm hier in Korea zu unserem Schaden gefällig sein sollen? Oder zwingt uns denn irgend eine dringende politische Notwendigkeit, die Anerkennung der durch Japan ohne unsere Zustimmung selbständig getroffenen

Veränderungen in Korea anzuerkennen? In den Zeitungen wird geschrieben, daß Graf Arco von Tokio versetzt werden soll. Soll denn wirklich sozusagen der letzte Akt seiner Politik des gelüfteten Zylinderhutes, für die weder er noch die deutsche Nation bei den Japanern je Anerkennung oder gar erst Dank geerntet hat, mit einer Maßnahme abschließen, die so weittragende politische Konsequenzen zu unserem Nachteile nach sich zieht? Mehrfach habe ich in der deutschen Literatur, die sich mit Korea beschäftigt, die Tatsache erwähnt gefunden, daß seinerzeit, als im Reichstage bei der Etatsberatung die Mittel gefordert wurden für die Ministerresidentur in Soul, Eugen Richter — jenes jahrzehntelang unveränderte Bleigewicht auf dem Rücken des Rennpferdes, mit dem wir in unserer auswärtigen Handels- und Kolonialpolitik so verschiedene Nasenlängen hinter denen der anderen Großmächte zurückgeblieben sind — die Mittel abgelehnt hat mit der Begründung, unsere Handelsinteressen in Korea beschränkten sich auf eine einzige Firma in Tschemulpo, und „um dieses einen einzigen Meyers willen" eine eigene Ministerresidentur in Soul zu errichten, sei Verschwendung. Trotzdem wurde seinerzeit die Ministerresidentur bewilligt, und das zu einer Zeit, in der unserem Volke längst noch nicht in dem Maße wie heute zum Bewußtsein gekommen war, welche schwere Unterlassungssünde es für uns bedeutet hat, bei der Verteilung der Welt bisher so oft mit Abwesenheit geglänzt zu haben. Freilich auch heute noch existiert an großen deutschen Firmen in Korea auch nur noch jener „eine einzige Meyer". Aber

1. haben wir mittlerweile andere Gesichtspunkte gewonnen für die Einschätzung unserer Interessen in fremden Ländern,

2. ist erst kürzlich, angesichts Marokkos, ausgesprochen worden, daß es jedem Staate freistehe, die Interessen, die er in einem fremden Lande besitzt, zu bewerten, wie es ihm, nicht anderen, gutdünkt und

3. handelt es sich hier bezüglich der Ministerresidentur in Soul nicht weniger um den Schutz unserer in Korea bereits festgelegten Interessen, als vielmehr noch um den Schutz der freien Expansionsmöglichkeit unserer kommerziellen und industriellen Interessen schlechthin, mögen diese nun

bereits in Korea Fuß gefaßt haben oder noch nicht. Jedenfalls ist es unser berechtigtes Interesse, daß ein bisher noch ziemlich jungfräuliches Absatz- und Betätigungsgebiet dieser Interessen uns nicht durch eine einzelne Nation verschlossen wird; und diese Gefahr droht nicht nur, sondern ist bereits akut geworden. Um so mehr hat man Ursache, jeden Schritt zu vermeiden, der die Auslegung gestattet, daß das Deutsche Reich sich mit diesem Zustande einverstanden erklärt. Für jeden Unbefangenen aber — um wieviel mehr für die besonders interessierten Japaner! — muß die Aufhebung der Ministerresidentur in Soul einen Rückzug Deutschlands in Korea bedeuten, der unsere wirtschaftlichen und Handelsinteressen an Korea in den Augen anderer herabmindert.

Trotzdem wir Deutsche uns immer noch als die Nation der kühlen Denker ansehen, sind wir doch leider in politischen Dingen nur zu oft Optimisten und Illusionisten gewesen. Vielleicht gilt das weniger von der Regierung selbst, als von dem denkenden und den Geist der Nation bestimmenden Volke. Ich erinnere nur daran, welche Illusionen in breiten Kreisen, und leider gerade in den wirtschaftlich direkt interessierten Kreisen, seinerzeit daran geknüpft wurden, daß Deutschland einer der bevorzugtesten Lehrmeister Japans gewesen ist, und wie bitter sie in der Folgezeit enttäuscht wurden. Auch jetzt noch gibt es harmlose Gemüter genug, die glauben, die von unserer Seite Japan erwiesenen Gefälligkeiten würden uns politische und wirtschaftliche Vorteile bringen. Wie wenig das der Fall ist, hat bereits England erleben können. Speziell in der ostasiatischen Presse Englands kommt es, bisweilen sogar mit elementarer Wucht, zum Ausdruck, daß selbst der europäische Bundesgenosse Japans sich durch die Maßnahmen Japans enttäuscht sieht, und gerade Korea hat als Schauplatz des Falles Mc. Levy Brown klar genug die Berechtigung dieser Auffassung erwiesen.

Die Tatsache, daß die japanische Industrie rücksichtslos und mit unlauteren Mitteln in Ostasien ebensosehr den englischen Freunden wie uns und allen anderen zu Leibe geht, ist ebenfalls bereits in den Kreisen englischer Kaufleute genau so gut anerkannt

wie in den Kreisen der unsrigen — wenn auch anscheinend noch nicht in denen der englischen Politik. Gerade aber auf dem Gebiete der amtlichen Repräsentation Deutschlands im Auslande brauchten wir uns nicht zu schämen, von den Japanern zu lernen. Wer die Verhältnisse in Ostasien drüben aus eigner Anschauung kennt, und wer sich seine Sachkenntnis nicht bloß durch Hörensagen erworben hat, indem er die Gastfreundschaft der deutschen Konsulate, Kriegsschiffe und Kaufleute an der Küste in Anspruch nahm, wird wissen, daß Japan den enormen Aufschwung seines Handels und die geradezu bewundernswerte Schnelligkeit, mit der sich die japanischen Waren auf dem ostasiatischen Markte eingeführt haben, nicht in letzter Linie der Tätigkeit seiner diplomatischen und konsularischen Vertretungen verdankt. Ich habe schon früher gelegentlich einer Reise durch die Mandschurei mit Bewunderung feststellen können, wie energisch sich die japanischen politischen Emissäre in dieser Provinz ins Zeug legten, um dem Handel und der Industrie ihres Landes als Experten zu dienen, nicht bloß als Registrandenführer und Konsulatsberichtsschreiber, und wie sehr dieses Vorgehen absticht gegenüber der verknöcherten bureaukratischen Art, wie gerade dieser für einen Handelsstaat wichtigste Zweig der amtlichen Vertretung im Auslande seitens der europäischen Nationen, darunter nicht zuletzt auch seitens Deutschlands, gehandhabt wird. Bei uns gilt im allgemeinen der Grundsatz, daß die amtliche Vertretung des Reiches dem Handel folgt. Bei den Japanern gilt das umgekehrte Prinzip: zuerst das Konsulat, und dieses zieht dann den Handel schon nach sich. Wir errichten neuerdings Posten für Handelsattachés bei den Gesandtschaften und Generalkonsulaten. Die Japaner schicken sie in die Gegenden, wo weder der Handel noch konsularische Vertretung entstanden ist, um für beide das Feld vorzubereiten — ein gewaltiger Unterschied! Darüber aber, daß wir die Eröffnung und Freihaltung von Absatzgebieten, insonderheit die Freihaltung des ostasiatischen Marktes für unsere heimische Industrie, so dringend nötig haben wie das liebe Brot, und daß diese dringende Notwendigkeit noch verschärft worden ist, seitdem die industrielle Gegenbewegung aus Amerika unsere Industrie auf dem eigensten Absatzgebiete, dem Mutterlande, bedroht, kann wohl kein Zweifel

herrschen. Unter diesen Umständen fordert die einer Preisgabe des koreanischen Absatzgebietes gleichkommende gegenwärtige Politik Deutschlands geradezu die Kritik heraus und charakterisiert sich als ein Fehler, der um so schwerer ins Gewicht fallen würde, wenn er etwa der praktische Ausdruck eines, wenn auch offiziell vielleicht nicht zugegebenen Zurückweichens vor Japan sein sollte, wie es leider sehr zu befürchten ist. Jeder erhöhte Druck erfordert erhöhten Gegendruck. Sonst tritt eine Störung des Gleichgewichtes ein, die für uns auf dem ostasiatischen Markte um so verhängnisvoller werden kann, als wir notorisch auch in China in den letzten Jahren in der prozentualen Erhöhung unserer Handelsbeziehungen leider mit anderen Ländern, namentlich Japan, Amerika und England, nicht gleichen Schritt gehalten haben. Wenn je, so ist in diesem Falle ein „caveant consules!" am Platze, und die Erwägungen, die seinerzeit Deutschland zu seinem Vorgehen in der Frage der Abtretung der Liaotung-Halbinsel an Japan im Frieden von Shimonoseki veranlaßt haben, sollten gegenüber den neuen Zuständen in Ostasien nur an Kraft gewonnen, nicht verloren haben. Freilich, ich fürchte, ich predige hier tauben Ohren. Das kann mich aber nicht veranlassen, davon Abstand zu nehmen, aus meiner bisherigen Darlegung die Konsequenzen zu ziehen.

Zunächst kann daran kein Zweifel sein, daß außer Japan noch zahlreiche andere Mächte Interessen in Korea besitzen. Diese Interessen sind grundsätzlich internationaler Natur und bestehen in erster Linie in der Anwendung der Politik der offenen Tür auf Korea so gut wie auf China. Zu dieser Politik berechtigen die zwischen Korea und den meisten Handelsnationen geschlossenen Handelsverträge durchaus. Seit dem Abschluß dieser Handelsverträge ist nun ein Mißverhältnis eingetreten zwischen den Interessen der fremden Staaten an Korea und der Präponderanz der durch sogenannte Staatsverträge von Korea erworbenen speziellen Rechte Japans. Dieses Mißverhältnis hat seine Ursachen in drei Punkten:

1. Korea selbst ist infolge seiner politischen Schwäche unfähig gewesen, aus eigener Machtvollkommenheit seine Unabhängigkeit und Selbstbestimmung zu wahren, die Voraussetzung war für das Zustandekommen jener Verträge.

2. Japan hat Korea gezwungen, zunächst Rußland gegenüber einen Neutralitätsbruch zu begehen und dann diejenigen Regierungsfunktionen, die die Souveränität eines Landes ausmachen, an Japan abzutreten.

3. Die an Korea sonst noch interessierten Mächte haben es bisher unterlassen, die Voraussetzung für die Rechtsgültigkeit ihrer Verträge mit Korea, nämlich die faktische Unabhängigkeit des Landes, Japan gegenüber zu wahren und ihre vertragsmäßigen Rechte bezüglich Koreas auch dem neuen Herrn des Landes gegenüber unzweideutig geltend zu machen. Vielmehr haben sie sich zum Teil auf ein „laisser faire laisser aller“ beschränkt, zum Teil haben sie die durch 1 und 2 bedingten Zustände vertragsmäßig anerkannt, wenn auch unter gewissen Vorbehalten.

Aber alles ist damit doch noch nicht verloren; denn

a) eine vertragliche Anerkennung gewisser Veränderungen bezüglich der Stellung Koreas haben bisher nur Rußland und England Japan gegenüber vertraglich ausgesprochen: Rußland im Frieden von Portsmouth, wo die „Prädominanz“ Japans in Korea anerkannt ist, und England in seinem zweiten Schutz- und Trutzbündnis mit Japan, das indessen ausdrücklich den Vorbehalt enthält, daß die gemeinsamen Handels- und industriellen Interessen aller Mächte in Korea durch die japanische Herrschaft daselbst nicht beeinträchtigt werden sollen.
b) Diese Verträge verpflichten noch nicht die unbeteiligten Mächte.
c) Es existieren noch sämtliche mit Korea abgeschlossenen Verträge, die insonderheit als wichtigste Garantie für die Rechte der Ausländer in Korea die Exterritorialität der Fremden, die Konsulargerichtsbarkeit sowie das Niederlassungsrecht stipulieren.

Diese Rechte sind bisher von keiner einzigen Nation aufgegeben worden und geben sämtlichen an Korea interessierten Nationen das Recht, von Japan deren volle Anerkennung und Berücksichtigung

bei der Ausübung der durch Korea auf Japan übertragenen Souveränitätsrechte zu verlangen. Aus alledem ergibt sich, daß die koreanische Frage ihrem ganzen Charakter nach auch heute noch theoretisch eine Frage ist von internationalem Charakter, und daß die bisherigen Verträge Japans bezüglich Koreas dem ersteren noch nicht das Recht geben, die koreanische Frage als eine zu behandeln, für deren Lösung ausschließlich Japan und Korea zuständig sind.

Während also diese drei positiven Feststellungen jeder einzelnen beteiligten Macht ein Einspruchsrecht bezüglich der Neugestaltung der Dinge in Korea gewährt, so gestatten auch die drei für das Mißverhältnis angegebenen Ursachen die Anwendung entsprechender Gegenmaßregeln, deren Sinn und Berechtigung sich logisch aus den letzten drei Punkten „a—c" ergibt, nämlich:

Zu 1. Die zwischen Korea und den Vertragsstaaten abgeschlossenen Verträge gewähren diesen gewisse einseitige Rechte. Die Vertragsstaaten haben den Anspruch darauf, daß diese Rechte unter allen Umständen ihnen gewahrt bleiben. Voraussetzung für die Rechtskraft dieser Verträge ist die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung Koreas. Wird diese durch Maßnahmen Koreas auf eine einzelne andere Macht übertragen und dadurch den Verträgen die Voraussetzung entzogen, so besitzen die Vertragsmächte das Recht, die Beseitigung dieses Zustandes und die Wiederherstellung des ursprünglichen zu verlangen.

Zu 2. Da als feststehend angenommen werden muß, daß die seit Ausbruch des russisch-japanischen Krieges zwischen Japan und Korea abgeschlossenen Staatsverträge von Korea nur deshalb abgeschlossen worden sind, weil es sich Japan gegenüber in einer Zwangslage befunden hat, also zu einer Zeit, da die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung Koreas bereits um ein erhebliches Maß vermindert, wenn nicht überhaupt ausgeschlossen war, so entbehren diese Verträge, wenn auch nicht formell der Rechtsgültigkeit, so doch der Wirksamkeit, die sonst Staatsverträge besitzen, die abgeschlossen sind zwischen Völkern, deren Unabhängigkeit und Freiheit der

Selbstbestimmung außer Frage steht. Insbesondere steht dieser Einspruch Rußland zu gegenüber den Maßnahmen der von der japanischen Regierung beeinflußten koreanischen Regierung, die einseitig sämtlich zwischen Rußland und Russen einerseits und der koreanischen Regierung anderseits geschlossene Verträge annulliert hat.

Zu 3. Das Völkerrecht sowohl wie das Staatsrecht kennen den Begriff der Verjährung nicht. Infolgedessen steht den durch die koreanisch-japanischen Verträge beeinträchtigten Mächten, soweit sie bisher zu diesen noch keine Stellung genommen haben, nach wie vor das Recht zu, ihre Rechte sowohl Korea gegenüber wie einem dritten Staate, in diesem Falle also Japan, gegenüber geltend zu machen.

Nach den bisherigen Symptomen zu schließen, kann es als sicher gelten, daß Japan alles tun wird, um seine in Korea neugewonnene Macht dazu zu benutzen, um möglichst unter Ausschluß der allgemeinen Interessen der Vertragsmächte die speziellen japanischen Interessen in Korea auf wirtschaftlichem und Handelsgebiete zu begünstigen. Der internationale Charakter Koreas als Betätigungsgebiet für alle Handelsnationen unter Aufrechterhaltung einer Politik der offenen Tür berechtigt daher alle beteiligten Mächte, etwa durch eine Konferenz nach Art der Marokkokonferenz, die gemeinsamen Interessen der beteiligten Mächte an Korea festzulegen und von Korea wie Japan deren Anerkennung zu verlangen. Man könnte sich auf dieser Konferenz etwa auf folgenden Standpunkt stellen:

Korea ist nach wie vor ein unabhängiger Staat, in dem alle Handelsmächte gemeinsame Interessen besitzen, und auf den die Regeln der Politik der offenen Tür Anwendung finden. Es widerspricht aber den gemeinsamen Interessen der Vertragsmächte sowie der Politik der offenen Tür nicht, wenn das bisher nur durch einseitige Verträge zwischen Japan und Korea festgelegte Recht Japans, in der inneren Verwaltung Koreas Reformen vorzunehmen, anerkannt wird unter gleichzeitiger Umwandlung dieses Rechtes in ein Mandat seitens der interessierten Mächte.

Hierdurch würde praktisch an der Wirkung der nun einmal abgeschlossenen Verträge nichts geändert werden, und diese Form würde auch Japans Interessen so weit berücksichtigen, daß diese in Übereinstimmung gebracht werden könnten mit den Interessen anderer Mächte, ohne daß für Japan von vornherein die Teilnahme an einer solchen Konferenz durch zu weitgehende Forderungen unmöglich gemacht würde. Es müßten dann aber gewisse Garantien vereinbart werden etwa nach folgenden Gesichtspunkten:

1. Die Übertragung des Mandats an Japan, Korea durch innere Reformen zu faktischer Unabhängigkeit und Kraft zu verhelfen, ist an eine zeitliche Grenze gebunden, nach deren Überschreitung Japan sowohl die innere Verwaltung wie die Vertretung Koreas nach außenhin in vollem Umfange wieder an Korea selbst zurückzugeben hat.

2. Zur Sicherstellung der gemeinsamen Rechte der beteiligten Vertragsstaaten übernimmt Japan für die Zeit seines Mandates folgende Verpflichtungen:

a) Japan verspricht, in Korea keinerlei Maßnahmen zu ergreifen, die geeignet sind, die Exterritorialität der Fremden, die Konsulargerichtsbarkeit und das Niederlassungsrecht der Fremden in Korea, so wie es in den Verträgen mit Korea festgelegt ist, zu beeinträchtigen.

b) Japan verpflichtet sich, sämtliche Vergünstigungen, die es während seines Mandates bezüglich Handel, Industrie, Schiffahrt, Fischerei, Ackerbau, Grunderwerb, Bergwerkskonzessionen, Regierungsgeschäfte, Konzessionen für sonstige wirtschaftliche Unternehmungen sowie auf allen etwa in Betracht kommenden anderen Gebieten japanischen Staatsangehörigen gewährt, in entsprechendem Umfange auch den Angehörigen aller anderen Nationen zuteil werden zu lassen; insbesondere sollen Lieferungen in allen sogenannten Regierungsgeschäften nur im öffentlichen Submissionswege mit dem Rechte der Konkurrenz von Angehörigen anderer Nationen vergeben werden.

c) Japan verpflichtet sich, während der Mandatsperiode die zwischen den einzelnen Staaten und Korea vereinbarten

Zolltarife aufrecht zu erhalten sowie den Handelsverkehr zwischen Japan und Korea keinesfalls gegenüber den bestehenden Handelsverträgen zwischen Korea und anderen Staaten zu begünstigen, fernerhin auf die im Handelsverkehr zwischen Korea und dem Auslande ein- und ausgehenden Güter keinerlei Inlandabgaben zu legen oder die im Lande tätigen Ausländer mit anderen Steuern oder Abgaben zu belegen, als solchen, die ausdrücklich zwischen der japanisch-koreanischen Regierung einerseits und dem mit der Wahrnehmung der ausländischen Interessen betrauten diplomatischen Korps anderseits durch besondere Abkommen festgesetzt werden sollten.

d) Japan übernimmt die Verpflichtung, für den diplomatischen Verkehr bezüglich Koreas mit den Vertragsstaaten in Tokio eine stelbständige Behörde zu schaffen, die insonderheit unabhängig ist vom japanischen Auswärtigen Amte und direkt den beiden Kaisern von Japan und Korea gemeinsam untersteht. Fernerhin übernimmt Japan die Verpflichtung, für Korea ein von dem seinigen getrenntes Budget aufzustellen, die Einnahmen aus der Verwaltung Koreas ausschließlich zugunsten Koreas selbst zu verwenden und alljährlich dem diplomatischen Korps in Tokio sowohl die Bilanz des Staatshaushaltes Koreas des vergangenen Jahres wie den Haushaltungsplan des bevorstehenden bis ins einzelnste spezifiziert mitzuteilen.

3. Nach Ablauf seines Mandats hat Japan dafür zu sorgen, daß sämtliche unter seiner Regie in Korea stehenden Unternehmungen, die sich als dem öffentlichen Interesse dienend charakterisieren, insonderheit die Eisenbahnen, die Telegraphenlinien, die Postverwaltung, die Staatsbank, die Armee, die zu irgendwelchen Zwecken okkupierten Ländereien usw. Korea zur Verfügung gestellt und jederzeit zurückgegeben werden gegen Ersatz der auf sie nachweislich durch Japan aufgewendeten Kosten, soweit diese nicht durch die Einnahmen des Landes selbst innerhalb der Mandatsperiode gedeckt sein sollten. Bei Abschluß der zu diesem Behufe not-

wendig werdenden Staatsanleihen Koreas werden alle Vertragsmächte gemeinsam mit Japan ihre Mitwirkung Korea zur Verfügung stellen.

4. Sämtliche Vertragsmächte einschließlich Japans verpflichten sich, während und nach Ablauf des Mandates Japans gemeinsam die Garantie für die Unabhängigkeit und territoriale Integrität Koreas zu übernehmen sowie sich jedes Einflusses auf die weitere innere Entwicklung Koreas zu enthalten, auch nicht früher in irgendwelche direkten Handelsvertragsverhandlungen mit Korea einzutreten, als das Mandat Japans erloschen ist.

Erst wenn seitens Japans derartige Garantien geboten worden sind, wird man berechtigt sein können, Japan ohne allzugroße Sorgen für den Frieden im fernen Osten die Durchführung derjenigen Aufgaben zuzugestehen, die Japan selbst vielfach als seine ideale Forderung ausgesprochen hat, nämlich den Staat Korea zu einem in Wirklichkeit unabhängigen und selbständigen Staat zu erziehen, der in der Lage ist, seine Souveränität selbständig im direkten Einvernehmen mit den Vertragsstaaten zu schützen und zu erhalten. Es ist dringend notwendig, Japan bei diesem seinem Wort zu fassen und festzuhalten. Erst dann wird die Gefahr beseitigt sein, daß Japan die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit und territorialen Integrität Koreas nur zum Deckmantel seiner eigenen selbstischen Interessen benutzt.

Ich habe versucht, soweit es an der Hand des bekannt gewordenen und mir vorliegenden Materials möglich war, hier eine Klarlegung der durch die jüngsten Veränderungen im fernsten Osten neugeschaffenen politischen Situation und ihrer Konsequenzen zu bewirken; es hat sich dabei herausgestellt, daß eine ganze Anzahl wichtiger Fragen noch ihrer Lösung harrt, und daß die Erfolge Japans und sein einseitiges Vorgehen bezüglich Koreas die gemeinsamen Interessen sämtlicher rein wirtschaftlich an der Entwicklung im fernen Osten interessierten Vertragsstaaten aufs ernstlichste bedrohen, und daß man durchaus berechtigt ist, von Zuständen zu sprechen, die man, wenn man will, als Zuspitzung der „gelben Gefahr" bezeichnen kann. Was früher einmal ein Asiate

— ich glaube gar, es war Li hung tschang — ausgesprochen hat, gilt auch noch heute: „Die Europäer schicken eine Armee, um Verträge mit uns abzuschließen, und überlassen ihre Durchführung einem Gesandten und seinem Kanzleidiener.“ Geschieht seitens der Vertragsmächte auch jetzt wieder nichts, um die Neugestaltung der Dinge, für die die Verantwortung zum geringeren Teile auf seiten Rußlands, zum größeren auf seiten Japans liegt, mit ihren schwerwiegenden handelspolitischen und wirtschaftlichen Interessen im fernen Osten in Einklang zu bringen, so braucht man keine Kassandra zu sein, um recht trübe in die Zukunft zu blicken. Das Deutsche Reich aber, das bei seinem enormen Interesse am Außenhandel insofern von allen Großmächten am ungünstigsten gestellt ist, als es von ihnen auf dem Erdenrund über die wenigsten Stützpunkte seines Handels und seiner diesen schützenden Kriegsflotte verfügt und keinen Kolonialbesitz aufzuweisen hat, der auch nur einigermaßen imstande wäre, ihm den Verlust von Absatzgebieten auf dem Weltmarkte in absehbarer Zeit zu ersetzen, dürfte einer der Hauptleidtragenden sein. Wenn auch von seiner Seite nichts geschehen sollte, um die akut gewordene Gefahr abzuwenden — salvavi animam meam!



Fig. 188. Koreanische Ellen.

Namen- und Sachregister.

* bedeutet Illustration.

D.

H.

K.



L.

M.

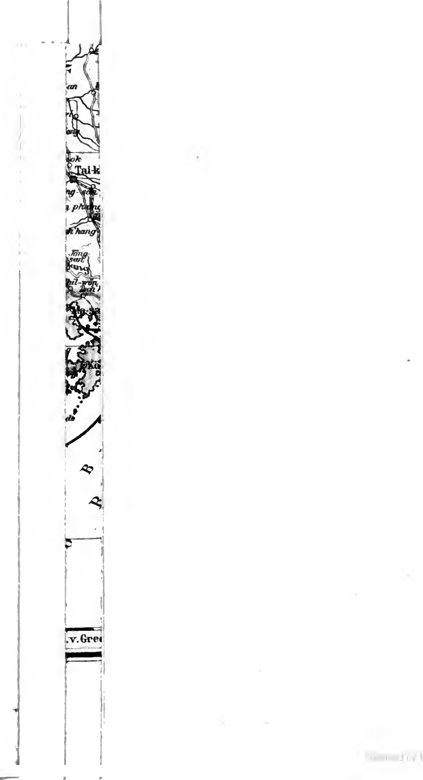
S.

T.

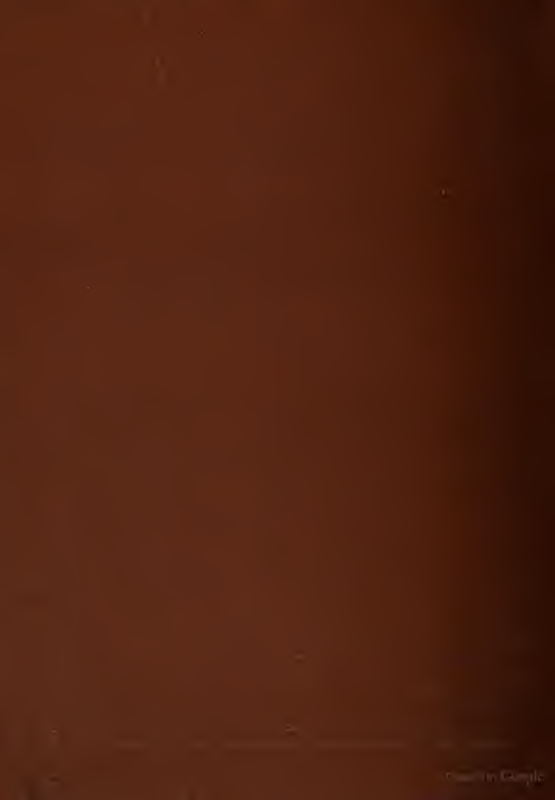
U.

V.

Ende.


Tai-k
v.Gre






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07039 2876

